Die Lebenskräfte des Evangeliums.

Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums.

Von

Joh. Warneck, lic. theol.,
Missionsinspektor.

3. Auflage.

Berlin 1908.
Verlag von Martin Warneck.

Der Hochwürdigen

theologischen Fakultät

der Universität

Halle=Wittenberg

in Dankbarkeit gewidmet.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die freundliche Aufnahme seiner missions-psychologischen Untersuchung hat den Verfasser in der zuversichtlichen Hoffnung bestärkt, daß die Heidenmission der heimatlichen Kirche wie der mit den Zeitströmungen sich auseinandersetzenden Theologie etwas zu sagen hat. Die fast gleichzeitig in Kählers „Angewandten Dogmen" erschienenen Aufsätze über Mission fordern die Missionsarbeiter auf, die Erträgnisse ihrer im Kampf gewonnenen Erfahrungen für die Theologie zuzurichten. Die „Lebenskräfte des Evangeliums" waren eine bescheidene Antwort darauf, ehe der Verfasser von jener Einladung Kunde hatte. Daß die Gedanken des Dogmatikers über Mission in überraschender Weise zusammenlaufen mit den Erfahrungen des Missionspraktikers, gereicht diesem zu besonderer Freude. Mit steigender Überraschung durfte ich konstatieren, daß die Ergebnisse des gläubigen Bibelforschers der Missionstheorie und Missionspraxis ebenso zur Stütze dienen, wie umgekehrt die Missionserfahrungen zur Erhärtung der auf Grund jener gewonnenen Überzeugungen. Die hier geschöpften Anregungen zu verwerten war nicht mehr möglich. Vielleicht dürfen sie späteren Arbeiten von Nutzen werden.

Wohl wissend, daß es sich in meiner Untersuchung um einen erstmaligen Versuch handelte, war ich bereit, Korrekturen oder Ergänzungen erfahrener Fachgenossen entgegenzunehmen und zu verwerten. Von dieser Seite ist mir aber wesentlich Zustimmung entgegen geklungen. Kleine Ausstellungen sind in dieser Auflage berücksichtigt und mißverständliche Wendungen entsprechend geändert worden. Die Zeit seit dem Erscheinen des Buches ist

freilich noch zu kurz, als daß umfängliche, auf exakten Studien fußende Urteile von den auf den Missionsfeldern arbeitenden Fachmännern eingelaufen sein könnten. Von ihnen verspreche ich mir die meiste Förderung für die aufgeworfenen Fragen.

Hingegen ist mir von anderer Seite der Rat gegeben worden, das Studium der religionswissenschaftlichen Probleme unbefangener und umfassender zu betreiben und mich mit den Resultaten der vergleichenden Religionsforschung auseinanderzusetzen, d. h. anzuerkennen, daß der zur Zeit die wissenschaftliche Welt beherrschende Entwicklungsgedanke auch der Religionsforschung die Wege zu weisen habe. Ich bin mit der einschlägigen Literatur nicht so unbekannt, wie es der betreffende Kritiker mir vorwirft. Wenn ich aber zu abweichenden Resultaten kam, so konnte es nicht im Plane meiner Arbeit liegen, mich mit den religionsphilosophischen Voraussetzungen jener auch von mir hochgeschätzten Männer auseinanderzusetzen. Ich wollte und will nicht Polemik treiben, sondern positive Bauarbeit. Ich zeichnete das animistische Heidentum — und auf dieses habe ich mich zunächst beschränkt — so sachlich, wie es mir möglich war. Ich legte meine und anderer Fachgenossen Beobachtungen dar, lauter Tatsachen. Ich bin von Erfahrungstatsachen ausgegangen, aus ihnen habe ich Folgerungen gezogen, und wenn diese mit der herrschenden Entwicklungshypothese (denn eine solche ist es doch noch immer) nicht übereinstimmen, so liegt das eben an den brutalen Tatsachen, nicht an den „religionsgeschichtlichen Voraussetzungen" des Beobachters. Ich leugne nicht, daß der Evolutionsgedanke innerhalb der Menschheitsreligionen etwas Bestechendes hat, aber die Untersuchung des mir aus langer Augenzeugenschaft vertrauten Animismus hat mich nicht auf ihn hingeführt. Ich gelangte zu der Überzeugung, daß das animistische Heidentum nicht die Durchgangsstufe zu einer höheren Religion ist. Ich meine das in meiner Untersuchung zusammenhängend begründet zu haben mit Tatsachen, die man mit Hypothesen nicht aus der Welt schaffen kann. Man zeige Tatsachen vor, welche beweisen, daß das animistische Heidentum sich irgendwann und irgendwie zu einer reineren Gotteserkenntnis hinauf entwickelt habe, nicht Konstruktionen, wie

man sich solche Entwicklung denkt, sondern geschichtliche Wirklichkeit. Die mir bekannte Form des Animismus weist keine Linien auf, die zur Vervollkommnung hinführen, wohl aber unbestreitbare Züge des Verfalls.

Der Missionar, der den animistischen Heiden das Evangelium anbot, ist bei intimer, langjähriger Berührung mit Tausenden seiner Bekenner überführt worden von der gottfeindlichen Bestimmtheit dieses Heidentums. Im heißen Kampfe mußte er die Kräfte wägen, die sich hier messen. Hinter den für den Forscher hochinteressanten animistischen Vorstellungen walten Kräfte; ob sie von oben oder von unten stammen, ist theoretisch gar nicht auszumachen. Der Missionar bekommt sie zu fühlen. Die feindliche Stellungnahme des Heidentums gegenüber der christlichen Religion legt den Schluß nahe, daß es in ihm einen Feind, nicht einen überlegenen Bruder ahnt. Tatsächlich siegt das Christentum nur da, wo es von Grund auf ein Neues pflügt. Die strengsten Beurteiler des Heidentums sind die überzeugten Konvertiten.

Die herbe Einschätzung des Heidentums schließt nicht aus, fordert vielmehr, daß der Missionar, dem daran gelegen sein muß, die Religion seines Volkes bis in die verborgensten Tiefen hinein zu verstehen, mit Liebe und Lust alles, was sich darin von Sehnsucht nach Gott, von moralischem Empfinden, von Verlangen nach besseren Gütern findet, sammelt und rückhaltlos anerkennt als das, was es wirklich ist, als Edelmetall göttlichen Ursprungs. Ich hoffte, das sei in der Darstellung genügend zum Ausdruck gebracht. Das Gold der göttlichen Gedanken ist aber verschlackt. Die Wahrheitsgedanken bedeuten bestenfalls eine Unterströmung im heidnischen Gemüt, keinesfalls einen die Religiosität ausprägenden oder langsamerhand veredelnden Antrieb. Ich habe diesen religiösen Werten kein besonderes Kapitel gewidmet, da sie, in den entsprechenden Zusammenhang gestellt, mehr auf gerechte Einschätzung rechnen durften. Wer möchte als Missionar unter den Heiden ein Leben des Kampfes, der Enttäuschungen und Entbehrungen führen, wenn er nicht der freudigen Zuversicht wäre, daß die viva vox evangelii auch in den verkommensten

heidnischen Gemütern vernommen wird; wenn in ihm nicht der Glaube lebte, daß auch die Animisten, weil ἐκ θεοῦ εἰς θεὸν sind!

Im Gegensatz zu den finsteren Kräften des Heidentums die lebenweckenden Kräfte des Evangeliums herauszuheben, das war des Verfassers Absicht. Es trieben ihn ähnliche Erfahrungen und Erlebnisse dazu, wie die ersten Heidenmissionare, denen es anlag, der Antiochenischen Gemeinde zu verkündigen, „wie viel Gott mit ihnen getan hätte, und wie er den Heiden hätte die Tür des Glaubens aufgetan" (Act. 14, 27; 15, 3. 4. 12). Von jenen heißt es: „Sie machten große Freude allen Brüdern." Es siegt heute wie damals das Evangelium, von dem der große Heidenapostel aus reicher Erfahrung bezeugt, daß es wirkt οὐκ ἐν λόγῳ μόνον, ἀλλὰ καὶ ἐν δυνάμει καὶ ἐν πνεύματι ἁγίῳ καὶ πληροφορίᾳ πολλῇ (I. Theſſ. 1, 5).

Joh. Warneck.

Inhaltsangabe.

Einleitung.

II. Erste Berührung zwischen Heidentum und Christentum.

A. Das Heidentum verhält sich ablehnend.

Einleitung.

Daß großartige **Kraftwirkungen** von der heutigen Heidenmission ausgegangen sind und ausgehen, ist eine geschichtliche Tatsache, die auch von denen zugegeben werden muß, welche ihren Sendboten oder ihrem Betriebe wenig Sympathie entgegenbringen. Seitdem die evangelische Christenheit den Missionsgedanken bewußt zur Tat werden ließ, hat sie die magnalia Dei unter den Heiden erleben dürfen. Tausende, ja Millionen von Heiden der verschiedensten Kulturstufen haben dem Götzendienst entsagt und sind in Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott getreten, sie haben mit ehrlichem Abscheu die Abgötter und mit ihnen die Greuel des Blutvergießens, die Laster der Unsittlichkeit und der Lüge von sich geworfen, haben in Kraft des neuen Glaubens gelernt Liebe und Erbarmen zu üben, wahr und ehrlich zu werden. Neue Menschen mit neuem Denken, Fühlen und Wollen hat das Evangelium aus ihnen gemacht. Mögen einzelne Heuchler und viele Namenchristen mit unterlaufen, ungezählte Tausende sind aus innerster Überzeugung und mit klarem Willen umgekehrt und haben durch einen neuen Wandel die Echtheit ihrer inneren Umwandlung erhärtet.

Die Mission hat noch Größeres erreicht: sie hat ehrenvolle Siege gefeiert über ganze Stämme und **Volks**verbände. Die Kols, die Karenen, die Batak, die Niasser, die Alifuren der Minahassa, die Waganda, die Basuto, die Stämme vieler Südseeinseln liefern den Beweis, daß das Evangelium in sich die Kraft trägt, ganze **Völker** nach innerlicher Überwindung des Götzendienstes von Grund aus umzugestalten, ihre Schwerter in Pflugscharen, ihr Faustrecht in ein durch christliche Prinzipien normiertes Recht umzuwandeln, Humanität und Gesittung einzubürgern. Manches heidnische Volk hat mit der Annahme des Evangeliums eine fundamentale Wiedergeburt erlebt.

Angesichts solcher Erfolge der evangelischen Heidenmission dürfte es eine zeitgemäße und fruchtbare Aufgabe sein, den Wirkungen der evangelischen Verkündigung auf dem Missionsfelde nachzuspüren und zu untersuchen, welche Kräfte derselben bei der Christianisierung wirksam werden? Wo Wirkungen sich äußern, können wirkende Kräfte beobachtet werden. Welches sind nun die Kräfte des Evangeliums, die solche bedeutsame Wirkungen hervorrufen? Das, was wir „Evangelium" nennen, enthält eine große Mannigfaltigkeit von Gaben Gottes an die Menschheit, ist es doch unendlich reich und vielseitig: Es bringt der selbstsüchtigen Welt die Liebe Gottes, den Geknechteten aller Art Befreiung, den Verblendeten Wahrheit, den Törichten Weisheit, den Sündern Versöhnung mit Gott, den Leidenden Hilfe, den Unreinen ein neues Herz; es läutert und veredelt die irdischen Verhältnisse; es verbindet die Welt mit Gott; es bringt der Menschheit Freiheit, Friede, Freude; es löst die geknechteten Massen auf in Individuen mit persönlichem Wert und eigener Verantwortung. Welche nun dieser mannigfaltigen Gaben bringt jene Wirkungen in der Heidenwelt zustande? Ist es die hohe Sittlichkeit des Christentums, welche die Heiden überwindet? Ist es die hehre Person des Menschensohnes oder das Geheimnis des Gottessohnes? Ist es Jesus der Versöhner, oder das erhabene Vorbild des vollkommensten der Menschen? Ist es die geistige Überlegenheit des Christentums, die Kulturkraft, die ihm eignet, oder die Befreiung von Schuld und Sünde, die es verheißt? Hebt sich die eine oder die andere jener Kräfte als zentral heraus, oder stehen wir vor einem unentwirrbaren Ineinander der verschiedenartigsten Beeinflussungen, deren Wurzeln unaufgedeckt bleiben? Nach der seitherigen Missionspraxis hat man den Heiden alt- und neutestamentliche Geschichten erzählt, man hat sie das Gesetz gelehrt und die Verheißungen, hat ihnen den Gekreuzigten vor Augen gemalt und den Sünderheiland angepriesen, hat die Hoffnung des ewigen Lebens zu wecken versucht und sie in einem neuen Wandel unterwiesen. Welche dieser verschiedenartigen Antriebe enthält jene machtvoll wirkenden Lebenskräfte? Oder wirkt das alles zusammen? Oder liegt etwa die Kraft nach einer anderen, vielleicht weniger beachteten Seite hin?

Es ist der Mühe wert, diesen Fragen nachzugehen, auch auf die Gefahr hin, daß man eine andere Antwort erhält, als man vielleicht zu finden gehofft. Die Mission kann solche Untersuchung im eigensten Interesse nur wünschen. Wohl ist jede Wirkung des göttlichen Wortes ein Geheimnis, das sich nicht auf eine psychologische Formel bringen und des Wunderbaren nicht entkleiden läßt. Die Kraft selbst bleibt auch bei den Untersuchungen des Naturforschers ein Geheimnis, und doch kommt man ihr durch exakte Beobachtung näher. Aber so gewiß man im Naturreiche bestimmte Erscheinungen auf bestimmte Kräfte zurückführen und damit diese Kräfte näher umschreiben kann, so gewiß darf im Reiche Gottes die Beobachtung tatsächlicher Kraftwirkungen zu einer genauen Untersuchung der ihnen zugrunde liegenden Kräfte benutzt werden. Die Frage, die wir uns stellen, ist also diese: Durch die evangelische Verkündigung sind Lebenskräfte in die Heidenwelt hineingetragen und wirksam geworden; welche sind diese lebenweckenden Kräfte des Evangeliums?

Gelänge es, diese Frage zu beantworten, so würde der Gewinn nicht gering sein. Zunächst für den Missionsarbeiter. Der Sendbote würde sich Rechenschaft darüber geben, was an seiner Botschaft lebensvoll, wesentlich, unentbehrlich ist, was darum von Anfang an Besitz derjenigen werden muß, zu denen er als Evangelist hinauszieht. Muß er doch schon aus pädagogischer Klugheit sich zunächst auf das Zentrale in der Heilsdarbietung beschränken. Wenn irgend ein Arbeiter innerhalb der Kirche, so ist er zur Beantwortung der Frage gedrängt: Was ist das Wesentliche der evangelischen Botschaft? Aus mancherlei Gründen muß der Missionar, besonders unter einem Naturvolke, sich im Anfang seiner Tätigkeit beschränken auf die Anbietung des Kernes des Evangeliums. Eine lange Unterweisung und Schulung der gewonnenen Christen, die sich durch Generationen hinzieht, ist später nötig, um sie in den vollen Reichtum des Evangeliums einzuführen. Was aber hat der Missionar den Heiden grundlegend darzubieten, so daß sie überzeugte Christen werden können, ohne die ganze Fülle des Gotteswortes erst durchprüfen zu müssen? Der Missionar handelt hier je nach seiner persönlichen Auffassung

und Erfahrung vom Wesen des Evangeliums. Er kann methodische und vielleicht auch sachliche Mißgriffe begehen und dabei in Gefahr kommen, an der Kraft seiner Botschaft irre zu werden. Je mehr nun die Mission mit Erfolg arbeitet, wird es ihr erlaubt sein, von dem, was die Heiden annehmen, wie sie es aufnehmen, und welche Kräfte dadurch unter ihnen entbunden werden, Rückschlüsse zu machen auf dasjenige, was als Kern und Kraft des Christentums ihnen grundlegend mit allem Nachdruck anzubieten ist, unter vorläufigem Beiseitelassen der weniger wichtigen Momente, selbst wenn diese dem Evangelisten an hervorragende Stelle zu gehören scheinen.

Der Missionar wird auch mehr Verständnis gewinnen für das geistliche Leben der Heiden sowohl wie der Heidenchristen, wenn er den Wirkungen seiner Verkündigung auf die Psyche seiner Missionsobjekte nachgeht. Er wird der Gefahr entgehen, das Schema seines eigenen geistlichen Lebens als Maßstab für den Werdegang seiner Pfleglinge anzulegen, oder den Verlauf seiner inneren Entwicklung zum bindenden Gesetz der christlichen Lebensentfaltung auch bei Heidenchristen zu erheben. So wird er gefeit dagegen, statt Mission Propaganda zu treiben, d. h. abzustempeln statt umzugießen. Gar leicht sind unreife Heidenchristen geneigt, die Formen des christlichen Lebens, die sie an ihrem Führer beobachten, äußerlich nachzuahmen, die Sprache Kanaans zu reden, die Gebärden der Gottseligkeit zu kopieren und dadurch ihren Seelsorger zu täuschen. Was bei ihm echt ist, kann ihnen zur hohlen Phrase werden. Psychologisches Verständnis wird den Missionar warnen, den kleinen David in Sauls Rüstung prangen sehen zu wollen und wider seinen Willen Christen heranzubilden, die durch heuchlerisches Imitieren diejenigen Mängel zudecken, die beim derzeitigen Stadium ihres inneren Lebens noch kaum überwunden sein können. Er wird, wenn die Wirkungen des Evangeliums auf Heiden und werdende Christen ihm durchsichtig sind, die vermeintlichen Mängel ihres geistlichen Lebens richtiger werten und die wirklichen klarer sehen; er wird geduldiger warten lernen, wenn er noch nicht Früchte findet, wo nach den Gesetzen jener Lebenskräfte erst junge Triebe oder Blüten-

ansätze vorhanden sein können; er wird die Erfolge seiner Evangelisation nüchtern und liebevoll zu beurteilen vermögen und dankbar schon da lebensvolle Keime entdecken, wo ein ungeschultes Auge noch nichts sieht. Auch der ferner stehende Beobachter der Mission wird, wenn er sich der Mühe unterzieht, jene Kräfte in ihrer wachstümlichen Entfaltung zu studieren, gerechter in seinem Urteil werden, als es der oberflächliche Missionskritiker meistens ist.

Vielleicht dürfte auch die heimatliche Christenheit von der Beantwortung jener Fragen Bereicherung erfahren. Die verwischende Macht der Gewohnheit hat je und je breiten Schichten der Christenheit den Blick für das Zentrale ihres Glaubens getrübt. Die großen Gaben des Christentums verblassen dem verwöhnten Besitzer leicht zu unverstandenen Redensarten und Abstraktionen; der ererbte Besitz verwischt dem Genießenden seine wertvolle Wesenhaftigkeit. Mancherlei Gaben vermittelt die Heidenmission der missionierenden Christenheit: sie befruchtet ihr geistliches Leben, fördert ihre Tatkraft, weist der christlichen Liebe neue Ziele; sie lehrt Gottes Wege mit den Völkern verstehen in einer Zeit, wo die gealterten christlichen Kirchen keine lebendige Erinnerung mehr haben an die Führungen ihrer Jugend; sie mahnt in ihren gesegnetsten Erntefeldern die christlichen Kirchen an das, was diese gleich jenen sein sollen und immer wieder werden, nicht genießende Feiergemeinschaften der Auserwählten, sondern Erzieher der Völker. Auch der Theologie trägt die Mission neuen Honig zu, wenn etwa die Blumen der Heimat wenig Süßigkeit hergeben. Vielleicht kann die Mission der heimatlichen Kirche auch damit einen Dienst leisten, wenn es ihr gelingt, die lebenweckenden Kräfte des Evangeliums in Lapidarschrift unwidersprechlich herauszuheben. Nicht daß das Christentum durch eine derartige Apologetik gestützt werden müßte. Aber seine Bekenner haben es zuweilen nötig, auf einen höheren Standpunkt gehoben zu werden, von wo aus sie mit klarem Auge das Große groß und das Beiläufige, die Folgeerscheinung, die so leicht mit dem Wesen verwechselt wird, klein schauen. Die Großartigkeit der Mission korrigiert die geistliche Perspektive der missionierenden Christenheit.

Die Untersuchung hat aber nicht geringe Schwierigkeiten

zu überwinden, welche die Gewinnung einer sicheren Antwort in Frage stellen. Nur eine genaue Bekanntschaft mit dem Heidentum, wie es wirklich ist, lehrt die Widerstände gegen die Evangeliumskräfte richtig in Anschlag zu bringen. Wer daher die Kraftwirkungen des Evangeliums auf die Heidenwelt beobachten will, muß sich mit dem Heidentum auseinandersetzen. Es ist aber sehr schwer, ein wahres Bild des Heidentums zu zeichnen, selbst wenn man sich auf eine Erscheinungsform desselben beschränkt. Wo finden wir eine heidnische Religion absolut zuverlässig dargestellt? Manche Beobachter werden geneigt sein, ihre Lichtseiten einseitig herauszukehren; anderen verschwimmen in der heidnischen „Nacht" die deutlichen Umrisse der Zeichnung. Jene unterschätzen den Zug nach unten, diesen fehlt der Blick für das Charakteristische der Einzelreligion. Selten wird es Forschungsreisenden möglich sein, bei ihrem kurz bemessenen Aufenthalt und ihrer mangelhaften Kenntnis des Volkes und seiner Sprache in die Tiefe seiner Religion einzudringen. Nur ungern läßt der spröde Heide den Fremden einen Blick in sein Heiligtum tun. Gelehrte, welche das Heidentum nicht aus Anschauung kennen, sind in Gefahr, die heidnische Religion am Studiertisch zu stilisieren. Christliche Missionare wenden dem Heidentum, das zu stürzen sie gekommen sind, nicht immer das intensive Studium zu, welches es fordert, besonders wenn sie seinen Zusammenbruch in ihrem Gebiete erleben dürfen. Man wirft ihnen Voreingenommenheit und Mangel an Verständnis für die fremde Religion vor, und nicht immer mit Unrecht. Und doch wird man bei der Beschreibung und Beurteilung der heidnischen Religionen den Missionaren den Rang von Kronzeugen einräumen müssen. Durch unausgesetztes Zusammenleben mit den Heiden, durch genaue Bekanntschaft mit ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren Rechtsverhältnissen, vermögen sie Blicke zu tun in die Tiefe der heidnischen Religionen wie kein anderer Europäer. Die Anbietung des Christentums nötigt sie zur Auseinandersetzung mit dem Heidentum auf Grund eingehender Studien. Die tägliche Beobachtung des Volkes befähigt sie, das Heidentum zu sehen, wie es wirklich ist; sie sind Zeugen seiner Greuel und seiner entsittlichenden Macht; sie empfinden die Nacht und Macht des Heidentums als peinvolle

Realität; sie hören die Seufzer der Gequälten und sehen den Sumpf der heidnischen Fäulnis. Die widergöttlichen Kräfte des Heidentums bekommen sie oft genug am eigenen Leibe in Martyrien zu spüren. Niemand ist aber auch wie sie imstande, die Wahrheitsmomente einer heidnischen Religion auszugraben, ein Urteil darüber abzugeben, ob Vorstellungen über Gott vorhanden sind, und welche; ob sittliche und religiöse Kräfte sich unter der dunklen Oberfläche verbergen. Ihre Liebe zu dem missionierten Volke macht sie zu scharfen Beobachtern seines religiösen und sittlichen Lebens. Vorausgesetzt, daß ein Missionar sich der Gefahr bewußt bleibt, die in einseitiger Hervorhebung der Schatten dem Evangelisten vielleicht näher liegt als anderen, innerlich weniger beteiligten Beobachtern der heidnischen Religion, wird man ihm zutrauen dürfen, daß er ein getreues Bild des wirklichen Heidentums entwerfen kann.[1])

Es gibt zwar eine reichhaltige Missionsliteratur, in der die Kraftwirkungen des Evangeliums bezeugt werden; aber auf die oben gestellte Frage finden wir dort wenig Antwort. Die Missionare berichten von den Erfolgen ihrer Arbeit oder von dem Widerstande, der ihr entgegengestellt wird. Selten aber richten sie ihr Auge auf die psychologische Vermittlung. Von dem längst gewonnenen festen Standpunkt, auf dem sie stehen, geben sich wenige die Mühe, den verschlungenen Pfaden, auf denen ein Heidenherz sich emporarbeitet, nachzugehen, froh darüber, wenn der Jünger nur das ersehnte Ziel erreicht. Und wer wollte die im Sturm des Kampfes vorwärts Schauenden, mit dem Tod ums Leben Ringenden darum tadeln? An Selbstzeugnissen übergetretener Heidenchristen besitzen wir nicht viel. Die wenigsten von denen, welche den Weg zu Gott gefunden haben, sind imstande, ihre Erlebnisse wahrheitsgetreu zu analysieren, ohne daß wir darum an deren Realität zweifeln dürften. —

1) Es ist mir eine besondere Genugtuung, Prof. Kähler als Zeugen für die Kompetenz der vielgeschmähten Missionare anführen zu dürfen: „Unverfälschtes Heidentum und die Wirkung des schriftgemäßen Evangeliums auf dasselbe, diese Tatsachen in bestimmtem Sinne zu beobachten, sind lediglich unsere Missionare in der Lage.“ (A. M. Z. 1894, S. 261).

Das Missionsfeld ist heute die Welt. Dieses weite Gebiet in den Rahmen einer exakten Untersuchung zu ziehen, ist nicht möglich; wir müssen uns auf einen abgerundeten Ausschnitt desselben beschränken. Dazu empfiehlt sich die Mission innerhalb des animistischen Heidentums, wie es der Indische Archipel in ziemlich einheitlicher Gestalt aufweist. Hier bietet sich für die Untersuchung ein doppelter Vorteil: einmal ist jenes Heidentum der Inselwelt zwischen Indien und Australien bereits gründlich und wahrheitsgetreu erforscht, und sodann hat die Mission in weiten Gebieten des Archipels, in Sumatra, Nias, Celebes, Ambon, Halmahera mit bedeutendem Erfolg gearbeitet, und es ist dort teilweise zur Bildung heidenchristlicher Volkskirchen gekommen. Man kann also sichtbare Kraftwirkungen auf ein durchsichtiges Heidentum beobachten. Genaue Bekanntschaft mit einer Form des animistischen Heidentums jener Inseln, wie es der religionswissenschaftlich interessierte Missionar sich in eigener Anschauung erarbeitet hat, verbunden mit religionsvergleichenden Studien der verwandten Völker, ermutigt zu einer Arbeit wie der geplanten. Mancher Seitenblick darf dabei abfallen auf die Religionen Afrikas und anderer animistischer Völker, soweit sie ähnliche Züge aufweisen. Vielleicht werden wir gewisse charakteristische Momente als gemeinsamen Besitz des Heidentums überhaupt andeutungsweise herausheben dürfen. Dem Missionar sei es dabei erlaubt, zur Basis seiner Untersuchung die ihm vertrauteste Form des Heidentums, das batakische auf Sumatra, zum Ausgangspunkt zu nehmen. Dieses diene zugleich als Paradigma der Religionen Indonesiens überhaupt, wozu es bei dem überraschend einheitlichen Typus jener wohl geeignet ist. Vielleicht finden sich Kenner der höher stehenden heidnischen Kulturreligionen, welche die Erfahrungen der Mission innerhalb dieser Formen des Heidentums zu einer ähnlichen Untersuchung verwerten.

Es wird nötig sein, zu den eigenen Erfahrungen und Beobachtungen diejenigen anderer Missionsarbeiter innerhalb des umschriebenen Gebietes hinzuzunehmen, sei es zur Erhärtung, sei es zur Korrektur der gewonnenen Resultate. Zahlreiche, mehr oder wenige ausführliche Zitate sind daher unvermeidlich. Nur was vor dem Forum ernster, im Dienst der Wahrheit stehender

Kritik standhält, darf dabei verwertet werden. Selbstverständlich ist alles Anekdotenhafte von zweifelhaftem Werte ausgeschaltet. Männer der Kritik und der Arbeit bürgen für die Zuverlässigkeit der Quellen. Ein großer Teil des Zitatenmaterials ist Warnecks Allg. Missionszeitschrift entnommen, deren kritische Nüchternheit geholfen hat, der Mission einen Platz innerhalb der Wissenschaft zu sichern. Die Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft sowie diejenigen holländischer Quellen, welche hauptsächlich zu Worte kommen, dürfen nüchtern und unbedingt vertrauenswürdig genannt werden. Das gleiche gilt von den Basler Missionsstudien, von der Literatur der ostafrikanischen Mission, der Brüdergemeine und anderen. Die nüchterne Auffassung der eigenen Missionsarbeit schärft den Blick für das Wirkliche innerhalb der Darstellungen anderer Fachgenossen. Eine Arbeit wie die geplante setzt sich vielleicht mehr der Gefahr aus, durch ihre Nüchternheit in manchen Kreisen Anstoß zu erregen, als dem Vorwurfe kritikloser Voreingenommenheit.

Wollen wir einen klaren Blick in die Gotteskräfte des Evangeliums gewinnen, so müssen wir uns mit der ganzen Umgebung des in die Heidenwelt eintretenden Evangeliums beschäftigen. Wir müssen ausgehen von einer möglichst getreuen Darstellung des animistischen Heidentums nach seiner religiösen, sittlichen und sozialen Auswirkung, fußend auf der batakschen Religion, ihrem Götter- Geister- und Seelendienst. Wir werden sodann versuchen, die verschlungenen Linien der komplizierten religiösen Vorstellungen und des bunten Kultus in ihren charakteristischen Zügen zusammenzufassen, um Wesen und Kraft des animistischen Heidentums richtig einzuschätzen. Dies wird nötig sein, um später den gegenwirkenden Kräften des Evangeliums nachspüren zu können. Ehe diese aber näher untersucht werden, müssen die beiden Gegner, Heidentum und Evangelium, einander gegenübergestellt werden: Wie verhält sich das Heidentum dem Christentum gegenüber bei seiner ersten Berührung mit demselben? Welche anziehenden oder abstoßenden Kräfte spielen herüber und hinüber? Es gilt, so erschöpfend wie möglich die natürlichen Faktoren zu würdigen, welche hemmend oder fördernd,

feindlich oder wegbahnend, als Bundesgenossen des Heidentums oder des Evangeliums, eingreifen. Psychologische Vorgänge sind kompliziert. Wir dürfen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, das ineinander gewirrte Wurzelwerk der natürlichen Kausalzusammenhänge bloßzulegen. Um so besser werden wir dann imstande sein, von den über menschliche Erklärung erhabenen Kräften ein klares Bild zu gewinnen, wie sie, teils in Anlehnung an jene umgebenden natürlichen Faktoren, teils gegen dieselben sich durchsetzend, das Wirken des lebendigen Gottes offenbaren. Auf der Basis dieser verhältnismäßig umständlichen Voruntersuchungen werden wir endlich mit Aussicht auf Erfolg der Frage näher treten können: Welche Lebenskräfte des Evangeliums wirken an den Herzen der Heiden, die sich unter die evangelische Botschaft beugen, und in den christlich werdenden Völkern, und wie wirken sie?

I. Das animistische Heidentum.

A. Das batakische Heidentum.[1])

Wer die Religion der Bewohner des Indischen Archipels und ihre Projektion auf das tägliche Leben beobachtet, muß gestehen, daß diese Heiden sehr religiös sind. Ihre Sitten und Unsitten, ihr Recht und ihre Moral, das soziale und das Familienleben haben ein religiöses Fundament. Die Religion scheint geradezu die bestimmende Macht des Volks- und Einzellebens zu sein, in welcher wir die Wurzeln des Denkens und die Motive des Handelns zu suchen haben.[2]) Das würde einen Vorzug vor manchen sich christlich nennenden Nationen bedeuten, wenn die Bezogenheit auf Gott oder Götter das Wesen der heidnischen Religiosität ausmachte. Wohl kennt man Götter, führt ihre Namen gelegentlich im Munde, weiß Mythen von ihnen zu erzählen; aber sie sind nebensächlich für das religiöse Empfinden. Die Kraftzentrale der indonesischen Religionen ist das bis zur Furcht gesteigerte Gefühl der Abhängigkeit nicht von der Gottheit, sondern von unheimlichen Gewalten, Geistern und Seelen. Lediglich die Angst vor diesen treibt jene Heiden, Mittel und Wege zu suchen, um ihrem unheilvollen Einfluß zu entgehen. Die Götter sehen in diesem Kampfe machtlos und teilnahmlos zu, darum bemüht man sich wenig mit ihnen.

---

1) Zu der folgenden Darstellung betreffs des batakschen Heidentums vergl. J. Warneck, Die Religion der Batak (Religionsurkunden der Völker).

2) In einer Preisarbeit, welche ich für die batakschen Lehrer ausschrieb über das Thema: ob die heidnischen Batak im tiefsten Grunde Gott gesucht hätten? wiesen diese nach, wie das gesamte Leben der Heiden nicht nur in seinen Höhepunkten, sondern bis in seine alltäglichsten Verzweigungen religiös bezogen sei. Denselben Eindruck gewinnt der Leser des Buches von Spieth über die Ewe-Stämme.

Wenn man einen intelligenten Batak nach den Göttern seines Volkes fragt, so nennt er drei Namen: Batara guru, Soripada, Mangalabulan, denen man noch zwei zugesellt: Ompu Tuhan Mula djadi und Debata Asiasi. Jene drei ersten, gewöhnlich „die drei Götter" genannt, sind dem batakschen Heidentum nicht ursprünglich eigen, sondern sind ihm, wie manchem andern Volk des Indischen Archipels, in früheren Zeiten durch die Hindu aufgedrungen worden, als diese im 13ten und 14ten Jahrhundert einen Teil der großen Sundainseln beherrschten.[1]) In ihnen finden wir die indische Trimurti wieder. Der genuin batakische Obergott ist Ompu Tuhan Mula djadi; das beweist schon sein Name: „Herr Ursprung des Werdens". Auffallenderweise ist nun der nationale Obergott zurückgedrängt worden. Dem Volksbewußtsein gilt heute Batara guru („Herr Unterweiser") als oberste Gottheit. Man machte die drei indischen Götter zu Söhnen des batakschen Obergottes und assimilierte sie so dem Volksglauben.[2]) Batara guru verehrt man heute als den Welterhalter, mit dem man am meisten zu tun hat, man nennt ihn: „Batara guru, auf den man hört, bei dem man anfragt, von dem man abhängt, von dem das Recht erfragt wird, von dem das Gesetz der Menschenwelt abhängt." An ihn hat Ompu Tuhan Mula djadi sein Weltregiment abgetreten;[3]) er ist

1) Die Hindu hatten damals ein machtvolles Reich auf Java aufgerichtet (Modjopahit), von wo aus sie u. a. die Küsten Sumatras beeinflußten und den Batak auf friedlichem Wege neben vereinzelten Kulturelementen und etwas Sprachgut auch Bruchstücke ihrer Religion übermachten.

2) Eine batakische Sage erzählt, jene drei seien aus großen Eiern entstanden, die ein fabelhafter Schmetterling ausgebrütet habe, und Mula djadi habe ihnen dann Weiber gegeben. An diesem Mythus sieht man, wie das Volksbewußtsein sich mit den von den Hindu importierten Göttern auseinanderzusetzen bestrebt ist. Nach anderer Überlieferung hat Mula djadi jene drei selbst geschaffen und ihnen dann Wohnsitze im Himmel zugewiesen. Mula djadi bleibt damit der Oberste, verliert aber an Verehrung. Faktisch ist es nur ein Tausch der Namen.

3) Doch auch er kümmert sich wenig um seine Menschenkinder. Eine batakische Erzählung sagt: Batara guru habe, nachdem er einigemal durch seinen Boten, die Schwalbe, zu den Menschen hinabgerufen sei, erklärt, es werde ihm doch zuviel, man solle ihn künftig in Ruhe lassen. (Schreiber, Die Battas auf Sumatra, A. M. Z. 1876, S. 350).

daher der populärste von jenen fünf. Soripada steht ihm bei; von ihm erwartet man Kindersegen. Mangalabulan ist das böse Prinzip, er wirkt Göttern und Menschen entgegen und wird darum aus Furcht in den Gebeten mit angerufen. Asiasi, von dem man wenig hört, bedeutet Mitleid. Praktisch ist die Unterscheidung jener fünf ziemlich belanglos; sie werden durch einander geworfen. Der gemeine Mann kann über die Namen und Funktionen der Götter überhaupt kaum Aufschluß geben. Sachlich haben jene Gottheiten mit denen der indischen Eroberer nichts zu tun. Man nahm die Personen in das batakſche Pantheon auf und bildete sie auf batakſche Weise um.

Wie die Batak Batara guru bezw. Mula djadi als höchste Gottheit anerkennen, neben welchem die übrigen Götter fast ganz zurücktreten, so finden wir bei allen Völkern des Indischen Archipels einen beherrschenden Obergott: bei den Malaien heißt er ebenfalls Batara guru, bei den Dajak Mahatạra, in Serawak Betara, in Buru Lahatala, bei den Olo ngadju auf Borneo Hatalla, in Siau Duwata, bei den Javanen Dewata oder Djawata, auf Nias Lowalangi, in Halmahera Djohumadihutu, bei den Toradja in Celebes Jlai (=Mann) usw. [1])

Die Batak denken sich wie viele indische Völker drei Welten über einander: die Oberwelt mit sieben Stockwerken als Sitz der Götter, die Mittelwelt als Wohnung der Menschen und die Unterwelt als Behausung der Geister und Dämonen. Das Leben der Götter ist dem der Menschen gleichartig, sie haben Weiber und Kinder, Sklaven und Vieh, spielen, führen Krieg, prozessieren usw. Von der Oberwelt werden die menschlichen Seelen aus einer Art Präexistenz in die irdische Mittelwelt hinabgeschickt. Die Menschen heißen auch „Götter in der Mitte" d. h. Mittelwelt.

Als Schöpfer wird Ompu Tuhan Mula djadi angesehen. Das bedeutet auch sein Name. Von ihm sagt man: „Er schlägt den Scheitel platt, flechtet die Eingeweide, spaltet die Finger, macht rund das Herz, breitet aus die Leber, öffnet den Mund, macht hell das Auge der Menschenkinder." Damit wird er zwar

1) Vergl. A. C. Kruyt, Het Animisme in den Indischen Archipel. S. 464 ff.

als Menschenschöpfer anerkannt, doch tritt dieser Glaube im Volksbewußtsein trotz aller Mythen zurück. Es kursieren auch Sagen, die den Menschen bald aus einem Ei, das ein fabelhafter Vogel ausbrütet, bald aus Pilzen, bald aus einem Tiere geboren werden lassen. Auf anderen indischen Inseln denkt man sich den Menschen entsprossen von einer Frau, die vom Himmel herniedergekommen, vom Winde befruchtet wird; oder die ersten Menschen wuchsen aus der Erde, oder auf Bäumen oder Bambu. Im allgemeinen glaubt man auf den östlichen Inseln des Archipels den Menschen aus der Natur entstanden, in dem Mythen bildenden Westen durch einen schöpferischen Akt Gottes.[1]) Jener Auffassung liegt der weit verbreitete Naturmythus zugrunde, daß die Sonne als männliches Prinzip mit der Erde als weiblichem eine Verbindung eingeht, welcher der Mensch entsproßt.[2]) Andere indische Völker wissen zu berichten, daß Gott das erste Menschenpaar aus Stein gebildet habe, worauf der Wind das Steinbild belebte (Toradja), oder daß Gott die ersten Menschen aus Erde geformt habe (Halmahera).

Eine ausführliche batakische Erzählung existiert über die Erschaffung der Welt. Si Boru Deak parudjar, Tochter des Ompu Tuhan Mula djadi (nach andern das Batara guru), wickelte in der Oberwelt zusammen mit ihrer jüngeren Schwester eines Tages Garn auf. Diese war bald fertig, aber der Knäuel der älteren wollte nicht größer werden als ein Ei. In ihrem Ärger ließ sie ihn auf die Mittelwelt (deren Materie als Schlamm schon existierte) hinabfallen, behielt aber das Ende des Fadens in der Hand. An dem Faden kletterte sie dann hinab in die Mittelwelt, wo seine Spur sich in Schlamm und Wasser verlor. In ihrer Ratlosigkeit sandte sie die Schwalbe Mandi und einen Käfer (Boten Gottes) zu ihrem Vater und

1) Kruyt, Animisme, S. 467 ff.

2) Derselben Vorstellung begegnet man bei den Ewe: die männliche Sonne geht mit der weiblichen Erde eine Verbindung ein (Spieth, die Ewe-Stämme, S. 423). Die Erde heißt „unsere Mutter". „Sie ist die Frau des Himmels und hat im Bunde mit ihm Menschen, Tiere und Pflanzen, ja sogar die Erdengötter erzeugt." (Ebenda, Einl. S. 68).

ließ ihn um eine Handvoll Erde bitten. Diese breitete sie flach auf dem Wasser aus und schuf so die Erde, auf der sie sich niederließ. Da kam Naga Padoha, ein fabelhafter Drache, und zerstörte die neugeschaffene Erde. Zum zweiten Male schuf die Himmelsjungfrau die Erde, und zum zweiten Male zerstörte sie der Drache. Auf ihre Bitte läßt nun Mula djadi die Erde austrocknen, sie findet den Drachen und betört ihn: indem sie ihm Schmuck anzulegen vorgibt, fesselt sie ihn heimlich, bis er sich nicht mehr regen kann. Darauf schuf sie noch einmal eine neue Erde, die nun Bestand hatte. Nach einer anderen Variation stieß sie dem gefesselten Drachen ein Schwert bis an den Griff in den Leib. Wenn er sich bisweilen herumwälzt, entsteht ein Erdbeben, und die Menschen rufen „suhul" (d. i. Schwertgriff), um ihn an seine Gefangenschaft und Ohnmacht zu erinnern.[1])

In der südlichen Landschaft Angkola wird die Schöpfungssage in anderer Form überliefert: Batara guru[2]) stieg einst in einen Abgrund hinab, baute dort auf den Hörnern eines mitgenommenen Bockes ein Floß und auf diesem breitete er die Erde aus. Für den Raben und die Schwalbe, die ersten Erdbewohner, läßt er Bäume wachsen, erschafft dann Sonne und Mond und zuletzt den Menschen, und zwar aus Erde, die er aus der Oberwelt hat holen lassen. Diese Menschen belebt er durch Zauberformeln und verleiht ihnen die Sprache.[3])

Bilder oder Symbole der fünf Obergötter gibt es nicht. Sie werden weder in Tempeln noch an heiligen Stätten verehrt. Auch verkehren sie mit den Menschen nicht durch Medien. Die Menschen haben mit ihnen wenig zu tun, nur in den Mythen und Gebeten begegnet man ihren Namen. Wichtiger für das religiöse Empfinden, weil dem Menschen näher, sind die Gottheiten zweiten Grades: Untergötter, die nicht menschlichen Ursprungs sind, wie die hauptsächlich verehrten Ahnen, aber auch von den

---

1) Eine ähnliche Sage über die Entstehung der Erde haben die Niasser (Sundermann, Die Insel Nias und die Mission daselbst, S. 68 ff.).

2) In dieser, malaiischen Einflüssen mehr preisgegebenen Landschaft ist bezeichnenderweise nicht mehr Mula djadi, sondern Batara guru Weltschöpfer.

3) Schreiber, Die Battas auf Sumatra, S. 349.

Hauptgöttern nicht abhängig. Man fürchtet sie mehr als die weltfernen Himmelsgötter, man braucht sie in Dorf und Feld. Darum räumt man ihnen stets die erste Stelle in den Opfergebeten ein. Mehrere von ihnen werden in Medien oder Symbolen, sei es in Tieren oder in Bildern, verehrt. Man hat in ihnen Naturkräfte verkörpert, welche für das Wohlergehen der Menschen von größerer Bedeutung sind als jene nebelhaften Götter. Da sind die Debata idup, eine männliche und eine weibliche Gottheit, in denen man die Zeugungskraft verehrt. Sie verleihen Kindersegen, dessen Fehlen für Naturmenschen das größte Unglück bedeutet. Man verehrt sie in Gestalt eines hölzernen Bildes männlichen und eines solchen weiblichen Geschlechts, welche Symbole von dem Kindersegen erflehenden Ehepaar auf dem Rücken um das Haus herum getragen werden. Boras pati in tano ist eine freundliche Erdgottheit, in welcher man die fruchtbare Kraft der Erde personifiziert. Da das Gedeihen der Feldfrüchte für ein Ackerbau treibendes Volk von allergrößter Bedeutung ist, so wird diese Gottheit mehr gefürchtet und verehrt als alle Himmelsgötter zusammen. In allen Opfergebeten wird sie an erster Stelle angerufen. Man denkt sie in der Erde wohnend und sieht sie verkörpert in der Hauseidechse, deren Bild man unendlich oft besonders an Häusern dargestellt findet. Boru Saniang naga ist ein weiblicher Wassergeist, in welchem man die segensreiche sowohl wie auch die verderbliche Kraft des Wassers verehrt; Boru na mora ein Luftgeist, der Krankheiten verursacht. In ganz Indonesien begegnen wir dem Kultus solcher Halbgötter. Die in ihnen verehrten Naturkräfte sind unabhängig gedacht von dem Weltschöpfer, der über Weltmaterie und Weltkräfte keine Macht hat. Auf vielen Inseln des Archipels sind besonders die Wassergottheiten der Saniang oder Sangiang populär.[1]) Daß Wassergeister bei Inselbewohnern, die jederzeit vom Wasser bedroht sind und wiederum dem Wasser ihren Lebensunterhalt zum größten Teil verdanken, besondere Verehrung genießen, wird nicht befremden. Dazu kommen noch unzählige Lokalgottheiten, welche ihre Entstehung der Furcht vor Vulkanen, Seestrudeln,

1) Kruyt, Animisme, S. 489 ff.

Wasserfällen und dergleichen unheimlichen Naturerscheinungen verdanken. Die Grenze zwischen diesen lokalen Naturgottheiten und den Ahnen, welche man an solchen Orten wohnhaft denkt, ist fließend. Es besteht also eine Verehrung der segensreichen und der verderbenbringenden Naturkräfte neben der Verehrung des Schöpfers ohne inneren Zusammenhang. Die Bedeutung des Schöpfers ist für das religiöse Empfinden zurückgetreten. Die geheimnisvollen Naturkräfte sind dem Menschen wertvoller, weil man sie mehr fürchtet. Ihre Verehrung verengert den Horizont. Dasjenige, wovon den Animisten am meisten Gefahr droht, das muß am sorgfältigsten verehrt werden.

Wie die Furcht vor unverstandenen Naturerscheinungen Mythen bildet, dafür als Beispiel eine Sage, die unter den Batak auf Samosir erzählt wird zur Erklärung der Sonnen- und Mondfinsternisse. Die Sonne hatte in grauer Vorzeit sieben Söhne, die alle so heiß auf die Erde herniederbrannten wie die Mutter. Die Menschen konnten es vor Hitze nicht aushalten. In ihrer Not schickten sie die Schwalbe zum Monde mit der Bitte, er möchte ihnen helfen. Der Mond war bereit, forderte den Menschen aber das Versprechen ab, daß sie ihm wiederum gegen die Sonne helfen müßten, wenn diese ihn etwa befeinden würde. Darauf fing der Mond alle seine Kinder (die Sterne) ein und versteckte sie. Von den Menschen ließ er sich große Mengen Betelblätter, Kalk und was sonst zum Sirikauen gehört, geben, kaute alles aus und sammelte den blutroten Saft in sieben großen Schüsseln. Dann rief er die Sonne und sprach zu ihr: Ich habe alle meine Kinder geschlachtet und gegessen, tue du auch so und schlachte deine Kinder. Zum Beweise seiner Worte zeigte er ihr die sieben Schüsseln, deren roter Inhalt wie Blut aussah. Die Sonne ging auf den Vorschlag ein, fing ihre sieben Söhne, schlachtete und aß sie. Der Mond aber ließ hernach seine Kinder, die Sterne, wieder frei. Die Sonne sah nun ein, daß sie betrogen war, überzog den Mond mit Krieg und schickte gegen ihn gedingte Krieger, Luftgeister, genannt lau, während die Krieger des Mondes laha hießen. Wenn nun die lau den Mond bedrängen, entsteht eine Mondfinsternis. Die Menschen müssen dann dem Monde

helfen, indem sie aus Leibeskräften schreien: „Gebt den Mond wieder frei, ihr lau!" Umgekehrt entsteht eine Sonnenfinsternis, wenn die laha, die Vorkämpfer des Mondes, gegen die Sonne anstürmen.[1])

Eine Wurzel der batakschen Religiosität, und zwar die am meisten verkümmerte, ist, wie wir sahen, die Bezogenheit auf mythologische Gottheiten, eine zweite, die kräftigste, die Furcht vor unverstandenen, unheimlichen Naturgewalten. Eine dritte endlich, sehr zart, schwer auffindbar, aber tief hineingesenkt in die Volksseele, entdeckt das suchende Auge in dem dunkeln, tastenden Ahnen einer über allen jenen Gottheiten thronenden Allmacht, die sich bei den Batak in dem Allgemeinnamen Debata, d. i. Gott, abspiegelt. Man nennt sie schlechthin „Gott", auch „Herr" und „Großvater". Die Idee des höchsten Gottes, der wir hier begegnen, ist sehr vag; sie liegt immer in Konflikt mit dem animistischen Empfinden. Debata werden auch jene Hauptgötter, auch große Häuptlinge genannt, indem sie für ihre Untertanen das höchste, weil am meisten zu fürchtende Wesen bedeuten.[2]) „Großvater" nennt man alles Verehrungswürdige und Wunderbare, die Ahnen, angesehene

1) Dieser wunderliche Mythus findet sich auch bei andern Völkern. So berichtet Kruyt (Animisme, S. 488) von einer ähnlichen Sage in Mittel-Celebes. Desgleichen erzählt Sundermann (Nias, S. 63), daß nach Auffassung der Niasser die Sonne ihre Kinder getötet hat. Auffallenderweise begegnen wir derselben Sage bei den Ewe-Stämmen in Togo, wenn auch dort ohne Beziehung zur Mondfinsternis (Spieth, die Ewe-Stämme, S. 557, 822). — Auch die Santal in Indien besitzen einen ähnlichen Mythus: Das Weib „Mond" überredete den Mann „Sonne", die Söhne (die Tagesgestirne) aufzuessen, indem sie behauptete, sie habe die Töchter (die Nachtsterne) schon verzehrt. Über diesen Betrug ist die Sonne bis heute gegen den Mond wutentbrannt und verfolgt ihn fortgesetzt am Himmel (Fellinghaus, Ein Blick in die Santalmission, A. M.-Z. 1877, S. 81).

2) In Purba am Tobasee fragten die Heiden die batakschen Evangelisten: „Es gibt also wirklich noch einen Debata außer dem Tuan Purba (dem Oberhäuptling)?" (Berichte der Rhein. M. 1900, S. 344.) — Die Heiden von Uluan sagten zu Missionar Bruch, als dieser ihnen Gott verkündigte: „Du bist unser Debata" (Berichte der Rhein. M. 1898, S. 339.) — Der Basutohäuptling Maleo erklärte dem Missionar Grützner: „Wer ist Gott? Ich bin Gott!" (Merensky, Erinnerungen, S. 63.)

Menschen, wilde Tiere, imponierende Kulturgegenstände. Die Mythen über die Gottheiten sind kaum Gemeingut des Volks; aber in Debata, so nebelhaft auch die Vorstellungen über ihn sind, ahnt der heidnische Batak den über dem Weltall im allgemeinen und dem Menschen im besonderen thronenden Herrn. An ihn wendet man sich impulsiv in besonderen Bedrängnissen. Im täglichen Leben hört man oft Phrasen wie die: „Von Gott hängt alles ab"; „wir sind in Gottes Hand"; „das kommt auf Gott an"; „wie Gott gibt"; „Gott ist gnädig". Es gibt schöne Sprichwörter über Gott: „Wenn Gott hilft, dann wird ein Tropfen Tau zur Speise"; „was Gottes Tun ist, soll der Mensch nicht ändern"; „Gott steht und sieht herab auf die Menschen, denen Unrecht geschieht"; „gehe nicht krumme Wege, von Gott kommt der Reichtum"; „Gott ist ein gerechter Richter"; „wo wir auch sitzen, da ist Gott". „Gott", nicht Mula djadi oder ein anderer Gott der Mythologie, wird im Volksbewußtsein als Vergelter und Wächter über das Recht wenigstens geahnt.[1]) Der Schwur, bei dem man Gott zum Richter anruft, wird heilig gehalten; Gottesurteile sind eine gefürchtete ultima ratio bei der Rechtspflege. Man läßt z. B. die Verdächtigen glühendes Eisen anfassen oder auf einander schießen. Auch der Krieg wird als Gottesurteil aufgefaßt: Welche Partei zuerst einen Toten hat, deren Unrecht ist durch Gottesurteil erwiesen.[2]) Darum beten die Kriegführenden zum Beginn jeder Schlacht zu Gott, daß er der gerechten Sache zum Siege verhelfe.

---

1) Auch die Niasser haben schöne Sprichwörter über Gott; sie nennen ihn einen Vergelter des Bösen und Guten: „Es steht bei Gott"; „Gott tötet und macht lebendig"; „nur eine Hand breit über uns ist Gott". Trotzdem kennen sie keine Gottesfurcht, denn Lowalangi ist ein guter Geist, den man nicht durch Opfer freundlich zu stimmen braucht (Berichte der Rhein. M. 1890, S. 235). Zum Kult treibt nur die Furcht.

2) Auch bei den Toradja auf Celebes begegnet uns das Gottesurteil. „Zweck des Gottesurteils ist, eine Sache durch die Götter ausmachen zu lassen." Man läßt von jeder Partei eine Lanze in die Erde stecken, wessen Lanze am tiefsten eingebohrt ist, der hat gewonnen. In diesem Falle entscheidet die Erdgottheit. Oder man läßt untertauchen; wer am längsten unter Wasser bleibt, hat eine gerechte Sache. Hier entscheiden die Wassergottheiten. (Adriani, Mittel-Celebes. S. 30).

Den oben genannten Gottheiten fehlt jede Beziehung zur Sittlichkeit; an sie denkt man bei jenen Sittensprüchen und Rechtshandlungen nicht. Kein Batak freilich kann Rechenschaft darüber geben, warum er mit Übergehung des Batara guru und der anderen Götter in vielen Lebenslagen sich auf „Debata“ bezogen fühlt. Das erklärt sich nur, wenn man annimmt, daß neben und über der Vielgötterei die Trümmer einer reineren Gottesidee im Volksbewußtsein vorhanden sind, welche nicht aus jener hergeleitet sein können. Der Gottesglaube wurde durch Naturverehrung, Geisterfurcht und sittliche Verrohung allmählich bis zur Unkenntlichkeit überwuchert, die Schar der aus der Furcht geborenen Geister drängte sich zwischen Gott und Menschen, und es blieb jenes abgeblaßte Gottesbild zurück, das nur noch im Empfinden des Volkes, aber nicht mehr in seinem Denken einen schwachen Schatten wirft, und darum so widerspruchsvoll anmutet. Ohne diese Annahme stehen wir vor einem Rätsel: Woher stammt die Idee der über allem erhabenen, vom heutigen Heiden nicht mehr verstandenen, in seinem Munde fast zur Phrase gewordenen höchsten Gottheit? Aus dem bunten Durcheinander von Natur- und Götterverehrung kann sie nicht heraus destilliert sein; besteht sie doch gleichzeitig neben ihr, und zwar nicht in der Form eines sich sieghaft durchsetzenden Gedankens, vielmehr in striktem Gegensatze zu ihr. Wir begegnen der Idee Gottes als einer über den bekannten und benannten Göttern thronenden, unklar empfundenen höchsten Instanz in allen Religionen des Indischen Archipels und wahrscheinlich auch Afrikas.[1]) Man verehrt ihn nicht, fürchtet ihn kaum noch, weiß nichts über ihn zu sagen. Nur daß man gelegentlich zu ihm flüchtet. Er steht tatsächlich in Widerspruch mit den heutigen Erscheinungsformen jener heidnischen Religionen. Polytheismus und Geisterdienst samt der damit verbundenen Furcht und Magie sind heute die Realitäten des animistischen

1) Livingstone hat einmal gesagt: „Auch bei den am tiefsten gesunkenen Stämmen braucht man nicht vom Dasein Gottes oder von einem zukünftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen wird“ (bei Wurm, Rel.-Gesch. S. 41).

Heidentums.[1]) Dennoch ist es auch der in den schreiendsten Farben aufgetragenen Übermalung nicht gelungen, die zarten Umrisse des ursprünglichen Bildes gänzlich unkenntlich zu machen.

Die Gottesidee ist unklar erhalten, die Gottesverehrung ist fast ganz abhanden gekommen. Man steht in keinem Verhältnis zu den fernen Göttern, man braucht sie nicht zu fürchten, hat kein Interesse an Verbindung mit ihnen. Von den Geistern Verstorbener fühlt man sich (wie nachher nachgewiesen werden wird) immer abhängig, von den Göttern wenig. Der gemeine Mann kennt kaum ihre Namen.[2]) Allerdings ruft man ihre Namen bei Opfergebeten an, aber nur in Verbindung mit den Untergottheiten, Dämonen und Ahnen. Die Geister werden stets an erster Stelle angerufen. Man scheut sich, in den Gebetsformeln eine Gottheit zu übergehen, und häuft daher Namen auf Namen. Es handelt sich dabei nicht um freiwillige Gottesverehrung, sondern das Gebet entsteht im Zwange einer Kalamität; man muß die erzürnten Gottheiten beschwichtigen, ihrem Neide vorbeugen, ihr Übelwollen beseitigen.[3]) Bezeichnenderweise gebrauchen die batakschen Christen für „beten" nicht dasselbe Wort wie die Heiden, in der richtigen Erkenntnis, daß die magischen Formeln der Heiden nicht Gebet genannt werden können. Ein solches Gebet lautet folgendermaßen: „O Großvater Boras pati ni tano, der du

1) Von den Niassern bezeugt Sundermann: „Auch ein höchstes Wesen ist ihnen bekannt und wird vielfach genannt. Von eigentlicher Verehrung oder Anbetung desselben ist aber so gut wie keine Rede, wenn man ihm auch die höchste Gewalt zuschreibt und seinen Namen fort und fort im Munde führt" (Sundermann, Nias, S. 59).

2) „Ein Toradja ist vollkommen auf der Höhe von der Vorstellung die man vom Seelenstoff hat, . . . aber wenn man ihn fragt nach seinen Göttern und Geistern, dann mag er etwas zu erzählen haben, das er zufällig vernommen hat, aber durchgehends wird er den Fragesteller an seinen Priester verweisen" (Kruyt, Animisme, S. 463).

3) „Der Heide (der Hindu) betet nicht zu ihm im eigentlichen Sinne, des Wortes, er versucht ihn zu beschwören, zu zwingen, mit ihm zu unterhandeln, ihm zu schmeicheln." (Manley, Der Hindugötze, A. M.-Z. 1906, S. 166).

in unserm Dorf wohnst, hilf uns vorn, unterstütze uns hinten.[1]) Großväter, ihr drei Götter in der obersten Höhe, im höchsten Himmel, auf dem Stein dem rollenden, dem mit Treppen versehenen! Steige herab, Großvater, von dem löcherigen Holz, von den Obergöttern zu den Untergöttern (= den Menschen). Höre uns, Großvater Boras pati ni tano! Großvater, Herr Batara guru, Batara guru, auf den man hört, Batara guru, den man fragt, Batara guru, von dem man abhängt. Hier, Großvater, ist dein Opfer, ein Pferd, Fisch, Siri .... Sei eins gesinnt mit unserm Großvater Soripada, Sori, dem Unsträflichen, Sori, den man fragt, Sori, von dem man abhängt. Hier ist dein Opfer, ein Pferd, Fisch, Siri ... Sei eins gesinnt mit unserm Großvater Mangalabulan, groß am Anfang, groß am Ende. Hier ist dein Opfer ... Sei eins gesinnt mit unserm Großvater Mula djadi, dem großen, beschatte uns, Großvater, beschütze uns, du, der Ursprung des Geschaffenen, der den Scheitel breit macht, das Ohr öffnet, das Herz rundet und die Leber ausbreitet, die Finger aus einander spaltet. O Gott Asiasi,[2]) habe Mitleid mit uns, der du uns in die Welt gesandt hast. O ihr Großväter, alle ihr Verehrungswürdigen (Nebengötter und Ahnen), die ihr ringsherum seid auf Bergen und Wolken! Hier euer Opfer ... O Mutter Boru na mora, Boru Saniang naga, hier euer Opfer usw." Um was man bittet, zeigt folgendes Gebet:[3])

„Eines Sinnes mit unserm Großvater,
Dem großen Gott,
Der den Leib schafft,
Die Brust breit macht,
Das Herz fest macht,
Die Wade stark macht,
Den Kopf rund macht,
Hell das Auge macht,

1) Die Kraft der Erde, als das dem Menschen wichtigste, wird zunächst angerufen, nicht die Hauptgötter.

2) Nur in den Gebetsformeln wird der Gott Asiasi nebenbei erwähnt, sonst weiß man nichts von ihm zu sagen.

3) Von den Ewenegern sagt Spieth, daß sie Gott opfern und zu ihm direkt beten (Spieth, a. a. O. Einl. S. 72), aber noch mehr betet man zu den Ahnen.

Hörend das Ohr —
Hörend sei dein Ohr,
Hell dein Auge,
Uns zu bewachen,
Daß wir gesund und wohlauf.
Gib uns doch
Söhne, die da kriegerisch,
Männer des Rats und Vorkämpfer.
Gib uns doch
Töchter, die kochen können
Einen großen Topf,
Die geschickt zu weben.
Die Sterne sind zahlreich,
Die Wolken ballen sich;
So seien die Söhne zahlreich,
Es mehren sich die Töchter."

Man bittet um Gedeihen der Feldfrüchte und des Viehstandes, um Gesundheit, Sieg und zahlreiche Nachkommenschaft. Ein Gebet als freien Herzenserguß kennt der animistische Heide nicht.[1]) Nur bestimmte Personen, Priester und Häuptlinge, die Vertreter des Stammes, können die traditionellen Formeln auswendig. In den Gebeten werden nie die Obergötter allein angerufen, sondern stets in Verbindung mit den Halbgottheiten und Ahnen, und zwar nach diesen. Man darf aus dem Vorhandensein solcher würdig klingenden Gebete nicht den Schluß ziehen, daß die Heiden mit Gott Verkehr hätten und ihm ihr Herz ausschütteten. Denn die Gebete wenden sich nicht in erster Linie an ihn, sondern an die am meisten gefürchteten Ahnen und Erdengeister; sie sind gedankenlos hergesagte, feststehende Formeln, mit denen die üblichen Opfer überreicht werden. Nur bei großen Stammesfeiern und bei Unglücksfällen werden sie hervorgeholt. Während die später zu beschreibende Geisterverehrung bis in ihre feinste Verästelung Eigentum des ganzen Volkes und jedem einzelnen

1) „Einmal erzählte mir ein (heidnischer) Priester, er habe täglich für seinen Sohn, der in Padang war, gebetet, daß Gott ihm beistehen möge. Als ich dies aber den Christen und Katechumenen erzählte nnd sie fragte, ob dies auch wohl sonst Gebrauch sei, erklärten sie, dies sei nicht der Fall, und wenn die Aussage des Priesters wahr sei, so sei sein Beten dem Einflusse des Evangeliums zuzuschreiben, welches er hier gehört habe" (Sundermann, Nias, S. 74).

Individuum vertraut ist, so ist die Verehrung der Götter Sache der Priester bezw. Stammeshäupter. Auf sie wälzt man den Verkehr mit den Göttern ab, denn sie allein wissen damit Bescheid. Dieselbe Beobachtung wird überall im Indischen Archipel gemacht.[1])

Den Göttern werden nur selten Opfer gebracht; das Opfertier ist meist das weiße Pferd. Dasselbe wird entweder in Gegenwart des ganzen Stammes feierlich geschlachtet, wobei das Blut als Opfergabe gilt, oder es wird Gott geweiht; es bleibt dann am Leben, darf aber nicht veräußert werden. Auch diese Funktion verrichten die Opferpriester.

Man scheut sich unter Umständen nicht, die Götter zu betrügen; man opfert ein Ei, erklärt aber der Gottheit, man bringe ihr einen weißen Büffel.[2]) „Toradjas und Minahassaer lassen durch ein nachgemachtes Krähen den Tag endigen, um die Götter irre zu führen betreffs der Dauer eines Opferfestes.“[3]) Die Batak rufen, wenn sie über den See fahren und am Wohnplatz einer Gottheit vorbeikommen, diese an und versichern ihr, der Büffel, den sie im Boote haben, sei nur eine Ziege.[4]) Man entblödet sich auch nicht, Gott zu fluchen, wenn etwas nicht nach Wunsch geht. In alten Sagen ist öfter die Rede davon, daß Menschen Gott den Krieg erklärten und ihn von einem Berge aus beschossen.

---

1) „Der Mensch ist nicht familiär mit ihnen (den Göttern), weil die Götter von ganz anderer, ihm unbegreiflicher Art sind. Man kann sie nicht so einfach anreden oder anrufen. Man muß die Weise kennen, wie man sich ihnen nähern muß. Und so entstand das Bedürfnis nach Priestern und Priesterinnen, nach Zwischenpersonen zwischen Geistern und Menschen. Diese Priester . . . müssen dann die Götterlehre sehr entwickelt haben, so daß wir nun ein ganzes System von Göttern und Geistern bei den Naturmenschen kennen“ (Kruyt, Animisme, S. 462).

2) Bei Menschen macht man's aus Höflichkeit umgekehrt; man bewirtet sie mit einem feisten Schwein, sagt aber, man gäbe ihnen ein „kleines Hühnchen“.

3) Kruyt, Animisme, S. 495.

4) Ähnlich die Niasser, vergl. Lett, Im Dienst des Evangeliums auf der Westküste von Nias, II. S. 15; IV. S. 58 ff. Man opfert in Nias bisweilen statt des fälligen Hundes dessen Ohren, Schwanz und Haare, die man statt des Tieres begräbt; der Hund wird dabei durch das Grab hindurch geführt (Berichte der Rhein. Miss. 1891, S. 205).

Man glaubt, daß in einer früheren besseren Zeit ein reger Verkehr zwischen Göttern und Menschen bestanden habe. Der Himmel war der Erde näher; man konnte zu den Göttern gelangen von einem riesigen Felsen in der Landschaft Angkola aus, bis mutwillige Menschen ihn zertrümmerten. Manche Sage erzählt davon, wie Menschenkinder den Weg in den Himmel fanden und mit dem obersten Gott Zwiesprach pflogen;[1] wie Göttertöchter zur Erde herabstiegen und mit irdischen Männern eine Ehe eingingen. Nach einer andern Erzählung (jede Landschaft hat andere Überlieferungen) wurde Gott unwillig darüber, daß die Menschen ihn nicht mehr verehrten; die Erde „roch ihm übel." Er zerstörte den Berg Tinggir radja, über den die Menschen bisher zu den Göttern gelangen konnten, und rückte den Himmel weit weg von der Erde, sodaß der Verkehr zwischen Menschheit und Gott aufhörte. Solche Sagen muten uns an wie eine dunkle Erinnerung an eine glücklichere Zeit, wo die Menschen Gott näher standen.

Gottesglaube und Gottesverehrung, Götterglaube und Götterverehrung, wie wir sie bisher geschildert haben, treten im religiösen Leben der Batak und aller andern Bewohner des Indischen Archipels zurück; sie tauchen nur am äußersten Horizont der Religiosität auf. Das Wenige, was man darüber erfragen kann, ist esoterische Weisheit und ohne tieferen Einfluß auf das Volksleben. Den Vorder- und Mittelgrund füllt ein anderes aus, das ist die Furcht vor den niederen Dämonen und Geistern der Verstorbenen, aus welcher Aberglaube, Magie und Ahnenverehrung herauswächst. Um diesen die wunderlichsten Blüten treibenden Geisterdienst recht zu verstehen, müssen wir uns mit dem Boden bekannt machen, aus dem er als üppiges Unkraut emporschießt, das ist der Animismus, jene uns so fremdartige Lebensauf-

1) Solche Sagen sind wiedergegeben bei J. Warneck, Studien über die Literatur der Toba-Batak, Mitteilungen des Seminars für Orient. Sprachen. 1899. S. 129 ff. — J. Warneck, Der batakische Ahnen- und Geisterkult, A. M. Z. 1904, S. 5 f.

fassung, durch welche die Seele, die Seelenkraft, der Lebensstoff in den Mittelpunkt des religiösen Interesses gestellt wird. Wir fassen das Wort Animismus in dem weiteren Sinne, in welchem die neuere Religionswissenschaft es versteht, als diejenige Weltanschauung, die auf der Grundlage primitiver Seelenvorstellungen teils Animalismus, teils Manismus (Kult der Verstorbenen, Ahnendienst, Spiritismus[1]) und Dämonenglaube zur Folge hat. Wo Geister verehrt werden, findet sich auch Animismus, die Voraussetzung des Spiritismus. Das batakſche Volk steht nicht mehr auf der primitivsten Stufe des Animismus; doch lassen sich noch alle seine charakteristischen Züge deutlich erkennen. Der Animismus ist gewissermaßen die Philosophie des Naturmenschen, kraft deren er sich ein Weltbild, soweit er Interesse daran hat, konstruiert. Er beschäftigt sich mit der „Seele" des lebenden Menschen sowie mit den Seelen aller lebenden Wesen, Organismen und selbst der leblosen Gegenstände, denen er gleichfalls eine Seele, oder richtiger gesagt: Seelenstoff, zuschreibt. Dieser Seelenstoff wird dann zum Kultusobjekt. Aus einer Allseele, einem unverwüstlichen Lebensvorrat, fließt Lebensseele den Menschen, Tieren, Pflanzen, Metallen, Werkzeugen, Häusern usw. zu. Was an diesem Lebensstoff partizipiert, ist wertvoll und begehrenswert. Die Lebensfrage des Animisten ist die, wie man seine eigene Seele zu den sie umgebenden Seelen und ihren teils schädlichen, teils brauchbaren Kräften zu stellen habe, um defensiv oder offensiv möglichst wenig Gefahr und möglichst großen Gewinn von ihnen zu haben. Was muß ich tun, daß ich meine Seele schütze und bereichere? Das ist die Kardinalfrage des animistischen Katechismus. Im Animismus liegt der Schlüssel zum Verständnis des Ahnendienstes und alles dessen, was man gemeinhin „heidnischen Aberglauben" nennt. Genaue Bekanntschaft mit demselben ist für das Verständnis des Heidentums um so unerläßlicher, als er sich weit über die Erde verbreitet findet, und nicht nur bei den Völkern des Indischen Archipels der Unterbau des Geisterdienstes zu sein scheint.[1]) Spuren davon finden wir in fast allen Reli-

1) Eine gründliche, wissenschaftliche Darstellung des Animismus im Indischen Archipel hat Missionar A. C. Kruyt (Het Animisme in den In-

gionen der Erde; jeder Religionsforscher hat sich mit ihm auseinanderzusetzen. Beim Studium des Animismus erschließt sich ein Tiefblick in das Innenleben und Denken der Naturvölker, welcher überrascht. Bei aller Wunderlichkeit dieser exotischen Ideenwelt liefert sie den Beweis, daß auch der „Wilde" denkt und das Bedürfnis nach einem einheitlich erfaßten Weltbilde besitzt.

Die „Seele" ist für den Animisten etwas durchaus anderes, als was wir darunter verstehen, ein Lebenselixir, Lebensmaterie, die sich überall in der Natur findet. Der Mensch hat zwei Seelen: die eine, die Körperseele, eignet ihm bei Lebzeiten; sie ist eine Macht außer ihm, bedingt sein irdisches Wohlergehen, gehört aber nicht wesentlich zu seiner Person und geht nach seinem Tode in die animistische Vorratskammer zurück. Die andere Seele, die Schattenseele, tritt erst hervor, wenn der Mensch stirbt; sie ist die schattenhafte Fortsetzung seiner Person, dasjenige, was an seiner Individualität fortlebt. Man denkt sich die Seele des lebenden Menschen als eine Art Lebensmaterie, unverwüstlich, abwechselnd bald diesen bald jenen belebend.[1]) Bei tiefer stehenden Völkern stellt man sich den Seelenstoff unpersönlich vor, als eine Lebenskraft, die nach dem Tode des jeweiligen Besitzers auf etwas anderes, Mensch, Tier oder Pflanze, übergeht. Höher entwickelten Völkern bedeutet die Seele einen verfeinerten Körper, gewissermaßen einen Doppelgänger des Menschen, eine Art Mensch im Menschen. Aber nie deckt sich diese Seele mit seiner Person, sie ist außerhalb seines Bewußtseins. Sie wird dem Menschen bei seiner Empfängnis aus dem Leihhause der Natur zum Gebrauch überwiesen, kann ihn aber, selbständig und unberechenbar wie sie ist, jederzeit auf längere oder kürzere Zeit verlassen, z. B.

---

dischen Archipel) geliefert, deren Studium allen Interessenten nicht genug empfohlen werden kann.

1) Auch die pantheistischen Hindu denken die Seele materialistisch. „Dem materiellen Leibe entspricht immer eine Art Geistesleib. Er heißt der ‚feine Leib' oder der ‚kleine Leib'." Das Ich gehört nicht zur Seele, sondern ist „ein Attribut des Leibeslebens, ein materialistisches Produkt." „Es ist kein organischer Zusammenhang vorhanden zwischen der pantheistisch gefärbten Seele und dem materialistisch bestimmten Individuum." (Stosch, Im fernen Indien, S. 147 ff.) Damit ist das Personenbewußtsein verleiblicht.

im Traum, wenn sie erschrickt oder sich beleidigt glaubt. Das Wohlbefinden des Menschen hängt von ihren Launen ab. Sie kann genährt, gekräftigt, vermehrt, aber auch geschwächt, vermindert, fortgelockt werden.

Man begegnet dieser Vorstellung von der Seele als selbständiger Kraft in und neben dem Menschen bei vielen Völkern aller Erdteile, überall im Indischen Archipel, bei den Kols, den Karenen und sonst in Hinterindien, in Ozeanien und Afrika, bei den Buschnegern Surinames, u. a. m.[1])

Zahlreiche Belege für die Weltherrschaft des Animismus wird die folgende Darstellung bieten. Es ist äußerst lehrreich, der weiten Verbreitung des Animismus nachzugehen, wie es Wundt in seiner Völkerpsychologie getan hat. Manche schiefe Auffassung religiöser und sozialer Gebräuche wird dadurch korrigiert, manches Dunkle ins rechte Licht gerückt. Wundt deckt den Zusammenhang der animistischen Gebräuche über die ganze Erde hin auf, so weit es das augenblicklich zugängliche Tatsachenmaterial erlaubt. Es ist ein ohne Frage allgemein giltiges religions-psychologisches Gesetz, daß die primitivsten Seelenvorstellungen sich am zähesten erhalten. Wir finden zahlreiche Gebräuche animistischen Ursprungs auch in höher stehenden Religionen. Auch das Heidentum, das sich innerhalb der Christenheit findet, ist dem Animismus tributpflichtig. Nur der Glaube an Jesum Christum überwindet die zäheste aller Religionsformen. Buddhismus, Konfuzianismus und Mohammedanismus haben sie nirgends überwunden; sie sind nicht einmal in den Kampf dagegen eingetreten.

Die Seele flutet durch den ganzen Körper, alle Glieder sind Träger des Seelenstoffes, haben darum ihr Leben für sich, eigenes Gefühl und eigenen Willen. Nicht der Mensch steht,

1) Missionsblatt der Brüdergemeine 1907, S. 177 f. Vergl. die Arbeiten von Sundermann und Lett über Nias, Jellinghaus und Nottrott über die Kols und Santals, Kruyt, Adriani und Coolsma über Niederl. Indien, Döring über Ostafrika, Merensky über Südafrika, Irle über die Herero, Spieth über die Ewe, Eppler über Madagaskar und die Karenen, Kunze über Neu-Guinea Rösler über die Schambala, Schneider über Suriname, P. und J. Richter über Afrika, Wundt, Völkerpsychologie II B u. a. m.

hört, geht, atmet, sondern das Auge sieht, das Ohr hört, der Fuß geht, der Mund atmet; nicht der Mensch empfindet Schmerz, sondern der betreffende Körperteil. Wird einem Gliede der Seelenstoff entzogen, so fühlt es Schmerz und wird krank.[1]) Besonders reichlich findet sich bei Mensch und Tier der Seelenstoff im Kopfe. Beim Fleischverteilen bekommt daher stets der Häuptling den Kopf des geschlachteten Tieres. Die Schädeljägerei hat in dieser Vorstellung ihre Wurzel. Man eignet sich mit dem frischen Schädel des Getöteten seine Lebenskraft und Tapferkeit an.[2]) Aus Menschenköpfen macht man Medizin und Zauberei. Konzentriert findet sich die Seelenkraft gleichfalls in den Eingeweiden und in der Leber; darum opfert man die Leber der Opfertiere.[3]) Die Leber gilt in Indien als Sitz der Gefühlsregungen; man sagt: „meine Leber ist schön", d. h. ich bin angenehm berührt; „die Leber ist heiß", d. h. der Zorn steigt auf usw. Im Blut ist reichlich Seelenstoff vorhanden, strömt doch mit dem Blut das Leben aus. Daher gehört Blut zu den Opfern, die Gott erhält. Blut streicht man an die Balken eines einzuweihenden Hauses, um dem neuen Hause Lebenskraft und Glück zu verleihen. Bekommt

1) Die Mentaweiinsulaner (bei Sumatra) sagen: aus dem Körperteil, der weh tut, ist die regat hinaus.

2) Die Schädeljägerei (koppensnellery) findet sich z. B. auf Nias, Celebes, Borneo, bei den Papua, früher wahrscheinlich im ganzen Indischen Archipel (Kruyt, Animisme, S. 19 f.), auf den Salomoinseln, auch bei den Ureinwohnern Formosas, die auf Chinesenköpfe Jagd machen (Strümpfel, Dr. Mackays Arbeit auf Formosa, A. M. Z. 1897, S. 7). Dr. Adriani erklärt das Kopfschnellen unter den Toradja auf Celebes einmal als Menschenopfer an Verstorbene, damit sie nicht einen Stammesgenossen ins Totenreich holen; „zugleich bringt man aber auch, indem man Schädel von Feinden nach Hause bringt, seinem eigenen Stamm langes Leben, Gesundheit und Genesung von Krankheit." (Adriani, Mittel-Celebes, S. 32). Aus dem gleichen Grunde werden in Borneo und Sumatra (Si Balungun) Menschenschädel beim Hausbau unter die Pfosten des Hauses versenkt. — Auf Mentawei muß beim Hausbau ein Mensch getötet werden (Berichte der Rhein. M. 1901, S. 37). — Bei den Basuto wurde das Dorf gefeit dadurch, daß ein Menschenkopf unter dem Torpfosten begraben wurde. (Merensky, Erinnerungen, S. 63). — Auch unter Brückenköpfe gehört bei vielen Völkern ein frischer Menschenkopf.

3) Vergl. das Opfern der Eingeweide bei den Alten.

man etwas Blut von jemand in seinen Besitz, so hat man damit Macht über ihn. Man wird stark durch Trinken von Blut des erschlagenen Feindes.[1]) In Nias werden die geschnitzten Ahnenbilder mit Blut bestrichen, wodurch das tote Holz Seele empfängt. Der placenta schreibt man Seelenstoff zu. Zwischen ihr und dem Kinde, ihrem „älteren Bruder", besteht, so lange der Mensch lebt, ein geheimnisvoller Zusammenhang. Sie hat, nachdem sie feierlich begraben ist, die Aufgabe, den Menschen unter Umständen vor drohendem Unheil zu warnen. Man braucht sie gern zu Zaubermitteln. Das abgefallene Stück Nabelstrang wird sorgfältig aufgehoben. Auch das Haar enthält viel Seelenkraft, wird darum bei den Heiden nicht abgeschnitten.[2]) Eine Mutter reibt ihr krankes Kind mit ihrem Haar (Haarzauber, Nias). Die Toradja nageln Menschenskalpe mit Haaren an die Kokosbäume, um sie durch deren Seelenkraft fruchtbar zu machen.[3]) Haare werden als Medizin gebraucht. Verlobte geben einander von ihrem Haar, um sich gegenseitig Seelenkraft zuzufügen. Abgeschnittene Haare werden vom Eigentümer versteckt oder begraben, damit sie nicht ein Feind in die Hände bekommt; er könnte ihm durch Verbrennen der Haare an seinem Leben schwer schaden. Denn es besteht ein leiblicher Zusammenhang zwischen dem Menschen und den Haaren sowie andern Teilen oder Ausschei-

1) Kruyt, Animisme, S. 56 f.

2) Die Batak schneiden ihre langen Haare ab, wenn sie Katechumenen werden. Missionar Reitze auf Si Gaol am Tobasee berichtet, wie ein Häuptling, der Christ werden wollte, sich durch einen batakschen Lehrer die Haare abschneiden ließ. Beim ersten Schnitt der Scheere rief er voll Schrecken aus: „Laß mich doch gesund bleiben, Herr Jesus!" Wagt es einer, seine Haare abzuschneiden, so ist es ihm Ernst mit dem Verlassen der heidnischen Religion (Berichte der Rhein. M. 1897, S. 74). — Ein batakscher Heide, der, von Gottes Macht überführt, Taufbewerber werden wollte, bat den christlichen Lehrer: „Schneide mir dies lange Haar ab; denn wenn dies ein andrer täte, würde er sterben." (Wegner, Einzelzüge aus der Arbeit der Rhein. M. S. 48). — Ein alter Heide in Uluan bat flehentlich, sein „Heiligtum", sein langes Haar, nicht abzuschneiden, das würde sein Tod sein (Berichte der Rhein. M. 1907, S. 265).

3) Ob die Skalpjägerei der Indianer auf die gleiche animistische Wurzel zurückzuführen ist?

dungen seines Körpers, deren er sich entäußert hat. Manche unheimliche Zauberei fußt auf diesen animistischen Vorstellungen. Man glaubt den ganzen Menschen schädigen zu können, wenn man ein beseeltes Stück seines Körpers in seine Gewalt bekommt.

Auch die Nägel gelten als Sitz des Seelenstoffes. Haare und Nägel gelten in hervorragendem Maße als Seelenträger, weil sie fortgehend weiter wachsen, ein Beweis ihrer unverwüstlichen Seelenkraft. Aus dem gleichen Grunde wie oben läßt man darum abgeschnittene Nägel nicht in anderer Leute Besitz kommen. Nach Sonnenuntergang wird niemand die Nägel beschneiden, weil zu dieser Zeit böse Geister herumschwärmen, die sich die Abfälle aneignen und damit Gewalt über den Menschen bekommen könnten. Speichel ist heilkräftig, weil Seelenstoff darin steckt; man streicht ihn gern auf Kranke. Die Opfernden speien auf das Opfer, um ihm ein Teil des eigenen Selbst zuzufügen. Ausgeworfener Speichel darf nicht in Feindes Hand geraten.[1]) Auch in den Zähnen ist Seelenstoff enthalten. Vielleicht bedeutet das weitverbreitete Zähnefeilen ursprünglich ein Opfer an die Ahnen, wobei man einen Teil seiner Kraft hingibt, um selbst verschont zu werden.[2]) Auch der Schweiß enthält als Körperausscheidung Seelenstoff; so weit er sich den Kleidern mitteilt, sind diese mit Seelenstoff gesättigt. Waschwasser mächtiger Personen, weil Träger ihres Schweißes, gilt als glückbringend. Fußspuren können durch Vermittlung des ihnen anklebenden

---

1) Missionar Helmich schreibt von Neu-Guinea: „Peinlich werden von den Fremden alle Reste von Speisen, die Betelnußschalen und Zigarrenabfälle entweder ganz beseitigt und vernichtet oder behutsam in eine Tasche, die sie immer bei sich tragen, gesteckt, damit ja nicht von irgend jemand nais pau, schlechter Zauber, gemacht werden kann." (Barm. Miss.-Bl. 1902, S. 70). — Kunze erzählt, daß die Papua ängstlich Tabaksreste, abgeschnittene Fingernägel und Haare aufheben, auch abgenommenes Verbandzeug, weil sie kraft des ihnen anhaftenden Seelenstoffes in der Hand eines Feindes zu Mitteln werden, durch die böser Zauber angetan wird. (Kunze, Im Dienst des Kreuzes, III. S. 72 f.)

2) Kruyt, Animisme, S. 38 f.

Schweißes verzaubert werden.[1]) Tau als Schweiß der Erde soll gesundheitfördernd wirken. Endlich findet sich menschlicher Seelenstoff in den Tränen, im Urin und im Kot. Urin wird darum als Medizin angewandt, in Toba auch als Gegenmittel bei unheilbedeutenden Träumen.

Den persönlich gedachten schattenhaften Seelenstoff glaubt man verkörpert im Schatten. Die Seelen der Verstorbenen werfen keinen Schatten, weil sie an der Seelenmaterie nicht mehr teilhaben. Darum gilt der Schatten als Äußerung der Seele des Lebenden. Es ist daher verpönt, auf jemandes Schatten zu treten oder zu schlagen. Der Schatten des Menschen darf nicht in ein Grab fallen oder auf einen Platz, wo böse Geister hausen, sonst bekommen die Geister den Eigentümer in ihre Gewalt. Man läßt seinen Schatten nicht auf anderer Leute Speise fallen, sonst eignen sich die Essenden mit der Speise zugleich die Seelenkraft des Schattenbesitzers an, und er magert ab.[2])

Der Name des Menschen ist eng verbunden mit seiner Seele, ist daher heilig und darf nicht ohne Not genannt werden. Seinen eigenen Namen und den seiner Eltern darf niemand aussprechen. Kennt man

---

1) Batakische Christen versichern, daß heidnische Zauberer die Fußspuren eines unbekannten Diebes verhexen konnten. Dieser wurde dann entweder aussätzig oder starb.

2) Die Waschamba in Ostafrika fürchteten sich (wie viele Naturmenschen) vor dem Photographieren; sie glaubten, die photographierenden Missionare raubten ihnen den Schatten und damit die Seele, den schickten sie dann nach Europa, wo er den weißen Männern dienen müßte; die Eigentümer des geraubten Schattens aber müßten sterben (Döring, Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika, S. 164). In den Bildern ihrer Angehörigen, welche die Missionare in ihrer Wohnung aufgehängt hatten, sahen die Waschamba die Schatten, d. i. Seelen der betreffenden Personen; sie meinten, die Missionare hätten ja ihre Angehörigen mitgebracht, Nachts würden die Bilder lebendig und verkehrten mit den Weißen. Darum fürchteten sie sich, allein im Zimmer des Missionars zu sein, die Bilder könnten ja lebendig werden und auf sie loskommen (Döring, Lehrlingsjahre, S. 42 f.) — Die Ewe denken sich die Seele des Menschen sichtbar in seinem Schatten (Spieth, Die Ewe-Stämme S. 563). — Auch die Papua sehen im Schatten die sichtbar werdende Seele des Menschen (Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 134).

jemandes Namen, so erlangt man damit eine gewisse Macht über ihn. Sehr wichtig ist der rechte Name, welcher der Seele adäquat sein muß. Man verändert bisweilen den Namen eines Kranken, in der Hoffnung, daß die entwichene Seele, durch den besseren Namen angelockt, zurückkehre. Wächst jemandes Reichtum und Ansehen, so legt er sich einen neuen konformen Namen zu, bei welcher Gelegenheit ein großes Fest gefeiert wird.[1]) Bei Kindern kommt viel auf den rechten Namen an; der Zauberpriester muß auf die Spur helfen. Auch die Namen von Verlobten müssen zusammenpassen. Bisweilen gibt man Kindern häßliche Namen, um auf diese Weise die neidischen Geister glauben zu machen, die Kinder seien minderwertig. Namen gefährlicher Tiere, Tiger, Krokodile und dergleichen spricht man nicht aus, sondern umschreibt sie euphemistisch (Tiger: Fürst im Walde).

Im Traume verläßt die Seele den Menschen, wandert umher und erlebt wirklich das Geträumte. Daher legt man den Träumen als Realitäten und dem Traumdeuten großen Wert bei. Im Traume verkehrt die Seele des Schlafenden mit den Verstorbenen, besonders mit den Voreltern.[2]) Man unternimmt nichts,

1) Die Batak fühlen bei jedem wichtigen Ereignis das Bedürfnis, sich einen neuen Namen beizulegen, der dem neuen Verhältnis gerecht wird. — Wenn in einer Familie ein Kind geboren wird, das einem verstorbenen Gliede der Familie ähnlich sieht, so sagt man, der Verstorbene sei in dem Kinde wieder Mensch geworden; man legt daher dem Kinde den Namen des Verstorbenen bei. Wenn ein Säugling viel schreit, so ist das ein Zeichen, daß er nicht den richtigen Namen erhalten hat. Ähnliche Ansichten über den Namen haben die Ewe (Spieth, a. a. O., S. 636). — Die Scheu vor dem Namen, als der gewissermaßen hörbar gewordenen Seele, findet sich bei allen Völkern Indonesiens, auch bei den Papua (Kunze, a. a. O. III, S. 69 f.; Deinzer, Die Neuendettelsauer Heidenmission in Neu-Guinea, A. M.-Z. 1892, S. 39).

2) Die gleichen Vorstellungen über den Traum haben die Niasser und alle Völker des Indischen Archipels. Ebenso die Papua (Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 134); desgleichen die Karenen (Eppler, Die Karenen, S. 62). — Auch die Ewe glauben, daß die Seele den Menschen im Schlaf verläßt und herumschweift. Der Traum ist ihnen ein Erleben realer Vorgänge. Im Traum verkehrt die Seele mit den Schatten der Verstorbenen (Spieth, a. a. O. S. 564).

ohne vorher darüber zu träumen. Die Art des erwarteten Kindes wird den Eltern durch Träume angekündigt, denn die Seele des Kindes im Mutterleibe verkehrt schon mit der Seele der Mutter. Ob die Seelen von Verlobten zusammenstimmen, müssen beiderseitige Träume ausweisen. Darum muß vor der Brautschau geträumt werden. Der Brautwerber erzwingt Träume betreffend seine Auserkorene, indem er Haare von ihr oder einen Gürtel oder sonst etwas, das mit ihr in Berührung gekommen ist und Seelenstoff von ihr angenommen hat, unter sein Kopfkissen steckt.[1]) Die Leichenwächter dürfen nicht einschlafen, sonst würde ihre im Traume herumspazierende Seele leicht von dem noch in der Nähe weilenden Geist des Gestorbenen weggelockt werden. Erschrickt die Seele im Traum, so bleibt sie an dem Orte, wo sie erschrak, der Mensch aber wird krank und stirbt. Es ist daher streng verpönt, Schlafende unsanft aufzuwecken, so daß sie erschrecken. Man darf auch nicht über einen Schlafenden hinwegschreiten, die Seele könnte gerade im Begriff sein zurückzukehren, und würde dann beleidigt davon fliehen.

Überhaupt verläßt die Seele gern den Menschen, wenn ihr irgend etwas nicht ansteht, da sie ja nicht wesentlich zu ihm gehört und kein Interesse an der Erhaltung ihrer derzeitigen Wohnung hat. Man hütet sich daher, ein Kind zu züchtigen, läßt ihnen lieber allen Willen, sonst läuft das empfindliche Seelchen davon, und das Kind stirbt. Die Seele entfernt sich aus Nase, Ohren, Mund oder durch die große Fontanelle, manchmal zum Entsetzen eines unfreiwilligen Zuschauers in Gestalt eines Tieres, einer Maus, Eidechse u. dergl. (Seelentier).

Vor der Geburt hat die Seele des Menschen sich ihr Geschick ausgewählt. Vor ihrer Erdenzeit sind die den Menschen bestimmten Seelen in der Oberwelt bei Batara guru (oder Mula djadi) versammelt. Dort steht ein großer Baum mit vielen Blättern, auf denen die verschiedenen Schicksale der Menschenkinder beschrieben sind. Nun darf die Seele sich ihr Los in Gestalt

1) So bei den Niassern: Erst nach einem günstigen Traume wagt der Brautsucher, mit seinem Anliegen hervorzukommen (Lett, a. a. O. VI. S. 43).

eines Blattes abpflücken. Die Sache wird im Gewande verschiedener Sagen dargestellt, aber alle stimmen darin überein, daß der Mensch sich sein Geschick selbst wählt, und daß dieses unumstößlich feststeht.[1]) Dieser Fatalismus beherrscht das batakſche Denken, unterbindet das Wollen und tötet jede Energie. Mit stumpfer Gelassenheit beugt man sich unter die Schicksalsschläge, die ja alle vorherbestimmt und unabänderlich sind, ja ihre Schatten noch auf das Leben nach dem Tode werfen; denn dieses bringt nur eine Fortsetzung des für das irdische Dasein erbetenen Loses. Für seine Gesinnung und Taten ist der Mensch nicht verantwortlich, denn auch diese sind ihm bestimmt. Sinnesänderung kann sich in ihm nur vollziehen, wenn das in seinem Fatum vorgesehen ist. So sehr dieser Determinismus mit dem mohammedanischen Fatalismus übereinstimmt, so ist er doch kein Einfuhrartikel, sondern ursprüngliches Eigentum des Heidentums. Er findet sich auch bei heidnischen Völkern, die nie mit dem Islam Fühlung gehabt haben. Wahrscheinlich hat der Islam vielmehr den Fatalismus wie manchen andern Gedanken vom Heidentum übernommen. Die Propaganda des Islam findet freilich in der verwandten Überzeugung bei den Animisten eine nicht zu unterschätzende Förderung. Sein Schicksal nennt der Batak „das, was die Seele gefordert hat.“ Von ihr hängt das Wohlergehen des Menschen ab. Es kommt darauf an, ob die Seele das Gute, welches ihr begegnet, annimmt. Geht jemandem ein Glück verloren, dann sagt er: „Meine Seele hat es nicht angenommen“; geht es ihm gut, so hat er es seiner Seele zu verdanken. Die Wünsche einer Person stimmen keineswegs immer mit denen ihrer Seele überein; bei Differenzen aber setzt sich der Wunsch der Seele durch; ihr gegenüber ist der Mensch machtlos. Denn die Seele ist eine Macht außer, über dem Menschen (doch nicht identisch mit dem Fatum), gegen welche er sich meist unterwürfig, bisweilen aber auch trotzig benimmt. —

---

1) Einige dies behandelnde Sagen s. bei J. Warneck, A. M. Z. 1904, S. 4. f. Ähnliche Sagen bei den Niassern, Sundermann, Nias, S. 71. Darüber später mehr.

Indem man sich die Seele als Lebensmaterie vorstellt, schreibt man solche auch **Tieren** und Pflanzen zu. Der Seelenstoff ist beim Tier allerdings nicht so reichlich vorhanden wie beim Menschen. Tier und Pflanze stellen eine niedere Stufe des beseelten Lebens dar. Manche Tiere sollen von Menschen abstammen (z. B. die Affen), und umgekehrt Menschen von Tieren. Frauen gebären Tiere (z. B. Eidechsen, Schlangen). Menschen bekommen manchmal die Gestalt eines Tieres, von dessen Fleisch sie gegessen. Bisweilen zeigen sich Voreltern in Gestalt von Tieren. Das Tier ist dem Menschen nach animistischer Vorstellung näher gerückt. Daher die Menge Tierfabeln, die im batakschen Volke kursieren, in welchen Tiere redend, denkend, moralisierend auftreten und mit Menschen wie ihresgleichen verkehren.

Auch die **Pflanzen** enthalten Seelenstoff, die dem Menschen nützlichsten am meisten. Die Dracaena wird überall im Indischen Archipel zu Kultuszwecken benützt, weil man sie stark beseelt glaubt. Eine persönliche Seele schreibt man dem **Reis** zu.[1]) Man behandelt ihn schonend wie ein lebendes Wesen und beobachtet ängstlich bestimmte Gebräuche und Verbote beim Pflanzen, Jäten, Ernten, Austreten, Stampfen, Kochen und Essen, um seine Seele am Weglaufen zu verhindern, sonst ist er kraftlos und nicht mehr geeignet zum Lebensunterhalt. Auch Kokos- und Zuckerpalme enthalten Seelenstoff. Letztere soll aus dem Leibe einer Frau gewachsen sein, ihr Palmwein ist deren Muttermilch, nach anderen Erzählungen ihre Tränen. Beim Kampfersuchen bedient man sich einer Geheimsprache, um die Seele der Kampferbäume hinter's Licht zu führen. Die Seelen solcher Nutzpflanzen werden verehrt.[2])

---

1) S. Kruyt, De rystmoeder in den Indischen Archipel, Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akademie van Wetenschappen, 4 reeks, Deel V. 1903.

2) Wenn ein Kamba Holz von einem Baume als Medizin oder zu Amuletten holen will, betet er zur Seele des Baumes: „Baum, ich komme, dich um eine Gabe zu bitten. Ich habe einen Kranken und weiß nicht, was ihn krank gemacht hat. Ich komme hierher zu dir, Baum, daß ich ihn damit behandle, auf daß er genese" (Brutzer, Der Geisterglaube bei den Kamba, S. 12).

Auch Gegenstände, welche dem Menschen wertvoll sind, werden beseelt gedacht, denn aus ihrer Nützlichkeit schließt man auf das Vorhandensein von Seelenstoff. Dem Haus, dem Herd, dem Boot, der Hacke, dem Eisen und vielen Werkzeugen erkennt man Seele zu, nicht weil sie Fetische sind, sondern weil ihre Nützlichkeit Beweis ihrer Seelenkraft ist. Bei den Mentaweiinsulanern hat jeder Gegenstand seine Seele (regat). Als ein baufälliges Haus einstürzte, war nicht die Faulheit des Besitzers schuld, der die Reparatur verabsäumt hatte, sonders des Hauses Seele war entflohen und mußte feierlich zurückgeholt werden.[1])

Die Seelen von Menschen, Tieren, Pflanzen und selbst von leblosen Dingen beeinflussen einander. Man kann den eigenen Seelenstoff durch fremden vermehren oder kräftigen, kann ihn auch teilweise oder ganz an andere Seelenbesitzer verlieren.

Das Leibesleben ist ganz abhängig von der größeren oder kleineren Menge des Seelenstoffes. Beim Essen und Trinken kommt es nicht sowohl auf die Materie der Speisen an als auf deren Seelenstoff, nur dieser gibt dem Essenden Kraft und Gesundheit. Kein animistischer Heide erwartet daher, daß die Götter oder Geister die Materie der Speisen, die er ihnen als Opfer vorsetzt, verzehren, sondern deren Seelenstoff (Rauch, Duft); die überbleibende Materie ist ihrer Nährkraft beraubt und damit für den Menschen ohne Wert. Das genossene Fleisch eines Tieres bringt eine Wirkung auf den Menschen hervor, die den Eigenschaften des betreffenden Tieres entspricht. Ein Hund ist mutig und flink, also muß der Genuß von Hundefleisch mutig und flink machen. Hirschfleisch macht gewandt. Kampfhähne läßt man Tausendfüße fressen, damit sie bissig wie diese werden. Javanische Diebe tragen Krähenknochen bei sich, um geschickt im Stehlen zu sein wie Krähen. In dieser Auffassung wurzeln die zahlreichen

1) Berichte der Rhein. Miss. 1904, S. 383. — Bei den Ewe betet der Weber zu seinem Webstuhl, der Jäger zu seiner Flinte, der Schmied zu seinem Hammer und Amboß, der Schreiner zu Hobel und Säge (Spieth a. a. O. S. 309). — Die Karenen schreiben den meisten Dingen, z. B. auch dem Reis, eine Seele (kalah) zu (Eppler, Die Karenen, S. 61).

Speiseverbote bei Krankheiten: durch die Seele gewisser Speisen wird unter Umständen die Seele aus dem Leibe vertrieben; solche gilt es zu vermeiden. Wenn Heiden beim Missionar Medizin holen, werden sie darum nie verfehlen, zu fragen: welche Speiseverbote hat der Kranke zu beobachten? Denn der Missionar, den man für einen Zauberer hält, muß wissen, vor welchen Speisen die Seele zur Zeit einen Abscheu hat. Was eine schwangere Frau an Speisen verlangt, muß ihr gegeben werden, und wäre es noch so absurd, denn die Seele des Kindes verlangt sie zu ihrem Gedeihen. Ist man von einem giftigen Tier gebissen worden, so wird dieses getötet, und der Gebissene ißt von dem Fleisch, um den Biß unschädlich zu machen, denn die Seele des giftigen Tieres, die man sich damit aneignet, ist immun gegen das Gift. Umgekehrt wirkt der in Menschenhaaren enthaltene Seelenstoff anregend auf das Wachstum von Bäumen und Nutzpflanzen.

Von dieser Vorstellung aus fällt ein Licht auf die rätselhafte Unsitte der Menschenfresserei, der wir in Indien u. a. bei den Batak, Dajak, Alifuren, Papua und auf dem Bismarckarchipel[1]) begegnen. Sie ist nicht — wenigstens nicht ursprünglich — ein Akt überschäumender Rache, entspringt auch nicht einer perversen Geschmacksverirrung; man glaubt vielmehr, sich die Seele, die Lebenskraft eines Menschen anzueignen, wenn man von seinem Fleische genießt, am liebsten während noch Leben in dem Opfer ist, denn ist der Körper erkaltet, dann ist die Seele entflohen.[2]) Man ißt mit Vorliebe die Leber, die inneren Handflächen, die Sehnen und das Fleisch des Kopfes, Körperteile, in denen man den Seelenstoff besonders angehäuft glaubt. Man nimmt an, daß ein in der Schlacht verwundeter Feind oder ein schwerer Missetäter (z. B. ein Ehebrecher, solche werden aufgefressen) ein verwegener Kraft-

---

1) Fellmann, Das methodistische Missionswerk im Bismarckarchipel. A. M. Z. 1905. S. 37 f.

2) Bei den Batak ißt niemand mit Genuß Menschenfleisch, vielmehr haben die Kannibalen oft mit Ekel zu kämpfen; sie mischen das Menschenfleisch gern mit anderm Fleisch.

mensch sein müsse; sein Seelenstoff ist darum den kriegerischen Männern wertvoll. Wer die Handflächen ißt, bekommt starke Hände, usw. Weitverbreitet ist das Trinken von Blut. Es will gerade so gewertet sein wie die Menschenfresserei,[1]) denn im Blute ist besonders starker Seelenstoff enthalten. Bei vielen Völkern wird Blut von eben erschlagenen Feinden getrunken.

Es gibt endlich auch Gegenstände, an sich ohne Seelenstoff, denen man aber aus irgend einem Grunde solchen zuschreibt. Man sieht eine absonderlich geformte Wurzel oder einen wunderlichen Stein und glaubt, daß seine auffallende Gestalt innewohnende Seelenkraft anzeigt. Damit hat der Gegenstand für den Animisten großen Wert gewonnen, man kann ihn zu seinem Nutzen anwenden, nämlich zur Verstärkung der eigenen Seelenkraft. Man kann solche Gegenstände Fetische nennen. Götzenbilder als Fetische kennt der Indonesier nicht. Wo wir auf hölzerne oder steinerne Bilder, Schutzmittel oder Ahnenbilder, stoßen, haben diese nur insoweit kultischen Wert, als sie künstlich mit Seelenstoff erfüllt werden. Einen mit Seele behafteten Gegenstand aber betet man nicht an, denn eine Gottheit oder ein Ahn wohnt nicht darin; wohl aber pflegt man ihn, füttert ihn, schmiert Blut oder Reis daran, damit der ihm innewohnende Seelenstoff nicht vermindert werde und er seinem Besitzer immer gleich nützlich bleibe. Donnerkeile, wunderliche Metallstücke, Tropfsteine und dergl. stehen im Rufe besonderer Seelenkraft und werden als Fetische gebraucht. In diesem Sinne sind Amulette Fetische. Es sind meist Steine, Wurzeln, Fasern, Bleistückchen, Geldstücke und dergl. Dinge von auffallender Formation; man trägt sie bei sich und schreibt ihnen die Kraft zu, den eigenen Seelenstoff zu vermehren und gegen böse Geister zu schützen.[2])

---

1) In Toba wurde uns erzählt, daß ein Häuptling einem gefangenen Feinde die Brust aufschnitt, das zuckende Herz herausriß und das warme Blut trank — sicher nicht aus Wohlgeschmack, wenn auch die Befriedigung der Rache dabei mitgesprochen haben mag.

2) Die Batak nennen alles, was ihnen durch Seltsamkeit, Größe oder geheimnisvolle Kraft imponiert, „Großvater", z. B. ein Brennglas, dessen Kräfte sie nicht verstehen, eine Uhr u. dergl. Glücklich der Besitzer eines solchen

Die Seelen der Menschen stehen im Wechselverhältnis zu einander. Der Einfluß, den eine Person auf die andere ausübt, ist auf ihre geheimnisvollen Seelenkräfte zurückzuführen. Während das Kind im Mutterleibe ist, muß die Seele der Mutter diejenige des Kindes behüten. Tritt Abortus ein, so hat die Seele der Mutter ihre Pflicht nicht getan, denn während ihre Seele nicht acht gab, ist die Seele des Kindes davongeflogen. Die Frau war vielleicht sehr niedergeschlagen, und über ihrer Traurigkeit hat ihre Seele verabsäumt, die Seele des Kindes zu behüten; die Folge ist eine vorzeitige Geburt, d. h. die unbewachte Kindesseele ist entlaufen. Stirbt eine Frau über der Geburt, so ist das ein Zeichen, daß die Seele der Mutter sich weigert, ein Kind aufzunehmen. Dieser Tod gilt daher für äußerst schimpflich. Die Leiche der Frau wird unter das Haus geworfen und dort verscharrt, nachdem man ihr Asche in Augen, Mund und Ohren gestopft hat. Stößt dem Kinde ein Unglück zu, so trifft wieder die Seele der Mutter die Schuld. Wird ein Kind krank, so bringt man der Seele der Mutter ein Opfer, damit sie sich die Seele des Kindes nicht entfremden möge. Auch die Seelen der Verwandten mütterlicherseits haben großen Einfluß auf die Seele des Kindes und müssen mit Opfern und Geschenken bedacht werden. Solange die Eltern leben, üben ihre Seelen Einfluß aus auf die ihrer Kinder und umgekehrt. Bei Glückwünschen ist es eine stehende, ernst gemeinte Phrase: „Unsere Seelen mögen einander beherrschen", d. h. einander die Dienste guter Schutzgeister tun. Höherstehende bittet man: „Deine Seele beherrsche mich", d. h. beeinflusse mich günstig.

Bei der Brautschau ist es überaus wichtig, daß die Seele des Freiers zusammenpaßt mit der seiner Auserkorenen, eine Harmonie der Seelen, die nichts gemein hat mit dem, was wir darunter verstehen. Liebe ist damit nicht gemeint; es kommt darauf an, daß die beiderseitigen Seelenmaterien zusammenpassen.[1])

---

wunderbaren Gegenstandes, kann doch die darin sich offenbarende Seelenkraft ihm von größtem Nutzen werden.

1) Die Ewe drücken das so aus: Der Mann muß diejenige Frau nehmen, die schon in der Präexistenz ihm verbunden war, sonst gibt es eine unglückliche Ehe (Spieth, a. a. O. Einl. S. 63).

Stoff muß sich zu Stoff fügen wie bei einer chemischen Verbindung. Nachkommenschaft ist das sicherste Kennzeichen einer harmonischen Ehe. Bekommen Eheleute keine Kinder, so dürfen, ja müssen sie sich scheiden, oder der Mann muß eine zweite Frau hinzunehmen, deren Seele besser zu der seinen paßt. Der Zauberpriester kann vorher erkennen, ob die Seelen von Brautleuten zu einander passen; auch Träume und Vorzeichen offenbaren es.[1])

Die Seele eines Häuptlings übt gefürchteten Einfluß aus auf seine Untertanen, kann Glück oder Unglück über sie bringen. Denn seine Macht beweist, daß er viel und starken Seelenstoff hat, also gefährlich werden kann. Vor Gericht fürchtet man nicht so sehr die richterliche Gewalt als die Seelen der Richter. Am meisten Seele besitzt der batakſche Priesterkönig Singamangaradja, der darum abergläubisch gefürchtet wird. Seinen den Kultus betreffenden Befehlen wird unbedingt gehorcht. Im Kriege ist es die eigene Seele oder die von Verwandten, welche vor Verwundung und Tod schützt oder auch in den Tod treibt. Fliegt eine Kugel hart an einem Krieger vorbei, so sagt er: meine Seele hat die Kugel aus ihrer Bahn gelenkt. Mehr als die Waffen des Feindes hat man seine Seelenkräfte zu fürchten, kann doch die Seele durch Zauberkünste des Feindes auf dessen Seite gezogen und so ihr Eigentümer vernichtet werden. Wenn von zwei Leuten, die zugleich krank sind, der eine stirbt und der andere genest, so glaubt man, die Seele des Genesenen habe die Seele des Gestorbenen überwunden. Der Schüler eines Zauberers hat nicht die Rute, wohl aber die Seele seines Lehrers zu fürchten.

Die menschliche Seele kann durch andere Seelen weggelockt werden; besonders zart und schwierig zu behüten sind Kinderseelen. Niemand darf die Eltern eines kürzlich geborenen Kindes besuchen, ohne der Kindesseele ein Geschenk mitzubringen. Zauberer können Seelen weglocken, die Seele eines Diebes an sich heranziehen; sie können die Seele einer Jungfrau derjenigen eines Jünglings geneigt machen. Mit Liebestränken oder mit Flötenspielen

---

1) Vgl. S. 34.

verstehen manche die Seele einer Frau für sich zu gewinnen. Noch mehr als die Lebenden verstehen es die Geister Verstorbener, Seelen an sich zu ziehen.

Freundschaften und Bündnisse macht man fest durch gegenseitiges Trinken von Blut oder durch Vermischen einiger Blutstropfen; damit vermischen sich die Seelen. Dasselbe tut man bei Friedensschlüssen. Aus ähnlichen Erwägungen läßt man sich von Leuten, die für glücklich gelten, gern anspeien; die ausgekauten Betelprimchen großer Häuptlinge eignen ärmere Leute sich an, schlucken sie auch herunter, um etwas von deren Glanze ihrer Seele zuzuführen. Redegewandte Leute bittet man, einem in den Mund zu spucken. Kranke Menschen werden von gesunden angeblasen, um ihnen gesunden Seelenstoff zuzuführen (Hauchzauber). Denn auch der Atem enthält Seele. Auf Nias fangen Eltern den letzten Atem ihres sterbenden Kindes mit dem Munde auf. Gebärende Frauen werden angeblasen, um die Geburt zu befördern. Es kann aber auch eine Krankheit auf jemand, der mit dem Kranken in Berührung kommt, übergehen, wenn nämlich die Seele des Gesunden sie annimmt, worauf der Kranke gesund wird.

Wenn wir bedenken, daß dem Animisten die Seele ein Sonderwesen im Menschen ist, von ihm unabhängig, launenhaft, oft im Konflikt mit ihm, jederzeit eine Gefahr, so begreifen wir, daß sie, obgleich Materie, Kultusobjekt wird. In der Tat wird der Seele sorgsamere Verehrung dargebracht als den Himmelsgöttern. Der Mensch hat sowohl seiner eigenen Seele Ehrfurcht zu erweisen als auch den Seelen anderer lebender Menschen, besonders seiner und seiner Frau Verwandten. Schon die Seele des Kindes im Mutterleibe wird von den Eltern angebetet und verehrt. Bei schweren Geburten bittet man die Seele des Kindes unter Darbringung eines Opfers zu kommen. Der Seele der Mutter wird geopfert, damit sie willig bleibt, das Kind zu behüten. Auch den Seelen der Verwandten opfert man häufig, damit sie ihren Einfluß auf die Kindesseele geltend machen. Fortwährend hat der Mensch seine Seele zu behüten, denn tausend Beein=

flussungen ausgesetzt, hat sie immer die Neigung, ihn zu verlassen. Gern machen sich die Seelen Lebender nach der Weise unartiger Kinder mit Särgen zu schaffen, folgen ihnen, wenn sie hinausgetragen werden, setzen sich darauf und lassen sich auf dem Grabe nieder. Gelingt es nicht, sie durch Geschrei oder durch eine Gabe von da wegzulocken, so müssen die betreffenden Menschen sterben. Krankheit erklärt man in vielen Fällen damit, daß, etwa durch plötzliches Erschrecken oder gelockt von einem Geiste, die Seele des Menschen von ihm gewichen ist. Dann muß sie wiedergeholt werden.

Ein feierlicher Zug bewegt sich nach der Gegend, wo der Zauberpriester die entführte Seele vermutet. Voran eine Jungfrau, welche auf dem Kopfe einen Teller mit Reiskuchen und Eiern trägt als Opfer an die Geister, welche die Seele gefangen halten. Dann folgt der Zauberpriester, hinter diesem der nächste Verwandte des Kranken. Dieser darf nicht hinter sich, auch nicht nach rechts oder links sehen, darf kein Wort sprechen; alle Leute, welche dem Zuge begegnen, müssen ausweichen. Nachdem man draußen im Felde auf einem kleinen Altargerüst das Opfer niedergelegt hat, bittet und beschwört der Zauberpriester die Seele des Kranken zurückzukehren, verspricht ihr Geschenke und Opfer, schlägt mit einem Stabe nach allen Himmelsgegenden, um die schädlichen Geister zu verscheuchen, bis er glaubt, die Seele zu sich gelockt zu haben. Auf dem Rückwege geht man sehr behutsam, denn nun hat man die wiedergewonnene Seele zu leiten; der Verwandte geht jetzt voran, der Zauberer hinter ihm, immerfort die Seele bittend, daß sie mit ihnen kommen möge. Unterdessen hat man das Haus des Kranken gefegt und Matten darin ausgebreitet. Um die Zeit, wo die Expedition zurückerwartet wird, darf niemand sich in der Nähe der Haustreppe aufhalten, denn die Seele muß den Weg frei finden. Kommt der Zauberer ans Haus, so ruft er von unten: „O Seele des N. N., bist du jetzt zu Hause?" Jemand antwortet von innen: „ja", und damit ist sie glücklich wieder heimgekehrt. Im Hause bittet man sie nochmals und belehrt sie mit freundlichen Worten, daß sie doch den Leib nicht

verlassen dürfe, man verspricht ihr schöne Gewänder und wohlschmeckende Opfer.[1])

Manchmal wird auf die entwichene Seele förmlich Jagd gemacht, man fängt sie dann in Tüchern und trägt sie darin zu dem Kranken; oder man lockt sie mit Reis und anderen Speisen. Diese Sitte des Seelenfangs finden wir im ganzen Indischen Archipel.[2]) Man wendet noch ein anderes Mittel an, um Kranken wieder zu ihrer Seele zu verhelfen: Aus einem Bananenstamm wird ein menschliches Bildnis verfertigt, das man notdürftig bekleidet. In den Nabel dieser Figur werden Haare, Nagelstückchen, abgeschabter Schmutz von der Kopfhaut des Kranken oder dergl. getan, um damit von seinem Seelenstoff etwas auf das Bild zu übertragen. Dadurch wird es befähigt, als Ersatz für den kranken Menschen einzutreten. Dieses Bild wird wie eine Leiche hinausgetragen an die Stelle, wo man den Geist vermutet, der die Seele festhält. Dort legt man es nieder und ruft die Seele des Kranken. Läßt sich dann irgendwo eine zufällige Stimme hören, so glaubt man, die Seele habe geantwortet, und der Geist habe den Ersatz angenommen. Fröhlich kehrt man ins Dorf zurück, und der Zauberer sagt zu dem Kranken: „Sei guten Muts, behüte uns, wir behüten dich, hab acht auf deinen Vater, deine Mutter und dein Eigentum." Ein ähnliches Verfahren: Man verfertigt ein menschliches Bildnis aus Lehm, legt es auf ein Gestell, gibt ihm Betel, Hühnereier und Reiskuchen und trägt es hinaus ins Feld. Draußen ruft der Zauberer mit lauter Stimme: „Nimm, was dir gehört". Wer dann zufällig in der Ferne sich hören läßt, auf den geht die Krankheit über. Bei diesen Zeremonien hat man die Vorstellung, daß ein Ersatz gegeben wird; im ersten

---

1) Auch bei den Ewe entsteht Krankheit dadurch, daß die Seele (aklama oder dzogbe) den Menschen verläßt. Der Priester kann sie wiederholen (Spieth, a. a. O. S. 511).

2) Kruyt, Animisme, S. 82 ff. Ähnlich bei den Karenen (Eppler, Die Karenen, S. 62); in Pullo Tello (Berichte der Rhein. Miss. 1895, S. 213 f.). Auffallenderweise findet sich diese animistische Sitte auch in China, wo man mit Tücherschwenken und Rufen die entlaufene Seele eines kranken Kindes zurückruft (Barmer Miss.-Blatt 1907, S. 96).

Falle ist das beseelte Menschenbild ein Äquivalent für die Seele des Kranken und wird dem feindlichen Geiste als solches angeboten; bei dem andern Verfahren muß die Seele des Unglücklichen, der zufällig seine Stimme erschallen läßt, die Krankheit übernehmen. Man löst die Seele des Kranken aus, indem man dem bösen Geiste einen Stellvertreter anbietet. Darum nennt der Batak diese Figuren: „Ersatz des Leibes, Lösegeld der Seele“.[1])

Man betet seine Seele auch geradezu an. Ein solches Gebet lautet folgendermaßen: „Hier hast du Betel, o meine Seele, ich sage dir, daß ich gegen dich gefehlt habe (darauf nennt man den Fehler, der meist darin besteht, daß sie lange kein Geschenk bekommen hat). Ich bete dich an, ich will mich von jetzt an bessern; diesen Betel gebe ich dir als Angeld. Wenn ich gesund bin, will ich dir schönes Essen bringen, auch Kleider und Schmuck, wie du es dir wünschst, was immer ich habe. Habe du Erbarmen mit mir.“ Bei plötzlichem Erschrecken ist das erste, daß man seine Seele beruhigt, ihr begütigend zuredet und ein Geschenk verspricht. Dasselbe tun die Eltern mit der Seele ihres Kindes. Sie weihen ihr ein feingewebtes Gewand, das „Seelenkleid“, ein Messer oder dergl., welches fortan als Talisman gehütet wird. Der eigenen Seele wird auch geopfert, wobei es feierlich zugeht und man seine besten Kleider anlegt. Man häuft Reis auf einen Teller, obenauf Fleisch oder Fisch; dies übergibt man der Seele zugleich mit einem Geschenk, etwa einem Gewand, Schwert oder Lanze oder elfenbeinernen Armring. In besonders kritischen Lagen weiht man ihr ein Haus, ein Stück Feld, einen Dollar, ein Pferd, ein Huhn, an welche dann das Glück des Besitzers gebunden ist. Man darf diese Dinge wohl gebrauchen, aber nicht veräußern. Nach animistischer Vorstellung bedient sich die Seele, die ja eine Sonderexistenz führt, wirklich der geweihten Gegenstände. Hat jemand einen beängstigenden Traum, so muß er alsbald seiner Seele ein Opfer bringen, damit sie nicht fortläuft.

1) Wer mit der animistischen Denkweise noch nicht vertraut ist, meint, man spekuliere dabei auf die Dummheit der Geister, denen ein Bild für einen Lebenden untergeschoben wird; aber nur ein beseeltes Bild nehmen die Geister an.

Dennoch kann es vorkommen, daß man seine Seele verflucht, sie „Hundeseele“ nennt, wenn es einem nicht gut geht; denn sie trägt die Schuld an dem Mißgeschick. Doch geschieht dies nur im äußersten Zorn, wenn man die Herrschaft über sich verliert.

In dem Verhältnis zur Seele ist das sittliche Empfinden so wenig beteiligt wie beim Götterglauben. Die Seele ist nicht etwa das bessere Ich im Menschen, seine geistliche Seite. Nie straft oder verläßt die Seele den Menschen wegen seiner Übeltaten. Über Gut und Böse gibt sie kein Urteil ab. Man glaubt wohl, daß die Seele (z. B. des Häuptlings) einen anderen ermahnen und ihm sein Unrecht, nämlich die Verfehlung gegen die allgemeine Sitte, fühlbar machen kann; aber ihren Eigentümer straft sie nicht. Die Seele ist nicht Organ für das Sittliche. Wenn Eltern einmal im Zorn ihr unartiges Kind züchtigen, dann ist die Seele des Kindes schwer gekränkt, und die Eltern, fürchtend, daß sie fortlaufen und das Kind krank werden könne, beeilen sich, sie um Entschuldigung zu bitten und dem Kinde ein pandjoraan zu schenken, d. i. eine Gabe, mit der man ausdrückt, daß man sein Unrecht bereut und von jetzt an sich bessern will. Nun sagt man allerdings, der Mensch habe sieben Seelen;[1]) eine derselben wird mit der Nachgeburt des Kindes begraben und beeinflußt den Menschen sein Leben lang; sie kommt gelegentlich zu ihm, um ihn zu warnen. Sie tut also, möchte man folgern, den Dienst des Gewissens. Aber ihre Warnungen erstrecken sich nicht auf das sittliche Gebiet; sie warnt den Menschen vor dem, was ihm Schaden bringt, und flößt ihm im Kriege Mut ein. Mehr vermag sie nicht.[2])

1) Diese sieben Seelen, über die man sich übrigens durchaus nicht klar ist, stellen wahrscheinlich Funktionen und Regungen der Seele dar. Eine hat die Aufgabe, den Menschen zu behüten; eine andere wacht über seinem Eigentum und seinen Nachkommen; eine dritte erzeugt Tapferkeit; die vierte ist der erklärte Gegner des Leibes, indem sie bestrebt ist, Verderben herbeizuziehen. Im Denken und im Seelenkult werden die sieben nicht auseinander gehalten. — Auch die Karenen schreiben dem Menschen sieben Seelen zu, welche verschiedenartige beeinflussende Mächte, meist böser Art, bedeuten (Eppler, Die Karenen, S. 63).

2) Kruyt behauptet in seiner Schrift De Indonesische rechter in het

Wenn der Mensch stirbt, geht seine Seelenkraft von ihm fort, um wieder anderes zu beleben, Menschen, Tiere oder Pflanzen. Sie bleibt immer als nie versiegende Kraft auf dieser Erde. Die weiter lebende Seele, die von jener Körperseele scharf zu unterscheiden ist, heißt begu (Geist, Gespenst). Sie fühlt sich zunächst ohne Leib sehr unbehaglich, sucht diesen und die alte Umgebung wieder auf, sitzt auf dem Grabe und erschreckt die Lebenden. Auch läßt sie sich gern auf gewisse Vögel (z. B. Habicht) nieder. Hört man solch einen Vogel schreien, so rufen die Hinterbliebenen: „Sei uns nicht böse, wir haben dich ja nicht vertrieben, freiwillig hast du uns verlassen."[1] Nachts ist es beim Hause des Verstorbenen lange Zeit nicht geheuer, weil der Tote umgeht. Vom Augenblick des Todes an fürchtet man den Geist des Verstorbenen, denn er möchte aus Mißgunst andere Lebende mit sich in den Tod ziehen. Unendlich viel gibt es da zu beobachten bei der Leiche, beim Begräbnis und nach demselben. Alle Trauergebräuche wurzeln in der Furcht vor dem Toten.[2] Man muß in den ersten Tagen sich still halten, um nicht die Aufmerksamkeit der mißgünstigen Seele auf sich zu lenken; man hüllt das Haupt in einen Schleier, legt allen Schmuck ab, ißt möglichst wenig, und dann nur nachts wie die Geister, um selbst geisterähnlich zu erscheinen; aus dem gleichen Grunde färbt man sich schwarz, weil man sich die Geister schwarz denkt;[3] als Opfer für den Toten (pars pro toto) schneidet man die Haare

---

hiernamaals, daß die mit der placenta begrabene Seele des Menschen sein Gewissen darstelle. Im Jenseits trete ihm diese persönlich gewordene Seele als Richter gegenüber und richte ihn nach dem Maßstabe, den die Volkssitte an die Hand gibt. Nach dreierlei Dingen fragt das richtende „Gewissen" den Verstorbenen: ob er tapfer gewesen, ob er sich freigebig erwiesen (d. h. ob er Vermögen hatte), und ob er Kinder gezeugt habe. Jedenfalls gibt dieses „Gewissen" kein Urteil ab über Gut und Böse. Es urteilt nach den im irdischen Leben geltenden Werten.

1) Bei den Ewe versichern die Überlebenden dem Verstorbenen, daß sie nicht an seinem Tode schuld sind (Spieth, a. a. O., S. 632).

2) Auch bei den Basuto in Afrika (Merensky, a. a. O., S. 304 f.).

3) So auch die Papua (Kunze, a. a. O., III, S. 95).

ab.[1]) Aus Furcht setzt man den Verstorbenen Speisen auf's Grab, gibt ihnen ihre Geräte, auch Geldstücke mit,[2]) damit ihre „Schatten" sie im Jenseits gebrauchen und sich zufrieden geben[3].) Um selbst verschont zu werden, opfern die Bewohner mancher Inseln einen Menschen (Sklaven) auf dem Grabe.[4]) Immer ist Furcht das treibende Motiv, nicht Trauer oder Pietät. Um die Seelen der Verstorbenen an der Rückkehr zu den Lebenden zu verhindern, legt man Dornen auf die Leiche, bindet diese fest, schnürt Daumen und Zehen zusammen, streut ihr Asche in die Augen, klemmt ein Ei unter die Achselhöhle, alles, um sie bewegungsunfähig zu machen.[5]) Die Scheidung von dem Toten wird symbolisch angedeutet: man spaltet ein Stück Rotang, behält die eine Hälfte für sich und legt die andere in den Sarg, zum Zeichen, daß man nichts mehr mit einander zu tun hat; die Hinterbliebenen schreiten über den Sarg weg oder kriechen darunter durch.[6]) Sobald der Sarg ins Haus gebracht ist, muß der Tote hineingelegt und der Deckel geschlossen werden, sonst könnte die Seele eines Lebenden mit hinein schlüpfen. Wer

---

1) Diese Sitte besteht auch auf Madagaskar. Als König Radama gestorben war, mußten sämtliche Untertanen das Haupt bescheren. Jeder Schmuck war verboten, alle Arbeit mußte ruhen, Spiel und Tanz war untersagt (Eppler, Tränensaat und Freudenernte auf Madagaskar, S. 100).

2) Ähnlich auf Nias (Lett, a. a. O., IV, S. 29; 35).

3) Auch die Papua geben ihren Toten Speise und Tabak mit ins Grab (Ber. der Rhein. M. 1890, S. 142). Sie pflegen die Sachen der Verstorbenen zu zertrümmern. Hier und da wird die hinterlassene Witwe erdrosselt, damit sie ihren Gatten ins Jenseits geleite (Kunze, a. a. O., III, S. 95).

4) Das blutige Menschenopfer ist später (z. B. bei den Toradja) dadurch ersetzt, daß man eine Sklavenfamilie eine Zeit lang auf dem Grabe wohnen läßt und sie in dieser Zeit wie Seelen Verstorbener behandelt (Kruyt, Animisme, S. 285 ff.).

5) Bei den Basuto schneidet man dem Toten die Sehnen entzwei und bindet ihn mit Riemen zusammen (Merensky, a. a. O., O. 42; 141). Dort finden sich auch Totenopfer; die Getöteten sollen dem Verstorbenen als „Kopfkissen" in der jenseitigen Welt dienen. Bei manchen Völkern wird dem Toten das Rückgrat zerschlagen.

6) Die Buschneger in Suriname messen ihre Größe mit einem Stück Band ab und legen dies in den Sarg oder ins Grab, sonst sind sie nicht sicher vor dem Geist des Verstorbenen (Miss.-Bl. der Brüdergem. 1907, S. 178).

irgend kann, dreht sich unterdes um, seine Seele möchte sonst in Versuchung kommen, dem Toten zu folgen. Aus dem gleichen Grunde stellt man sich nicht gern neben das Grab. Man spuckt hinter dem Sarge her, badet nach dem Begräbnis; man begräbt den Toten so, daß er sein Dorf nicht sehen kann.[1]) Nur Witwer dürfen einen Witwer oder eine Witwe begraben; nur Leute, die schon Kinder verloren haben, tragen den Sarg eines Kindes. Man schafft die Leiche nicht den gewohnten Weg zur Türe hinaus, denn die Seele muß irregeleitet werden.[2]) Sarg und Grab werden möglichst eng gemacht, um zu verhindern, daß die Seele andere mit hineinnehme. Wenn jemand nicht in seiner Heimat bestattet wird, findet seine Seele keine Ruhe. Man holt daher die Leichen der in der Fremde Verstorbenen wenn irgend möglich in die Heimat; wenigstens der Kopf muß daheim bestattet werden.[3]) Die Seele bleibt in Verbindung mit dem Leibe, bis das Fleisch verwest ist; dann wird ein großes Fest veranstaltet, und nun erst geht sie ein ins Totenreich. Der Weg dahin ist voll Abenteuer und Gefahren; ein Totenwächter empfängt sie. Zuletzt muß sie über einen See oder Fluß fahren. Daher werden die Särge bei vielen Naturvölkern in Form eines Kahnes oder Kanus angefertigt. Erst nach dem großen Totenfeste, vor welchem die Leiche nur interimistisch beerdigt wird, nachdem also der Geist ins Toten-

1) Die Ewe legen bei Totenfeiern die Sachen des Verstorbenen zerrissen an den Weg, damit seine Seele umkehrt, wenn sie etwa die Lebenden aufsuchen wollte (Spieth, a. a. O., S. 634). Gegenstände, die der Verstorbene gern gehabt hat, muß man ihm mit ins Grab geben, sonst fordert sie sein Geist. Werden ihm seine Sachen mitgegeben, dann geht er ruhig in die Unterwelt (Ebenda, S. 828).

2) In Nias wird ein neuer Weg durchs Dickicht geschlagen, auf dem die Leiche hinausgetragen wird. Die Seele soll sich nicht ins Dorf zurück finden (Lett, a. a. O., I, S. 67).

3) Bei den Buschnegern Surinames muß, wenn jemand in der Fremde stirbt, wenigstens ein Teil seines Hauptshaares abgeschnitten und in der Heimat beerdigt werden. Von allen verstorbenen Aukanern muß das Haar in dem Stammdorf unter einem Baume begraben werden, wo man sich die Urahne residierend denkt (Schneider, Die Buschneger Surinames, A. M.-Z. 1893, Beibl. S. 29).

reich eingegangen ist, fühlt man sich vor ihm sicher, und die Trauergebräuche hören auf.

Das Totenreich befindet sich unter der Erde oder an unheimlichen Plätzen. Schattenhaft spielt sich dort dasselbe Leben ab wie auf der Erde: Wer als Häuptling starb, ist dort wieder Häuptling; Sklaven bleiben Sklaven; der Zauberer treibt sein Gewerbe weiter. Die Toten halten Märkte ab wie die Menschen, sie veranstalten Ratsversammlungen, spielen mit Karten und Würfeln, führen Krieg und feiern Feste, haben Weiber und Kinder, Äcker und Vieh. Sie wohnen familienweise bei einander.[1]) Je mehr Nachkommen jemand auf Erden hat, um so besser geht es ihm im Totenreich. Wenn jemand auch als armer Mann starb, so kann dort sein Ansehen doch wachsen, wenn seine Nachkommen an Reichtum und Ehre zunehmen. Der Verstorbene ist also in seiner Stellung abhängig von dem Ergehen und Benehmen seiner Nachkommenschaft. Wenn die Menschen ein Fest feiern, so stellen sich die Geister in großen Scharen als ungesehene, neidische Zuschauer ein. Die Laster, Leidenschaften und Leiden der Lebenden beunruhigen auch die Bewohner des Totenreichs. Das Leben und Treiben der Geister spielt sich nachts ab. Alte Sagen erzählen, wie es einzelnen Menschen geglückt ist, den Weg zur Unterwelt zu finden, und was sie da gesehen haben. Dabei finden sich ahnungsweise Sagen von einer Vergeltung in jenem Leben: Leute, die sich nicht belehren lassen wollten, müssen nach dem Tode lauter verkehrtes Zeug tun; Menschen, die mit Mordplänen umgingen, müssen weiter auf Mord sinnen; Spieler kosten immerfort die Bitterkeiten des Spielens; Schwätzer bekommen eine lange Zunge; Diebe halten jedermann sichtbar die von ihnen gestohlenen Gegenstände. Doch sind das nur vereinzelte Sagen; in der Volksvorstellung lebt der Gedanke an eine Vergeltung nach dem Tode nicht.[2])

---

1) Dasselbe Bild vom Totenreich machen sich die Niasser (Lett, a. a. O. IV, S. 37) und die Papua (Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 135. Der ganze Aufsatz: „Was die Papua von der Seele und den Geistern sagen" beweist, daß der Animismus der Papua der gleiche ist wie derjenige der malaiischen Indonesier).

2) Ähnlich bei den Niassern. (Sundermann, Nias, S. 72 f.)

Menschen, die an entehrenden Krankheiten wie Aussatz oder Cholera starben, werden im Totenreich Sklaven.[1]) Als höchst entehrend gilt der Selbstmord, denn er beweist, daß die Seele keine Neigung mehr hat, den Leib zu bewahren; im Totenreich erwartet den Selbstmörder ein trauriges Los. Schmachvoll im höchsten Grade ist der Tod im Wochenbett, auch sonst plötzlicher, gewaltsamer Tod, sowie kinderloses Ableben. Solchen Leuten ist eine demütigende Stellung im Jenseits sicher.[2])

Die Batak teilen die Seelen Verstorbener in drei Klassen ein: 1) „begu", d. i. allgemein Seelen der Toten, teils gutartige, gegen die Nachkommen unter Umständen freundlich gesinnte, teils schlimme. Zu fürchten sind sie mehr oder weniger alle. 2) Aus den begu können mit der Zeit, wenn viele Nachkommen vorhanden sind, welche ihnen die gehörige Ehre erweisen, höhere Geister werden, welche im Totenreich eine angesehene Stellung einnehmen und sumangot genannt werden. 3) Über ihnen stehen noch die sombaon, das sind die vornehmsten unter den Ahnen, Stammväter größerer Gemeinschaften, die mindestens 7 Geschlechter unter sich haben müssen. Durch ein großes Fest werden die Ahnen feierlich in diese Würde eingesetzt. Man denkt sie an irgend einem grotesken Orte der Erde wohnend, in einem uralten Baum, auf einem hohen Berg, in einer Höhle oder bei einer Schwefelquelle. Die ganze Natur ist mit ihnen bevölkert. Sie berühren sich mit den Naturgottheiten, von denen sie oft schwer zu unterscheiden

1) Nichts macht auf die Aussätzigen, die sich in der Pflege der Missionare bezw. inländischen Christen befinden, mehr Eindruck als die Versicherung, daß sie im Jenseits keine ausgestoßenen Parias mehr sein werden.

2) Auch die Ewe glauben, daß Leute, die „eines bösen Todes" gestorben sind (gewaltsam oder auf entehrende Weise), einen besonderen Platz im Totenreich haben, wo sie, mit Blut besudelt, keine Ruhe finden. Sie werden auf entehrende Weise begraben (Spieth, a. a. O., S. 636; 756). — Bei den Niassern fordert die Erde von jedem Rechenschaft, ehe sie ihn nach der Unterwelt weitergehen läßt. Wer Böses getan hat (aber im niassischen Sinne, z. B. keine Nachkommen hinterläßt), wird im Grabe von der Erde erdrückt. Später müssen die Seelen über eine messerscharfe Brücke gehen; nur diejenigen gelangen hinüber, welche nie eine Katze gemißhandelt und welche männliche Nachkommen haben (Lett, a. a. O. IV. S. 37).

sind. Es scheint, daß man die Verehrung der erschreckenden Naturerscheinungen allmählich auf die ältesten Ahnen übertragen und diese den Naturmächten untergeschoben hat.

Man darf bei alle dem aber nicht sagen, daß die Batak an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Das schattenhafte Leben der Seelen hört allmählich auf. Man sagt nicht geradezu, daß die begu wieder sterben, läßt sie aber im Lauf der Jahre verschwinden.[1]) Sobald die Erinnerung an einen Verstorbenen erblaßt, was bei gewöhnlichen Menschen sehr bald, bei den berühmtesten Ahnen nach spätestens 10 Generationen eintritt, dann hört unausgesprochen seine Existenz im Reiche der Seelen auf. Nach animistischer Denkweise ist der Mensch unsterblich in seinen Nachkommen, in seiner Familie lebt er weiter. Sie erben, was ihm gehörte; er genießt mit, was sie haben und dazu erwerben. Wohl dem, der ihrer eine große Menge hat. Nicht das Individuum, wohl aber die Familie ist unsterblich, das heißt, so lange als sie nicht ausstirbt. Willig geht der einzelne Mensch den Weg alles Fleisches, wenn Söhne da sind, welche das Geschlecht fortpflanzen. Nur wer keine Söhne hat, stirbt wirklich. Das ist für den Animisten ein herber Schmerz. Töchter zählen in dieser Beziehung nicht mit, denn sie sind der Familie verloren, weil sie in einen andern Stamm heiraten und damit andere Ahnen bekommen. Sie sind wertlos, weil sie den Geistern keine Verehrung darbringen dürfen, also den Verstorbenen nichts nützen.

Auf der Grundlage des Animismus baut sich der Geisterdienst auf. Dieser ist recht eigentlich Kern und Mittelpunkt

1) Die Niasser sagen: Der Mensch stirbt in der Unterwelt noch neunmal, jedesmal nach so langer Zeit, wie er hier gelebt hatte, und endlich wird er ganz schwarz. Manche werden zu Tieren (Lett, a. a. O., IV. S. 37). Die Olongadjudajak sagen: Der Mensch stirbt im Jenseits siebenmal, wird dann wieder auf die Erde geboren, um wieder zu sterben, und so ohne Ende weiter. Das wäre eine Art Seelenwanderung, von der man sonst in Indonesien nichts findet. Nach dem Glauben der Toradja sterben die Seelen im Totenreich siebenmal und sind dann definitiv tot, worauf sie Tropfsteingebilde werden. Nach der Meinung der Papua stirbt der Mensch im Jenseits noch einmal, und dann ist es aus mit ihm (Ber. d. Rhein. Miss. 1907. S. 135).

der Religionen des Indischen Archipels, dem gegenüber der Götterdienst fast vollständig verblaßt. Beim Geisterdienst handelt es sich um die Dämonen und Ahnen, doch ist die Grenze zwischen Ahnen und Naturdämonen nicht scharf zu ziehen.[1]) Der Ahnendienst hat den Kultus der Dämonen fast ganz in sich aufgenommen. Unterscheiden sich doch die Geister der Verstorbenen in ihrem boshaften Tun kaum von den Dämonen.

Ein doppeltes muß man beim Ahnendienst im Auge behalten: Auf der einen Seite erwartet man von den Verstorbenen, d. h. von denjenigen, mit welchen man verwandt ist, daß sie die Lebenden segnen, ihnen zu Reichtum und Nachkommen verhelfen, Krankheiten, Mißwachs, Viehseuchen fern halten; kurz man überträgt auf sie göttliche Attribute und Funktionen. Andrerseits aber hängt die Stellung der Verstorbenen in kläglichster Weise von dem Benehmen und Ergehen der Nachkommen ab. Nur wenn die Hinterbliebenen die Toten ehren und selbst etwas bedeuten, fühlen sich diese im Totenreich erträglich wohl. Der Tote ist ganz abhängig von der Gunst und sozialen Stellung der Lebenden. Darum kennt der Animist kein größeres Unglück, als ohne Nachkommen zu sterben, denn ein solcher hat niemand, der sich verpflichtet fühlt, ihn nach seinem Tode zu bedienen und zu ehren. Der Tote verlangt mit dem Instinkt der Selbsterhaltung, daß die Lebenden ihn ehren, sonst zwingt er sie dazu, indem er sie peinigt. Man ehrt die Ahnen, weil das eigene Wohlergehen von ihnen abhängt. Aber auch diejenigen Geister, die keinen Anspruch auf Verehrung von Nachkommen machen können, zwingen die Menschen, ihnen Opfer darzubringen, denn auch sie haben Macht, die Lebenden zu quälen. Der Ahnendienst wurzelt nicht in der Pietät, sondern in der Furcht. Einen lebenden alten Vater oder Großvater behandelt man oft abscheulich, man hat von ihm ja nichts zu erwarten und nichts zu fürchten. Sobald er aber gestorben ist, ändert sich das

1) Die christlichen Batak geben die biblischen Dämonen ohne weiteres wieder mit begu, d. i. Geistern Verstorbener. Alles Dämonische stellt sich ihnen in dieser gefürchteten Form dar. Auch die Naturdämonen und neuerdings den Teufel nennen sie begu.

Verhältnis; die klugen Nachkommen beklagen ihn mit vielen Tränen und Zeichen der Trauer, richten ihm ein pompöses Leichenbegängnis aus, schmücken sein Grab mit großen Kosten, bringen Opfer oft über ihre Kräfte und setzen ihn schließlich feierlich zum Heroen ein.

Es fehlt auch hier völlig die sittliche Vertiefung. Man verlangt von den Toten, daß sie nicht nur die Lebenden in Frieden lassen, sondern auch die Familien segnen. Als Gegenleistung beansprucht die Seele des Abgeschiedenen nicht Ehrfurcht oder liebendes Gedenken, sondern Opferfleisch und Feste. Wer seine Ahnen ehrt, dient damit sich selbst; alle Welt rühmt nicht etwa seine Pietät, sondern seinen Reichtum, der es ihm ermöglicht, ein so glänzendes Fest zu veranstalten. Oft genug erfüllen die Ahnenfeste den Nebenzweck, die Wohlhabenheit des Festgebers leuchten zu lassen. Der lebende Vater verlangt wenig danach, rücksichtsvoll behandelt zu werden, wenn ihm nur nach seinem Tode diejenige Ehre zuteil wird, die er für eine angesehene Stellung im Totenreiche braucht. Dabei sind die Armen wie überall innerhalb des Animismus die Betrogenen, denn sie können ihren Ahnen nichts Ansehnliches opfern. Man begreift, wie daher der Sinn des Batak auf Reichtum gerichtet sein muß. Auf welchem Wege er dazu gelangt, ist gleichgiltig. Ehrlichkeit garantiert ihm keine höhere Stellung im Jenseits, Schlechtigkeit und Gemeinheit gelten dort nicht für entehrend.

Es handelt sich beim Geisterdienst um eine unvermeidliche Auseinandersetzung mit etwas Unangenehmem, zu dem man Stellung zu nehmen gezwungen ist. Man versucht auch, die Geister durch Magie in den Dienst des Menschen zu zwingen, man betrügt sie, man kämpft gegen sie, und wenn das nicht möglich ist, flieht man vor ihnen; man beugt sich zitternd vor ihrer geheimnisvollen Macht, sucht aber soviel Kapital wie möglich aus diesem Verhältnis zu schlagen.

Die Geister solcher Menschen, die vor kurzem gestorben sind, vor denen man sich besonders hüten muß, besänftigt man durch Klagelieder, welche in einzelnen Fällen aufrichtiger Trauer entstammen mögen, meist aber aus Furcht und Gewohnheit re-

zitiert werden. Man will damit der abgeschiedenen Seele beweisen, wie lieb man sie gehabt hat. Für diese Klagegesänge, die am Grabe angestimmt werden, haben die Batak einen eigenen Dialekt, der sich von dem gewöhnlichen Idiom dadurch unterscheidet, daß alle Dinge mit umschriebenen Namen genannt werden. Dem liegt offenbar weniger poetische Neigung als die Furcht zugrunde, daß der begu über die mit richtigem Namen genannten Dinge und Personen Gewalt erlangen möchte.[1])

Aus einem doppelten Grunde fürchtet man die Verstorbenen: einmal, weil sie die Lebenden mit sich ins Totenland zu ziehen trachten, und zwar auch ihre nächsten und liebsten Anverwandten; dann aber, weil man in den Ahnen die Wächter der ererbten Sitte sieht. Was zur Sitte geworden ist, gilt für recht,

1) Derselbe Aberglaube fordert, daß man im Kriege, bei Krankheiten, beim Kampfersuchen die Dinge mit umschriebenen, zum Teil irreführenden Namen bezeichnet, sonst ist ihre Seele gefährdet. — Zur Veranschaulichung folge die Klage einer Häuptlingswitwe um ihren Mann:

Ach, du mein Ehegenosse,
du hast mich verlassen, mein Fürst,
mich Reishülse (d. h. Einsame).
Eine stoßende Kuh bin ich,
ein stoßender Büffel,
ohne jeden Genossen.
Die ich meinen Gemahl von mir entfernt,
nun bin ich arm, die ich einen Gemahl hatte.
Mein Vater (d. h. Mann),
der große, der ausgezeichnete,
der große, der schön wandelte,
Berg Si Manabun, der leicht einstürzt,
der geschickt aufging (wie die Sonne),
schwer unterging.
Man rief meinen Vater abends (zur Ratsversammlung),
Morgens holte man ihn.
Bär auf der Straße,
Tiger im Tor.
Nun bist du gestürzt, Vater, Fürst,
mein Ehegemahl . . . . .
O mein Vater,
der Knochen hatte, die nicht müde wurden,

Verstöße gegen die herkömmliche Sitte sind Sünde. Das Unrecht meidet man nur so weit, als man die Rache der Ahnen dafür fürchtet. Die Rache trifft aber nicht den einzelnen, sondern den

---

Finger, die nicht ruhten.
Ich kann meinen Mann nicht genug beklagen,
meinen Vater, der jeder Menge freundlich war.
Ich muß immer an ihn denken, wenn ich aufblicke,
wenn ich gedenke, wie du zum Markte gingst,
wo der Handel blüht.
Ich kann nicht mehr deutlich sehen
durch das Herausfließen der Tränen,
wenn ich das große Elend bedenke,
das in meinem Leibe,
daß ich ohne Ehegemahl.

Klage einer Mutter um ihren sterbenden Sohn:

Ach mein Sprößling,
wage es doch ja nicht,
zu verlassen mich, eine Reishülse.
An deiner Stelle will ich in die Erde.
Mein Vater (d. i. Sohn) muß noch leben,
leben inmitten dieser Welt.
Wenn du sterben sollst,
ach dann bin ich wie ein Huhn, das man fliegen gelassen,
wie ein Pferd, das man losläßt.
Mein Sprößling will mich verlassen,
mich, eine unzeitige Geburt,
die ich gleich einem heißen Topf,
der nicht zusammenhalten will,
wie eisernes Schmiedewerk.
Ja es reißt mich nach oben,
es wirft mich hin wie einen Deckel,
wenn ich deines Mundes mich erinnere,
der noch nicht reden konnte,
auf die Worte seiner Mutter,
die allein steht.
Ich muß ertrinken, wenn du stirbst,
in dem Fluß Si Tumallam mich ertränken,
wenn du in die Tiefe stürzest,
in den tiefen Abgrund,
den man nicht erklettern kann.

ganzen Stammesverband.[1]) Die Ahnen sind auch im Jenseits interessiert für das Leben ihrer Nachkommen, sie leben gewissermaßen weiter mit ihnen, ist doch das irdische Leben allein vita vitalis, das jenseitige bedeutet nur eine traurige Scheinexistenz. Sie geben stets eifersüchtig acht, ob die Nachkommen es genau so machen, wie sie es seiner Zeit hielten, und wehe diesen, wenn sie sich Neuerungen erlauben. Aus Furcht vor der Kontrolle seiner Vorfahren ist der animistische Heide konservativ bis in die Knochen[2]). Für besonders heilig gelten große Häuptlinge, die sich um die Politik oder das Stammesleben hervorragend verdient gemacht haben, so auch die Begründer eines Dorfes. Mit scharfen Augen beobachten sie das Treiben der Epigonen. Nun gibt es aber noch Legionen böser Dämonen, Geister Verstorbener, die nicht Ahnen sind, sich aber durch ihre Boshaftigkeit eine furchtsame Verehrung erzwingen. Dahin gehören diejenigen, welche sterben, ohne Söhne zu hinterlassen; die Seelen von Menschen, die Hungers gestorben sind, an Aussatz oder Cholera; die Seelen ganz armer Leute und solcher, deren Leiche man nicht gleich nach dem Tode gemessen hat; diese sind besonders den Schwangeren und Gebärenden gefährlich.[3]) Viele Krankheiten werden auf den Einfluß solcher Geister zurückgeführt. Weil ihnen niemand unter den Lebenden freiwillig Ehre erweist, bringen sie sich in Erinnerung, indem sie den Menschen nachstellen. Gefährlich ist die Seele eines Selbst-

---

Ich unternehme es,
einen gedrehten Strick zu machen,
den Weg zum Tode.

1) Vergl. Kruyt, Animisme, S. 388 ff.; Kruyt De inlandsche staat en de Zending, S. 81.

2) Wahrscheinlich ist die Sachlage im konservativen China, dem klassischen Lande der Ahnenverehrung, dieselbe. Es ist zu erwarten, daß China jetzt, wo es mit seiner bisher peinlich gehüteten Tradition bricht, auch von dem Ahnendienst loskommt. Durch das Aufgeben der Sitte hat es faktisch den Ahnen den Gehorsam gekündigt.

3) Auch bei den Papua sind die Seelen derer, die eines gewaltsamen Todes sterben, besonders gefürchtet; sie stellen überall den lebenden Menschen nach (Ber. d. Rhein. Miss. 1907, S. 135). Ebenso bei den Karenen (Eppler, Die Karenen, S. 63).

mörders, und noch mehr diejenige einer Frau, die über der Geburt eines Kindes starb. Sie sinnt in ihrer Bosheit darauf, andere Weiber zu verderben und ihnen das gleiche Los zu bereiten.[1])

Man denkt sich Erde Luft und Wasser bevölkert mit Geistern. Im Walde und im wüsten Felde sind sie am zahlreichsten, da lauern sie den Lebenden auf und bringen über sie Krankheit und Wahnsinn, schleppen sie fort und bereiten ihnen einen grauenvollen Tod. Nachts schleichen sie um die Häuser, spähen durch die Ritzen der Bretterwände oder kommen in Menschen- oder Tiergestalt ins Haus. Bei Epidemien kann man sie bisweilen sehen. Es gibt Menschen, welche spiritistisch veranlagt sind und die Seelen und Geister sehen können. Diese wollen manchmal hinter dem Sarge den Geist des Verstorbenen schreiten, auch die Seele eines Lebenden auf dem Sarge hocken sehen, worauf dieser unweigerlich sterben muß. Die Zahl der gefährlichen Geister, auf die man alles menschliche Elend zurückführt, ist Legion. Besonders berüchtigten Geistern hat man Namen gegeben und Attribute zugeschrieben, z. B. dem Geiste, der die Cholera verursacht: er ist von schreckenerregender Größe und trägt eine gewaltige Keule, mit der er seine Opfer niederschmettert.

In irgend einem Abhängigkeitsverhältnis zu Gott stehen diese Geister nicht. Der Glaube an Gott oder Götter und der Dämonenglaube sind ganz getrennte Gebiete. Der gutmütige Gott hat keine Macht, dem Geisterunwesen zu steuern; man verlangt es auch nicht von ihm. Nur die Ahnen sind Helfer in diesem Kampfe.[2]) Es ist ein unausgeglichener Dualismus des religiösen Denkens. Von der Gutartigkeit Gottes überzeugt, hat der Animist eine Erklärung des Übels und Elends der Welt gesucht, und da hat ihn sein Animismus auf die Geister der Verstorbenen geführt, verleitet durch das geheimnisvolle Dunkel und Grauen, das den Tod umgibt. Langsamerhand ist aber das Geschöpf der von Furcht inspirierten Phantasie über den Schöpfer

1) Dieselbe Vorstellung bei den Kols (Nottrott, Die Goßnersche Mission unter den Kols. 1874. S. 78).

2) Die Ewe erwarten allerdings von Gott Hilfe gegen die bösen Geister. (Spieth, a. a. O. S. 417).

hinausgewachsen. Die durch das menschliche Elend täglich genährte Furcht vor unheimlichen Wesen hat im religiösen Empfinden den Sieg davongetragen über die Gottesidee. Dasselbe bestätigt Wurm resumierend von den animistischen Religionen: „Dieser eine Gott (an den alle Völker glauben) wird als guter Gott gedacht, aber er hat nicht die Gewalt über die bösen Geister, welche dem Menschen schaden können, daß man sich an ihn wenden könnte um Abwendung derselben, sondern die Menschen müssen selbst dafür sorgen. Daher werden diesem einen Gott nur wenige oder keine Opfer gebracht".[1] Derselbe sagt von den Küstenstämmen Kameruns: „Alles Übel, das die Menschen trifft, stammt nicht von Loba (Gott), sondern ist verursacht durch böse Geister oder Zauberer. Weil sie von Loba nichts zu befürchten hatten, vergaßen sie ihn allmählich, und die reinere Gotteserkenntnis wurde verdunkelt."[2]

Hier stehen wir im Zentrum der animistischen Religion, dem Spiritismus. Wie verehrt man die Geister, d. h. zumeist die Ahnen? Man lebt mit ihnen noch zusammen. Kein wichtiges Unternehmen wird in Angriff genommen, ohne daß man sie vorher fragt. Vor und nach einer Reise, einem Kriegszug, dem Anlegen eines Dorfes, befragt man sie und bringt ihnen Gaben. Im Bewußtsein, immer von ihnen abhängig zu sein, sucht man sie bei guter Laune zu erhalten. Das geschieht durch Opfer, zumeist Speiseopfer. Da es den Geistern im Jenseits ohne menschliche Hilfe übel ergeht, so begehren sie von den Lebenden Nahrungsmittel, deren Seele (Schatten, Duft) sie verzehren. Es ist die Aufgabe des Zauberpriesters (datu), zu bestimmen, wem, in welchem Falle und was man zu opfern hat, denn er kann vermöge seiner Wissenschaft Verkehr mit den Geistern pflegen, z. B. im Traume oder durch Orakel (Huhnbeschauen). Es hat sich eine Tradition darüber gebildet, was ein jeder begu zu bekommen hat. Einige erhalten Bananen und Siriblätter, andere müssen Fleisch, Eier oder Fische haben. Weil das Opfer an die Geister im Mittelpunkt ihrer

1) P. Wurm, Handbuch der Religionsgeschichte, S. 94.

2) P. Wurm, Die Religion der Küstenstämme in Kamerun, S. 34.

Religion steht, so werden die Heiden von Christen und Mohammedanern „Geisteropferer" genannt, bezeichnen sich auch selbst so.

Als Gegenleistung erwartet man von den gewöhnlichen Geistern, daß sie die „freigebigen" Spender mit ihren Plagen verschonen. Von den Familienahnen aber, welche das Leben ihrer Nachkommen mit vollstem Interesse mitleben, fordert man mehr, nämlich alles das, was man eigentlich von Gott erbitten sollte und in seltenen Fällen auch erbittet. Sie sollen die Enkel segnen mit den Gütern, die einem batakschen Herzen begehrenswert erscheinen: Nachkommenschaft, Geld und Gut, Viehstand, Feldfrüchten und Gesundheit. In Krankheitsfällen sollen sie den Krankheiten wehren, in jeder Not einen Ausweg finden und alle bösen Geister verscheuchen.[1]) Weil sie die Macht haben, Unheil über ihre Enkel zu verhängen, so glaubt man unbedingt dem, was der Zauberer, der ihnen vermöge seiner Magie nahe steht, oder das Medium über die Wünsche des Verstorbenen berichtet, und erfüllt solche auf alle Fälle, selbst wenn man darüber sich in Schulden stürzen muß und verarmt, denn „es ist besser, an Menschen verschuldet zu sein als an Geister", sagt ein Sprichwort. Der Geisterkult kostet die Batak viel Geld und manches Stück Vieh, das sie ohne Murren hingeben.

Man verehrt die Ahnen durch Vermittlung von Medien. In erster Linie ist dazu der Sarg und das Grab geeignet, denn die Seele liebt den Leib, so lange noch Überreste von ihm vorhanden sind, und weilt gern am Grabe, besonders in der ersten Zeit nach dem Tode. Opfer werden darum gern auf dem Grabe niedergelegt. Zu kräftigen Medien eignen sich ferner Gegenstände, die der Verstorbene besessen hat, auch Teile seines Körpers, denn an ihnen haftet noch etwas von der Seelenkraft, die ihn einst belebte. Die Seele des Toten kehrt gern zu ihren Gebeinen zurück. Knochen und besonders der Schädel des Toten,[2]) dem ja

1) Ob die Ahnen vermöge ihrer höheren Stellung im Geisterreich oder infolge besonderer geheimnisvoller Kräfte Macht über die Krankheitsgeister haben, kann niemand sagen.

2) Daher die weitverbreitete Schädelverehrung, will sagen: Verehrung der Ahnen durch Vermittlung des Schädels.

in hervorragendem Maße Seelenstoff eignete (die Kinnlade, Papua), sind beliebte Medien für den Verkehr mit den Geistern. Die Schädel der Ahnen werden sorgfältig aufbewahrt, denn in ihnen besitzt man die Macht, ihre einstigen Träger zu rufen. Die Stätte, wo das Knochengerüst oder auch nur der Schädel begraben liegt, ist für den spiritistischen Kult eine Art Tempel. Selbst Haare, Nägel, Kleidungsstücke, alle obengenannten Seelenträger des Verstorbenen sind als Medien wertvoll. Im ganzen indischen Archipel werden gewisse Erbstücke (pusaka) heilig gehalten,[1]) weil man in diesen Reliquien Seelenkraft der Ahnen enthalten glaubt. Kein Inländer trennt sich von solchen Kostbarkeiten. Endlich werden auch Ahnenbilder zu Medien des Geisterverkehrs; sie müssen aber erst künstlich dazu gemacht werden. Solchen begegnen wir in Nias und bei den Papua in Kaiser-Wilhelms-Land und Holländisch Neu-Guinea.[2]) An sich hat ein geschnitztes oder gemeißeltes Bild keinen Wert für den Kultus; man muß es künstlich zum Wohnsitz eines Ahnen machen: Der niassische Priester ruft die Seele des Verstorbenen herbei und lädt sie ein, in dem Bilde zu wohnen. Darauf wartet man am Grabe, bis sich eine gewisse kleine Spinne (mokomoko) zeigt; diese wird eingefangen und auf das Ahnenbild gesetzt. In dem Spinnchen sieht man die Seele des betreffenden Ahnen verkörpert. Erst wenn diese dem Bilde einverleibt ist, wird das Ahnenbild geeignet zum Medium des Verkehrs.[3]) Auch die Papua verfertigen geschnitzte Figuren, in welche die Geister der Vorfahren einkehren. Bei Opferfesten stellt man diese Ahnenbilder mitten unter die feiernde Menge und legt ihnen Speise in die Arme.[4])

Die Seele des Verstorbenen kann sich auch auf einen lebenden Menschen als Medium niederlassen (Schamanismus). Dabei hat man es mit einer rätselhaften, der psychologischen Ana-

---

1) Kruyt, Animisme, S. 427.

2) van Hasselt, Gedenkboek, S. 28.

3) Sundermann, Nias, S. 57 f.

4) Kunze, a. a. O. III, S. 68. — Vergl. auch Coolsma, De Zendingseeuw voor Nederl. Oost-Indië, S. 762.

lyse schwer zugänglichen Kultusform des Spiritismus zu tun[1]. Nach den zuverlässigen Berichten intelligenter batakscher Christen, welche Augen- und Ohrenzeugen, zum Teil selbst Medien gewesen sind, spielt sich ein solcher Vorgang folgendermaßen ab[2]: Die Stammesverwandtschaft oder Familie versammelt sich, am liebsten des Abends auf der Dorfstraße, um den Ahn zu befragen. Die eintönige Trommelmusik beginnt ihre dumpfen Weisen. Das Medium, Mann oder Weib (sibaso, hasandaran), welches aber nie der Zauberpriester ist, sitzt still da und atmet den betäubenden Rauch des Weihrauchs ein. Bald erhebt es sich und beginnt nach dem Takt der Trommeln einen Tanz, der aus Zuckungen der Hände und Füße besteht, je länger, je lebhafter, zuletzt in krampfhaften Sprüngen, bis der Tänzer erschöpft zusammenbricht. Nun ist er ein anderer Mensch geworden; er sieht den betreffenden Geist in seiner früheren menschlichen Gestalt auf sich zukommen, von seinem eigenen Körper weiß er nichts mehr, sein Fühlen und Denken wird das des Verstorbenen. Die anwesenden Menschen erscheinen ihm klein und in rötlicher Gestalt; er fühlt sich schwindlig. Man bringt dem Erschöpften Palmwein und Betel. In wilder Gier verschlingt er oft Fäuste voll des schärfsten Pfeffers. Ehe man den in ihm erscheinenden Geist um Rat fragt, stellt man das Medium auf die Probe, ob wirklich der zitierte Geist aus ihm spricht, oder ob es simuliert. Die Verwandten forschen nach Familiengeheimnissen, erkundigen sich nach entfernten Gliedern der Familie und nach Umständen, welche nur die nächsten Hinterbliebenen wissen. Hat sich der Besessene durch treffende Antworten legitimiert, dann nennt man ihm die Ursache, um deren willen man ihn gerufen habe, man fragt, warum er zürne, oder was geschehen müsse, um eine Kalamität abzuwenden. Was der Verstorbene dann fordert, muß getan werden. Man

1) Es gibt noch eine andere Form der Besessenheit, die irreguläre, außerkultische. Irgend ein Mensch wird unter Besessenheitserscheinungen schwer krank; er gleicht oft einem Tobsüchtigen. Auch diese Besessenheit wird von den Batak scharf vom Wahnsinn geschieden.

2) Vergl. auch Schreiber, Die Battas auf Sumatra, A. M. Z. 1876, S. 352 ff.

zitiert die Geister, um von ihnen zu erfahren, wo verlorene Gegenstände oder verirrte Menschen zu suchen seien. Kinderlose Ehepaare fragen um Rat betreffend Kindersegen. Bei Epidemien erbittet man die Hilfe der Vorfahren. Als der erste Missionar nach Silindung ins Herz des Bataklandes kam, äußerte sich ein Medium bei Gelegenheit eines Opferfestes dahin, der Ahn werde Unheil über seine Nachkommen verhängen, wenn sie nicht den weißen Mann mit der neuen Sitte töteten oder vertrieben. Manchmal soll das Medium auch kommende Ereignisse vorhersagen. So soll — nach den Erzählungen alter batakscher Christen — einige Jahre vor der Ankunft der ersten Missionare ein Medium deren Kommen vorausgesagt und die Enkel ermahnt haben, auf die gute Botschaft der fremden Männer zu hören.

Der ekstatische Zustand wird gefördert durch künstliche Mittel, Weihrauch, Trommelmusik und Tanz; aber nicht immer. Manchmal wird ein Medium besessen ohne Anwendung eines Reizmittels. Der als Medium fungierende Mensch wird von seiner Tätigkeit sehr angestrengt. Nicht selten wird er bald nach seinem Auftreten krank und stirbt; man sagt, daß solche Leute nie alt werden. Sie stehen aber in hohem Ansehen, sind Respektspersonen, denen zu nahe zu treten man sich scheut. Medium wird jemand nicht durch Studium (wie der datu); der Geist erwählt sich seine Medien selbst. Während der datu sich seine Mühe schwer bezahlen läßt, empfängt das Medium nichts. Nach seinem Tode wird sein Nachfolger nicht durch Wahl oder menschliche Vermittlung bestimmt, sondern allein durch Einfahren des Geistes. Der Schamanismus findet sich bei vielen Völkern des Indischen Archipels, bei den Batak, Javanen, Buginesen, Alifuren, in Halmahera, Buru, Ambon, Minahassa, Borneo, Bali, Letti, Malakka, bei den Papua und in der Südsee. Wir begegnen ihm auch bei den Kols, in Südindien und bei vielen Völkern Afrikas. Besonders ausgebildet ist der Schamanismus der Tungusen.[1]) Er scheint demnach häufige Begleiterscheinung des Geisterdienstes zu sein.

1) Kruyt, Animisme, S. 449 ff. Wurm, Religionsgesch. S. 57 ff. Auch in China kommt er häufig vor. H. Taylor, Pastor Hsi, S. 153 ff.

In vielen Fällen mögen die Besessenen routinierte Betrüger sein. Aber damit allein kann man die ekstatischen Zustände nicht erklären. Man hat versucht, den Paroxysmus auf Wahnsinn oder Epilepsie zurückzuführen, welche Zustände man künstlich hervorrufen wolle.[1]) Die Batak wissen aber Wahnsinnige und Epileptiker scharf von Besessenen zu unterscheiden. Die Geisteskrankheiten werden allerdings (wie alle Krankheiten) auf Einwirkung böser Geister zurückgeführt; aber der Zustand eines Mediums ist ganz anderer Art. Er ähnelt keiner bekannten Form des Wahnsinns. Nie will ein Wahnsinniger Verkündiger des Willens der Ahnen sein, nie gibt er sich für ein Geistermedium aus, nur böse Geister quälen ihn, nicht Ahnen. Vor und nach dem Paroxysmus ist das Medium durchaus geistig normal. Man fragt auch nie einen Geisteskranken oder Epileptischen nach dem Willen der Ahnen, was man doch schon zur Vereinfachung des Verfahrens tun würde, wenn man den Zustand des Besessenen für eine künstlich bewirkte Geisteskrankheit hielte. Der Geisteskranke ist aber ganz und gar nicht geeignet zum Medium. Erklärungsversuche durch Hysterie, Katalepsie und dergl. setzen nur ein Rätsel an die Stelle eines andern. Die batakschen Christen sind von der Realität jener Vorgänge als von dämonischen fest überzeugt. Unsern Zweifeln setzen sie die Frage entgegen: Wißt ihr eine bessere Erklärung? „Soviel ist nach ihren (der Christen) Antworten unzweifelhaft, daß es sich in den weitaus meisten Fällen nicht um bewußten Betrug handeln kann, und daß der sibaso, wenigstens in der Regel, sich in einem Zustand halber Betäubung und Verdunkelung seines Selbstbewußtseins befindet"[2]). Miss. Lett äußert sich aus seinen Erfahrungen auf Nias: „Es dürfte schwer sein, die tatsächliche Einwirkung finsterer Mächte von bewußter Verstellung, Täuschung, Lug und Trug zu unterscheiden. Das ist jedenfalls sicher, es sind in der vom Evangelium noch unberührten Heidenwelt finstere Geistesmächte tätig, von denen wir in der Christenheit nichts mehr wissen, und der Heide ist mancher Einwirkung aus dem

1) So Kruyt, Animisme, S. 443 ff.

2) Schreiber, Die Battas, S. 354.

Reich der Finsternis ausgesetzt, gegen die wir im allgemeinen gefeit erscheinen.“ „Wir Missionare müssen solchen Tatsachen um so mehr gerecht zu werden versuchen, als wir in allen unsern Gemeinden aufrichtige Christen haben, die früher selbst unter solchem Einfluß gestanden haben und ihn aus eigner Erfahrung heraus als wirklich verbürgen.“[1])

Batakſche Christen, die früher selbst Medien waren, sind bisweilen gegen ihren Willen wieder in Besessenheit verfallen. Wieder „Mensch geworden“ (wie sie sagen) waren sie tief unglücklich über ihren Fall und versicherten, sie hätten unter einem Zwange handeln müssen, dem sie nicht widerstehen konnten[2]).

Der niederfahrende Geist bedient sich einer besonderen Sprache, deren Worte (ähnlich denen der Klagegesänge) teils Umschreibungen sind, teils altertümlich, nicht jedem verständlich. Daß ein Medium vorher diesen Wortschatz einübt, ist möglich, aber in manchen Fällen höchst unwahrscheinlich. In der Regel muß erst längere Zeit getrommelt werden, wenn der Geist des Ahnen kommen soll; auch pflegt das Medium durch einen Tanz die Verzückung vorzubereiten. Doch ist beides nicht unbedingt nötig.

1) Lett, a. a. O. III, S. 37. Belege dazu auf den folgenden Seiten.

2) Miss. Metzler berichtet aus Silindung, zu einer Zeit, wo das Christentum schon seinen Siegeszug angetreten hatte: Eines geisteskranken Jünglings wegen wurde von den Heiden ein Opferfest gefeiert. Ein Christ trat dabei als Medium auf und beichtete nachher dem Missionar: er habe mit seiner Frau gebetet, daß Gott ihn vor dem bösen Geiste bewahren möge, und dennoch sei er gegen sein Wollen und Wissen in jenes Dorf gekommen und besessen geworden und habe sich dann gründlich geschämt, als er wieder zur Besinnung gekommen sei. — Eine Christenfrau beichtete: Der Geist sei über sie gekommen, und dann habe sie nicht mehr gewußt, was mit ihr vorging. Der Dorfälteste und einige Häuptlinge beobachteten sie, als im benachbarten Dorf die Musik anfing. Der Älteste redete ihr zu: Du bist nun Christin, darum hat der böse Geist bei dir nichts mehr zu suchen. Über seinem Gebet wurde die Frau ruhig, aber nach einiger Zeit wurde sie wieder unruhig. Die Männer hielten sie mit Gewalt fest, konnten ihr aber schließlich nicht widerstehen. Sie riß sich los und stürzte in das Heidendorf. Später kam sie zum Missionar und bekannte weinend ihre Sünde und schämte sich, vor den Leuten sich sehen zu lassen. „Wie hätte ich wohl meine kleinen Kinder mitten in der Nacht allein gelassen, wenn ich klar bei Sinnen gewesen wäre? Auch sind mir erst vor

Eine gewisse Berauschtheit und Sinnesverwirrung leitet den ekstatischen Zustand meist ein. Seltener kommt die Besessenheit unvorbereitet über einen Menschen, zu einer Zeit, wo niemand daran gedacht hat. Bisweilen soll das Medium, dessen Selbstbewußtsein durch dasjenige des Verstorbenen ersetzt wird, diesen gar nicht gekannt haben. Es wurden mir zwei Fälle von eingeborenen Christen berichtet, wo Frauen, auf die der Geist sich niederließ, in ihrem ekstatischen Zustande batakſche Schrift fließend lasen, während sie bei normalen Sinnen überhaupt die Kunst des Lesens nicht verstanden. Leute, die sonst kaum zusammenhängend reden konnten, zeigten sich in besessenem Znstand sehr redegewandt. Wie immer man die ekstatischen Zustände erkläre, soviel ist gewiß: Soweit nicht einfach Betrug vorliegt, greifen in das Seelenleben des Besessenen Kräfte ein, die ihm selbst unkontrollierbar sind, seinen Willen, sein Selbstbewußtsein, sein eigenes Denken aufheben und durch eine fremde bestimmende Macht ersetzen. Bemerkenswert ist das übereinstimmende Urteil der Heidenchristen, welche die Besessenheit nicht durch Krankheit erklären, sondern darin übersinnliche Einwirkungen sehen, mit einer Bestimmtheit, die ihnen sonst fremd ist.

Man verehrt die Verstorbenen zunächst, indem man ihnen von ihrem Schmuck und Besitz mit ins Grab gibt, Sklaven und Vieh bei

---

einigen Wochen zwei Brüder gestorben, so daß ich auch um deswillen sicherlich nicht an einen solchen Ort gegangen wäre, wenn ich etwas von mir selbst gewußt hätte." — Eine andere Frau bekannte in der gleichen Lage, sie wisse nicht, wie sie in das Dorf gekommen sei, und schämte sich nachher furchtbar. Beide Frauen sind sonst fleißige Kirchgängerinnen. (Berichte der Rhein. Miss. 1886, S. 86 f.) — Eine Taufbewerberin in Si Morangkir (Silindung) war früher Medium gewesen, und die Geister wollten immer wieder Besitz von ihr ergreifen. Während einer Krankheit springt sie plötzlich von ihrem Lager auf, fängt an, wie eine Besessene im Hause herumzutanzen, und sagt zu ihren Angehörigen, sie müßten ihr (d. i. dem Geiste) erst noch ein früher versprochenes Opfer bringen, sonst werde sie ihnen keine Ruhe lassen. Nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen war, behauptete sie steif und fest, sie wisse nicht, was mit ihr vorgegangen sei. (Berichte der Rhein. Miss. 1888, S. 73.)

der Bestattung tötet,[1]) ein großes Fest veranstaltet und dabei viel Fleisch an die Gäste verteilt. Drei Tage nach dem Begräbnis stellt man Speisen aufs Grab, auch des Toten Tabakstasche und Feuerzeug. Geld, Tabak, Speisen und allerhand Gegenstände werden am Grabe niedergelegt, damit der Tote dieselben früher gestorbenen Verwandten mitbringe. Das Grab wird geschmückt mit den Hörnern der beim Totenfest geschlachteten Büffel, zum bleibenden Zeichen, wie sehr man den Toten geehrt habe, später mit hölzernen und steinernen Ornamenten. Geschnitzte und gemeißelte Bilder stellen den verstorbenen Häuptling dar. Vornehme Stammeshäupter begräbt man zunächst interimistisch; nach Jahren, wenn alles Fleisch verwest ist, werden die Knochen unter Trommelklang und Gewehrschießen wieder ausgegraben, man salbt sie, gibt ihnen Speisen und setzt sie dann definitiv an einem günstigen Orte bei. Bei dieser Gelegenheit werden bis 15 Büffel und 100 Schweine geschlachtet. Mit dieser Feier avanciert die Seele des Ahnen und wird ein höheres Wesen im Jenseits.

Sind etwa sieben Generationen seit dem Tode eines angesehenen Mannes vergangen, so setzen ihn seine Nachkommen zum sumangot ein. Aber immer heißt es: do ut des; umsomehr ist er nun verpflichtet, die Seinen zu segnen. Während man einem gewöhnlichen begu nur opfert, wenn er sich unangenehm bemerklich macht, so feiert man die höheren Geister auch ohne zwingende Veranlassung. Nur Großvieh darf man ihnen opfern. Die höchste Stufe, die ein Ahn erklimmen kann, heißt sombaon. Auch dazu wird er durch ein Fest des Stammes eingesetzt. Auf einem Marktplatze wird ihm ein Wohnhäuschen gebaut, das er bei Festen besucht. Man opfert ihm Büffel oder Pferde; das Blut gilt dabei als das zu Opfernde. Der sombaon ist ein Fürst unter den Toten; man sagt, daß er bisweilen zu Gott emporsteigt und lange bei ihm bleibt. Seine Wohnung, die er sich selbst wählt, dürfen die Menschen nicht betreten. Er zeigt sich bisweilen in Gestalt einer riesigen Schlange. Nach Art von Halbgöttern mischen sich die sombaon gelegentlich unter die

1) Die Dajak begraben einen lebendigen Sklaven mit dem Toten zusammen (Ber. der Rhein. Miss. 1885, S. 120).

Menschen, entführen schöne Mädchen, treiben allerlei Schabernack, beglücken auch einzelne mit reichen Gaben. Ihren Nachkommen aber sind sie Schutzgeister, ja eigentlich ihre Götter.

Da das Verhältnis zu den Geistern keineswegs sittlich bedingt ist, so ist es nur natürlich, daß man die Macht der Verstorbenen auch auf magischem Wege sich dienstbar zu machen sucht. Der Zauberer (datu) steht ihnen näher als andere Menschen er versteht es, sie zu seinem Dienste zu zwingen. Es handelt sich dabei allerdings weniger um die Ahnen, die ja bei reichlichen Opfern gern bereit sind, als Beschützer des Hauses, des Dorfes, des Stammes einzutreten, sondern um ferner stehende Geister, die gegen ihren Willen gezwungen werden, dem Magier Dienste zu tun. Am deutlichsten zeigt sich das an dem batakschen pangulubalang. Man fängt einen Knaben aus einem fremden Stamm und macht ihn durch Leckerbissen zunächst zutraulich. Eines Tages führt man ihn vors Dorf hinaus und verbindet ihm die Augen. Der Zauberer tritt vor den Knaben hin und fragt ihn (man möchte sagen, hypnotisiert ihn): „Willst du dahin gehen, wohin wir dich schicken? Willst du uns Gutes tun und unsern Feinden Böses? Willst du uns im Kriege schützen und unsere Feinde verderben? Willst du diejenigen töten, die wir dir nennen werden?" Alle diese Fragen bejaht das Kind ahnungslos. Unterdes hat man Blei am Feuer flüssig gemacht und gießt es dem Knaben plötzlich in den Hals, worauf er stirbt.[1]) Der Leichnam wird verkohlt, Asche und Fett aber gesammelt und zu einer Zaubermedizin verarbeitet. Diese birgt man in einem steinernen Bilde, das damit beseelt wird. Die Seele des Getöteten braucht man als Helfer im Kriege; sie wird ausgesandt, um Feinde zu töten oder zum Selbstmord zu veranlassen. Man hat sich damit einen Geist dienstbar gemacht, der seine Verderbenskräfte loslassen muß gegen alle, auf die sein Herr ihn hetzt. Die Seele eines so gemordeten Menschen fährt manchmal auf ein Medium nieder, sehr gegen den Willen der Beteiligten, denn man sucht begreiflicher-

---

1) Durch diese Art der Tötung will man wahrscheinlich verhindern, daß die Versprechungen im Todeskampf wieder zurückgenommen werden.

weise die Sache geheim zu halten. Das rasend gewordene Medium stopft glühende Kohlen in den Mund oder Massen scharfen Pfeffers, trinkt große Mengen des schmutzigsten Wassers, sucht herumliegende Speisereste auf und verschlingt sie in tierischer Gier. Dann schreit der Geist: „Ich sage es, ich sage es!" Er will nämlich verraten, wer er früher war, und wer seine Mörder sind. Das muß aber verhütet werden, damit den Mördern nicht Ungelegenheiten entstehen. Alles schreit darum: „Das darfst du nicht, Großvater." Er teilt auch mit, was die Einwohner des Dorfes zu tun haben, um sicher zu wohnen und siegreich zu sein.[1])

Die Geister werden auch direkt bekämpft. Bei Epidemien wird gegen sie geschossen und mit Schwertern gefochten, man trommelt und macht „Heidenlärm" durch Klopfen an die Holzwände der Häuser, durch Klappern mit Blechen und Brettern, damit die begu sich fürchten und davonfliehen. Ist eine Frau im Wochenbett gestorben, so müssen alle Männer in der Umgegend, deren Frauen ihrer Niederkunft entgegensehen, nach dem Dorfeingang hin schießen, um dem Geist, der jene Frau getötet, den Eingang zu wehren. Obgleich die Seelen leiblos sind, scheinen sie doch gegen Schüsse und Stiche empfindlich zu sein. Auch bei Begräbnissen wird gegen sie mit Gewehrschüssen gekämpft. Während des Geburtsaktes muß ein bewaffneter Mann mit dem Schwerte allen bösen Geistern den Zutritt durch die Luken des Hauses wehren. Gewisse Zeichen mit Kalk ans Haus geschmiert verlegen den gefährlichen Gästen den Zutritt; Dornen der wilden Zitrone heftet man an die Haustreppe, stellt auch einen Trog voll Wasser vor dieselbe, damit die Geister sich verwunden und stutzen, denn sie scheuen das Wasser. Auch übelriechender Qualm vertreibt die Geister. Daher Kranke oft in dichtesten Rauch gehüllt werden.

---

1) Man hat den pangulubalang auf eine Stufe zu stellen mit dem niassischen Ahnenbilde, in das man die Seele eines Abgeschiedenen hineinbringt. Dafür spricht, daß der Ermordete zuzeiten ein Medium heimsucht, daß es sich also um seine Seele, die nach dem Tode weiter lebt, handelt, und nicht um den unpersönlichen Seelenstoff. — Ob man in den so beliebten Zauberstäben Seelenstoff wirksam denkt oder die Seele eines Verstorbenen, weiß ich nicht. Vielleicht stehen sie auf einer Stufe mit dem pangulubalang.

Man schämt sich nicht, vor den Geistern zu fliehen. Unheimliche Orte meidet man; man geht nicht gern allein aus; nach Sonnenuntergang oder bei Mondschein, wo die Geister in Haufen herumschwärmen, verläßt man nicht ohne Not das Haus. Man verlegt Häuser und Dörfer, um dem Einfluß böser Geister zu entrinnen. Kranke bringt man Nachts heimlich in ein anderes Haus, fort von dem peinigenden Geiste. Mit Vorliebe betrügt man die Geister.[1]) Beim Ernten vermeidet man lautes Singen und Pfeifen, damit die Geister nicht glauben, die Menschen freuen sich über eine reiche Ernte, und dann aus Neid ihr Teil holen. Krankheiten nennt man mit euphemistischen Namen; geht es dem Kranken besser, so hütet man sich, das zu sagen, sondern umschreibt es („der Kranke ist mehr so und so"). Viele der oben erwähnten Trauergebräuche zielen darauf ab, die Geister der ungern Geschiedenen hinters Licht zu führen. Auch mit Spott und Zorn begegnet man den Ahnen gelegentlich.[2])

---

1) Wird man durch ein ungünstiges Vorzeichen an seinem geplanten Tagewerk gehindert, so kehrt man ins Haus zurück und legt sich schlafen. Aufgewacht tut man, als ob ein neuer Tag angebrochen sei, und geht nun vergnügt über die gelungene List an sein Tagewerk (Grundemann, Riedel, S. 79 f.). Auch die Papua betrügen ihre Geister, indem sie ihnen nur den Schwanz des Tieres vorlegen, das Opfertier selbst aber laufen lassen und dabei sagen: Hier hast du ein Stück von einem Hund oder Schwein (Kunze, a. a. O., III, S. 68). In Leh (Kleintibet) bemalt eine Mutter ihres Kindes Gesicht; es soll dadurch entstellt werden, damit die Geister denken, es sei recht häßlich, und es der Mutter nicht neiden (Miss. Bl. der Brüdergem. 1907, S. 185). Aus dem gleichen Grunde gibt man häßliche Namen.

2) „Ein heidnischer Niasser, der Schulden halber von seinen Gläubigern bedrängt wurde, geriet plötzlich in Wut gegen den Götzen, der seinen Vater vorstellte. Er nahm ihn von seinem Platze herunter mit den Worten: Weil du mir nicht zu Würde und Reichtum verholfen hast, Götze meines Vaters, so darfst du dich heute Nacht hier unter dem Bruthuhn erlaben, und steckte denselben unter die brütende Henne. Am andern Morgen zog er ihn wieder hervor und sagte in blasphemischer Weise: So, hat es dir geschmeckt unter dem Huhn heute Nacht, Götze meines Vaters? Und dann schleuderte er ihn zum Dachfenster hinaus in die Büsche" (Sundermann, Nias, S. 78). — Die Alifuren auf Halmahera traktieren Bilder und Amulette, die sich nicht als kräftig erweisen, mit Stockschlägen (Coolsma, a. a. O., S. 726). — Es wirft ein eigen=

Der Geisterdienst mit der ihm zugrunde liegenden Furcht füllt das religiöse Leben der Batak und aller animistischen Völker völlig aus. Das tägliche Leben ist damit durchtränkt bis in die einzelsten Beziehungen. Bei Geburt, Namengebung, Brautschau, Heirat, Hausbau, Aussaat, Ernte, wollen die Geister berücksichtigt sein; beim Holzfällen, beim Anlegen eines Dorfes, im Kriege, beim Handel, Schmieden, Feldbau sind vor allem sie zu befriedigen. Mit ihnen teilt man die Mahlzeiten, die Wohnung, den Erntesegen; von allen Gütern der Lebenden empfangen sie ihren Anteil, überall sind sie Zuschauer und heischen Beachtung. Die Heiden sind eminent religiös in ihrer Weise.[1]) Da ist keine Scheidung zwischen Religion und sozialem Leben; der Erwerb, die Familie, der Staat, alles ist aufgebaut auf der Geisterreligion und von ihr bestimmt. Daher die schier unübersehbare Menge

---

tümliches Licht auf den Gottesdienst der gebildeten Chinesen, wenn wir folgendes lesen: Außerhalb der Stadt Nan-wei sind Dämme, um das Land gegen die See zu schützen. Das Land zwischen den Dämmen und der See wird bewässert durch einen Kanal, der durch Schleusen reguliert wird. Der Gott eines benachbarten Tempels hat Gewalt über die Schleuse; ohne seine Zustimmung darf sie nicht geöffnet werden. Ein neuer Beamter ließ die Schleuse öffnen, ohne den Gott darum zu fragen. Nun hieß es, das Wasser könne nicht zurückfließen, da der Gott beleidigt sei. Der Beamte ließ das Götzenbild vor sich ins Yamen bringen; in des Mandarins Gegenwart wurde dem Gott befohlen, sich niederzuwerfen, wie es bei Verhörten üblich ist. Das Götzenbild wurde mit dem Angesicht auf den Grund hingelegt, der Mandarin zankte es weidlich aus für seine Insubordination nnd verurteilte seine schlechte Aufführung, weil es dem Wasser nicht erlauben wollte, zurück zu fluten, obgleich das zur Wohlfahrt des Landes nötig sei. Er ließ dann dem Götzenbild durch die Gerichtsdiener 40 Schläge verabfolgen. Die Leute sahen nichts Außerordentliches darin, „da es in Übereinstimmung war mit ihren Begriffen von den gegenseitigen Beziehungen zwischen den Göttern und ihnen" (The Chronicle of the London Miss. Soc. 1907, S. 163 f.). In Shan-si herrschte anhaltende Trockenheit. Als alles Opfern nichts half, zerrte man die Götzenbilder aus dem Tempel, stellte sie in die brennende Sonne, damit sie dort braten und zersplittern sollten und so den nötigen Regen zur Selbsterhaltung senden möchten (H. Taylor, Ein chinesischer Gelehrter, S. 129.).

1) So durchzieht die religiöse Furcht das Leben der Papua in all seinen Beziehungen (Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 137 f.). Den gleichen Eindruck gewinnt man von den Ewe, den Kols, Karenen, Basuto usw.

der Verbote betreffend Speisen, Gebräuche, Worte, Handlungen. Daher das Tagewählen, das Traumdeuten, das Opfern, die Feste mit ihren bedeutenden Ansprüchen. Die Heiden lassen sich ihre Religion etwas kosten; um ihretwillen stürzen sie sich widerstandslos in Schulden, vernachlässigen die Arbeit ums tägliche Brot, legen sich die widersinnigsten Opfer auf und wagen es nicht, darüber zu murren. Freilich die Bezogenheit auf Gott und Götter tritt dabei vollständig in den Hintergrund. Die Geister sind tatsächlich die Götter, und nie hat ein Tyrann seine Sklaven grausamer gequält als die Geister und Dämonen ihre verblendeten Anbeter. Wenn die Heiden von Gott gern los sein wollten, warum haben sie sich nicht sonnigere, freundlichere Kulte gesucht? Warum quälen sie sich in der ganzen Welt ab mit Religionen, die ihnen nur Angst und Mühe eintragen?

B. Die charakteristischen Züge des animistischen Heidentums.

Je tiefer der Forscher in das Studium des animistischen Heidentums eindringt, um so mehr wächst sein Staunen über das wunderliche System, wie er es bei „Naturvölkern", bei Menschenfressern und Schädeljägern, nicht vermutet. Er entdeckt, daß auch das niedrig genannte Heidentum Gedankenarbeit verrät. Der Aberglaube hat System. Nicht planlose Willkür zeichnet seine verschnörkelten Linien, diese konvergieren vielmehr alle nach einem Mittelpunkt, der Anschauung von der Seele als höchstem Gut. Wie eine Naturphilosophie tritt uns die fremde Ideenwelt geschlossen entgegen. Wir staunen billig über den Erkenntnistrieb, der dem Naturmenschen innewohnt, das Bedürfnis, an die Welträtsel und Weltkräfte denkend heranzutreten und sich mit dem Übersinnlichen auseinanderzusetzen. Das animistische Heidentum muß ebenso ernst genommen werden wie die Kulturreligionen Griechenlands oder Indiens. Es hat die Wahrheit nicht gefunden, ist sogar weit von ihr abgeirrt, aber welches Bedürfnis nach Erkenntnis! Die Animisten arbeiten an der Fragestellung, das Problem der Menschheit ist ihnen aufgegangen; sie ringen mit dem Rätsel des Daseins. Melancholischer Ernst, tragische Schwermut zieht sich durch die animistische Religion, Lebenslust und Leichtsinn ist ihr fern; die Tropenpracht hat es nicht vermocht, das religiöse Leben der Animisten mit hellen Farben zu übermalen. Finster, hart, trostlos sind die Resultate ihres Nachdenkens: ferne sind die freundlichen Götter, furchtbar die zahlreichen Geister, schwer ihr Dienst, unerbittlich das Fatum, unbarmherzig die eigene Seele. Wie wertvoll muß der Menschheit die Religion sein, wenn sie solche Lasten um ihretwillen auf sich nimmt!

Aber so überraschend das animistische Gedankensystem auf uns wirkt, es darf uns den nüchternen Blick nicht verschleiern. Es ist nur die Außenseite der Dinge, an denen das Nachdenken hängen bleibt. Mag man früher Gott intensiv gesucht haben — wer kann es wissen? Das heutige animistische Heidentum schiebt Gott und Götter beiseite. Heute sucht niemand mehr Gott; heute ist das früher vielleicht in aufrichtigem Verlangen nach Erkenntnis Erdachte verknöchert in starren, unverstandenen Bildern, die, so sehr sie auch das praktische Leben beherrschen, niemand zum Nachdenken reizen. Fast niemand kann jetzt über die Bedeutung der ängstlich beobachteten Gebräuche Aufschluß geben. Der heutige Animist kennt kein Ringen mit religiösen Problemen, kein Weiterarbeiten. Es wäre nicht schwer, den Animismus zu idealisieren und seinen Bekennern den Glorienschein wahrheitsdurstiger Seelen umzuflechten. Aber das gezeichnete Bild wäre unwahr. Der Animist von heute ist eingemauert in unverstandene Tradition; sein Sinnen und Trachten ist allein auf irdische Werte gerichtet; das Übersinnliche hat für ihn nur Interesse, soweit er sich für das irdische Wohlbefinden mit ihm auseinandersetzen muß. Eine complexio oppositorum zeigt sich im animistischen Heidentum: Suchen nach Wahrheit, und doch Gleichgiltigkeit gegen das Göttliche; Nachsinnen über die tiefsten Probleme, und doch Hängenbleiben an den fadesten Äußerlichkeiten des Lebens; hoher Ernst schwermütigen Resignierens, und dabei tiefste sittliche Verrohung. Was frühere Generationen mühevoll erarbeitet haben, ist in seiner Versteinerung späteren Geschlechtern zum Fluch geworden. Die Evangeliumsverkündigung aber hat es mit dem wirklichen Heidentum von heute zu tun; sie darf, wenn sie nicht auf jede Einwirkung verzichten will, das Heidentum weder zu hell noch zu schwarz malen; sie muß seine Kräfte, die guten wie die bösen, gerecht würdigen. Man kann einen Elefanten dressieren und ihm artige, seiner Natur zuwiderlaufende Kunststücke beibringen. Der echte Elefant ist das aber nicht. Die Elefantennatur studiert man im Urwald, nicht im Zirkus. Das Heidentum und seine Kräfte versteht man nur im Verkehr mit den Heiden. Es muß die Wirkungen des Evangeliums

aufhalten, wenn von seinen Boten das Licht im Heidentum oder seine Schatten einseitig herausgehoben werden. Die Mission wird im eigensten Interesse bestrebt sein, ein möglichst wahres Bild des Heidentums herauszuarbeiten. Es ist daher nötig, daß wir zunächst der Frage näher treten: Welche Züge des animistischen Heidentums heben sich aus dem Chaos seiner Götter- Seelen- und Geisterlehre als wesentlich heraus? Es dürfte bei solcher Untersuchung vielleicht der Missionar in sofern im Vorteil sein, als er nicht nur das Heidentum, sondern, was hier noch viel wertvoller ist, die Heiden kennt.

Wer mit den animistischen Heiden näher bekannt wird, macht die Beobachtung, daß sie zwar von der ihrer Religion zugrundeliegenden Weltanschauung, von allem, was sie über die Allseele und ihre Auswirkungen behaupten, überzeugt und unterrichtet sind, daß aber in allen eigentlich religiösen Fragen durchgehends Unsicherheit und große Unwissenheit herrscht. Man will die umgebende Natur mit ihren geheimnisvollen Lebens- und Verderbenskräften verstehen; aber sie bleibt rätselhaft und unheimlich. Man ahnt eine höhere, jene Kräfte treibende, übersinnliche Macht, man gibt ihr Namen, dichtet ihr ein menschliches Gewand an, sucht ihre Spuren zu verfolgen, und fühlt doch, daß man dabei im Dunkeln tastet. Obgleich durch Gewohnheit und Tradition in stumpfsinnige Ruhe gewiegt, wird der Heide sich seines Nichtwissens bewußt, sobald ihm eine sichere fremde Überzeugung entgegentritt. Das einzige Argument, das er dem von außen an ihn herangebrachten Zweifel entgegenzustellen hat, ist die Berufung auf die Altvorderen: So haben uns unsere Väter gelehrt. Jeder Heide gibt zu, daß er über Gott und das Verhältnis zu ihm, über Schöpfung und Leben nach dem Tode, also gerade über die Fragen, welche er beantwortet haben möchte, nichts Sicheres wisse. Die Missionare erhalten beim Nachforschen über religiöse Dinge stets die Antwort: Das weiß man nicht; Gott kann man nicht sehen. Wenn man aber weiter fragt: Ihr nennt doch die Namen der Götter und berichtet Sagen von ihnen, dann heißt es: Die Alten haben's uns so gesagt, aber niemand

weiß Bestimmtes darüber.[1]) Man gibt sich zufrieden mit der ererbten Tradition vom Leben nach dem Tode, weil man nie darüber nachsinnt und eben nichts Besseres weiß. Nachdenken über religiöse Probleme und persönliche Überzeugung kennt und verlangt der animistische Heide nicht, denn religiöse Angelegenheiten sind ihm nicht Sache persönlich zu gewinnender Überzeugung, sondern festgelegter Volksbesitz. Was alle Volksgenossen glauben, nimmt man unbesehen an. In unglaublicher Indolenz erstickt das religiöse und intellektuelle Leben des Individuums; keiner fühlt sich verantwortlich; was alle tun, das tut man mit; was alle fürchten, davor beugt man sich.

Diese fundamentale Unsicherheit findet sich überall im animistischen Heidentum. Über ihre Vorstellungen vom Jenseits befragt, pflegen die Papua in Holländisch Neu-Guinea zu antworten: „Wir wissen es nicht."[2]) Wenn man die Madagassen über religiöse Angelegenheiten ausforscht, bekommt man gewöhnlich zu hören: „Wir wissen das nicht," oder: „Wir denken über diese Dinge nicht."[3]) Ein Reisender fragte einen Bergdamra: „Wer hat die Erde und die Welt geschaffen?" „Wir wissen es nicht, wir sind ein dummes Volk. Alles, was wir zu wissen nötig haben, ist, wie ein großes Tier zu töten und zu essen ist."[4]) „Fragt man einen Herero: Wo bleiben eure Leute nach dem Tode? so antwortet er: Ich weiß es nicht."[5]) Von den Dinka (Sudan) berichten die Missionare der englischen Kirchen-M.-G.: „Sehr unklare Vorstellungen herrschen bezüglich des Lebens nach dem Tode. Danach gefragt, antworteten einige: Akwoi (wir wissen es nicht)."[6])

---

1) Mit Mohammedanern kann man über Religion disputieren, mit Heiden ist es mir auf Sumatra nie gelungen. Sie fühlen die Schwäche ihrer Position. Der Mohammedaner wird bei religiösen Erörterungen lebhaft und zornig; der Heide bleibt kühl, gibt seine Unwissenheit zu und verschanzt sich hinter dem Nichtwissenkönnen.

2) Van Hasselt, Gedenkboek, S. 29.

3) Eppler, Madagaskar, S. 26.

4) Wegner, Einzelzüge aus der Arbeit der Rhein. Mission, S. 3.

5. J. Irle, Die Herero, S. 130.

6) P. Richter, Die Gordongedächtnismission im Sudan, A. M.-Z., 1906, S. 547.

Bohner bekam bei tiefer gehenden Fragen auf der Goldküste immer die Antwort: „Wir wissen es nicht.“[1]) Ein alter Heide von den Ma-Gwamba in Südafrika sagte: „Warum liegt unser Land im Tode? Weil wir unwissend sind. Lernt, und unser Land wird leben.“[2]) Selbst aus Indien erzählt Missionar Gloyer von den Dombo in Jeypur: „Es ist unglaublich, wie töricht, unwissend und unselbständig die Heiden in religiösen Dingen sind. Man tut ihnen bitter unrecht, wenn man annimmt, sie hätten irgend welches Verständnis für ihre Religion. Sie haben nur praktisches Interesse für sie. Vater und Mutter haben es so gemacht — nur weiter gestumpfsinnt.“[3]) Diese beliebig herausgegriffenen Zeugnisse ließen sich mit Leichtigkeit vermehren.

Das oben skizzierte Religionssystem darf uns darüber nicht täuschen, daß es für seine Bekenner ein schwankender Boden ist. Märtyrer einer animistischen Religion gibt es nicht. Nur die morschen Pfeiler der Gewohnheit und Tradition stützen die ererbte Frömmigkeit. Wenn wir Missionare Material sammeln über eine heidnische Religion, so bekommen wir die verschiedenartigsten Antworten; auch die Traditionen stimmen nicht überein. Man darf nicht meinen, daß dasjenige, was wir oben unter der Rubrik Götterglaube und Geisterglaube dargestellt haben, geistiges Eigentum des einzelnen Heiden ist. Die wenigsten können auch nur bruchstückweise Aufschluß geben. Nur durch vielseitiges Sammeln, durch Anklopfen an den verschiedensten Türen, durch Kombination und schließlich Vergleichung des bei verwandten Völkerschaften gesammelten Materials gewinnt man ein einheitliches Bild von einer Klarheit, wie sie in dem Kopfe eines Heiden über seine Religion nie aufdämmert.[4]) Er begnügt sich damit, den

---

1) Bohner, Im Lande des Fetischs, S. 6.

2) Krüger, Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika, A. M.-Z. 1895, S. 233.

3) Gloyer, Die Heidenpredigt und ihre Hilfsmittel, S. 12.

4) Oft gewinnt man das richtige Bild erst durch Vergleichen der Sitten und Anschauungen verwandter Völker. Gerade durch die systematische Vergleichung aller Religionen des Archipels ist das Kruyt'sche Buch über den Animismus in seinen Resultaten so zuverlässig.

Kultus, dem alle huldigen, mitzumachen. Die Gedankenwelt, auf welcher er aufgebaut ist, ist ihm total gleichgiltig.

In der mit der Religion aufs engste verknüpften Sittlichkeit befremdet den Forscher dieselbe schwankende Unsicherheit. Eine einheitliche Ethik der animistischen Religion zusammenzustellen wäre unmöglich. Wohl hat sich eine Sitte gebildet, unter welche sich alle diejenigen beugen, die nicht die Macht besitzen, sich darüber hinwegzusetzen. Diese Sitte hat zwei Wurzeln: die stärkste ist die durch die Furcht vor den Ahnen gestützte Tradition: was immer so war, ist recht; was neu ist, ist verwerflich. Die andere Wurzel ist der Egoismus: gewisse Schranken müssen gezogen sein, sonst geht alles drüber und drunter. Aus Opportunitätsgründen stempelt man Diebstahl, Ehebruch und dergleichen zu strafbaren Handlungen, ohne sie aber moralisch zu verdammen. Einmal wird Diebstahl bestraft, ein andermal als Zeichen von Schlauheit gepriesen. Unter Umständen wird der Ehebrecher aufgefressen, wenn er nämlich arm und ohne mächtige Verwandtschaft ist, die ihn schützt oder freikauft; das hindert aber nicht, daß Hurerei zur männlichen Tugend gestempelt wird. Das Sprichwort verurteilt die Lüge, die Eltern aber freuen sich, wenn ihr Sohn durch freches Lügen Gewandtheit an den Tag legt. Schöne Moralfabeln predigen Tugend und Rechtlichkeit, Liebe und Treue; man würde aber denjenigen auslachen, der sie zur Norm seines Handelns machte. Überall Widersprüche, Unklarheit, Unwissenheit. Daß die Götter Rächer über das Böse sind, oder daß sie ihm ganz gleichgiltig gegenüber stehen — beides läßt sich in den animistischen Religionen mit dem Schein der Wahrheit nachweisen. Eine Vergeltung im Jenseits wird postuliert und doch wieder geleugnet. Der Fatalismus macht jede moralische Anstrengung illusorisch. Höhere Gedanken und die schmutzigste Gemeinheit gehen unvermittelt neben einander her.

Schon Paulus charakterisiert das Heidentum als χρόνοι τῆς ἀγνοίας (Act. 17, 30); er nennt die Heiden ἐσκοτωμένοι τῇ διανοίᾳ ὄντες, διὰ τὴν ἄγνοιαν τὴν οὖσαν ἐν αὐτοῖς (Eph. 4, 18); sie werden in der Schrift mit Blinden verglichen (Jes. 42, 7), das Heidentum mit Finsternis (Jes. 9, 2; Act. 26, 18; Eph. 5, 8).

Nicht als ob im Heidentum nur Nacht und Dunkel wäre. Unter Finsternis versteht die Schrift Unwissenheit auf religiösem und sittlichem Gebiet; wer in Finsternis ist, weiß nicht, wohin er sich zu wenden hat; er hat kein Ziel vor Augen, sieht keinen Weg und tastet unsicher umher. Eben das ist aber die Situation des animistischen Heidentums nach seiner formellen Seite. Der Heide weiß nicht, woher er kommt, wohin er geht, und wie er sich auf dem Wege zu verhalten hat.

Dabei hat er aber Verlangen nach Gewißheit, nach Autorität, die ihm sichere Kunde verbürgt. Daher das Ansehen der Priester und Zauberer, weil sie etwas Sicheres über die Götter und Geister zu wissen vorgeben. Zu ihnen läuft man in seinen Nöten und Sorgen und läßt sich ihren Rat etwas kosten. Oft von ihnen betrogen, klammert man sich immer wieder an sie als die einzig Wissenden. Darum lauscht die Menge atemlos auf den Ausspruch des Geistes, wenn er sich auf ein Medium niederläßt — der muß doch etwas Sicheres wissen, denn er behauptet ja aus dem Geisterreiche zu kommen. Einer unserer batakschen Lehrer beschrieb diese Sehnsucht in einem Aufsatz über die batakſche Religion durch ein Gleichnis: „Die heidnischen Batak suchen Gott, aber sie gleichen dabei dem jungen Vogel talaktak: wenn seine Mutter davon geflogen ist, Atzung zu holen, dann sperrt er seinen Schnabel auf gegen jeden Vogel, den er sieht, auch gegen fallende dürre Äste, denn er glaubt, es sei die Mutter mit der Atzung. Und doch wird er dabei nur müde; erst muß die Mutter kommen, damit er etwas zu fressen bekommt. So machten es die Heiden, indem sie Gott suchten: sie beteten an, was nicht Gott war, und ermüdeten sich doch nur dabei, denn sie machten zu ihrem Vater, was nicht ihr Vater war." Weil sie nach zuverlässiger Gottesoffenbarung verlangen, legen sie sich aufs Träumen, aufs Orakelsuchen, Huhnbeschauen, Vorzeichenerkunden, Gottesurteile u. dergl.

Die Unsicherheit des animistischen Heidentums zeigt sich in den zahlreichen Inkonsequenzen des Denkens und Handelns: Man glaubt an Gott und kümmert sich nicht um ihn; man nennt ihn den „Ursprung des Werdens", und leitet doch die Entstehung

des Menschen anderweitig ab; man glaubt die Ahnen abhängig von den Gaben der Lebenden, und betet doch zu ihnen als den Gebern der irdischen Güter; man stellt Gesetze auf, deren Giltigkeit niemand respektiert; man verurteilt und preist das Böse in einem Atem. Der Gedanke an das unerbittliche Fatum müßte jedes religiöse Tun des Menschen lähmen; seltsamerweise sucht man aber durch Opfer und Magie das vorherbestimmte Unheil abzuwenden. Lauter Widersprüche, die sich nicht ausgleichen lassen. Auf solche Inkonsequenzen hingewiesen, hat der Animist keine andere Antwort zur Hand als das trostlose: wir wissen es eben nicht. Die christlich gewordenen Batak empfinden diese Widersprüche sofort und verwenden sie gern in ihrer Polemik.

Dieses kindliche, resultatlose Suchen und Schwanken hat etwas Ergreifendes und berechtigt zu der Hoffnung, daß die Irrenden zu ihrer Zeit finden werden. Sie suchen wenigstens den Saum des göttlichen Gewandes zu erfassen und verfallen so dem Dienst der Natur, in deren Kräften sie die Gottheit ahnen und stammelnd anbeten. Die Heiden suchen auch für das Welt- und Menschenleben mit seinen Aufgaben, Verwicklungen und Rätseln eine befriedigende Erklärung, und haben sich so in den Animismus verstrickt, diese wunderliche Naturphilosophie, die sich neben der Gottheit eine Allseele als Lebenskraft konstruiert. Die Heiden suchen endlich einen Blick zu gewinnen in das Todesgeheimnis und die dahinter gähnende Nacht, und so geraten sie in den Sumpf des Spiritismus, suchen Verkehr mit den Verstorbenen und fürchten doch gleichzeitig die Berührung mit ihnen, wähnen sich von den Vorgängen in der jenseitigen Schattenwelt abhängig und träumen dabei doch von einer Macht der Lebenden über die Toten. Sobald aber Neues in den Gesichtskreis des Naturmenschen tritt, sei es die positive Behauptung der christlichen Botschaft, sei es die selbstbewußte Propaganda des Islam, dann schwankt das bisher Geglaubte. Ist es doch nie innerer Besitz gewesen. Nie wird der animistische Heide den Versuch machen, den Bekennern anderer Religionen seine Erkenntnisse aufzudrängen; dazu sind sie ihm selbst nicht sicher genug. Solange niemand seine Kreise stört, lebt er indolent und selbstzufrieden von dem

Kapital der ererbten Ideen. Vor einer andern stärkeren Überzeugung zieht er sich ängstlich zurück.

In der Unwissenheit und Blindheit liegt etwas Verzeihliches. Sie kann verschuldet sein und ist tatsächlich verschuldet, aber sie ist nicht Bosheit. Verirrte können zurechtgewiesen, Unwissende können belehrt werden. Darum konnte Gott die Zeiten der Unwissenheit übersehen (Act. 17, 30). Soweit das Heidentum Unsicherheit ist, kann die Mission mit Hoffnung auf Erfolg ans Werk gehen.

Wäre aber das animistische Heidentum nur Unsicherheit und Unwissenheit, so müßte der erste hineinfallende Strahl der göttlichen Botschaft genügen, diese Nacht zu zerreißen und dem blinden Tasten ein Ende zu machen. Es walten aber noch stärkere Kräfte im Heidentum. Es enthüllt sich darin eine Macht des Irreführens und der Lüge, welche der tiefere Grund jener Unsicherheit ist. Damit soll ganz und gar nicht gesagt sein, daß der animistische Heide in der Ausübung seiner Religion lügt. Nein, sie ist ihm eine heilige, ernste Sache, die wichtigste Angelegenheit seines Lebens; selbst der Zauberer, dem viel grober Betrug nachweisbar ist, wird meistens mehr Betrogener als Betrüger sein. Alle Glieder dieser Religion sind aber hineingekettet in ein System der Lüge, dem gegenüber sie machtlos sind. Es soll auch nicht behauptet werden, daß im animistischen Heidentum alles Lüge ist. Dann wäre es nicht mehr zugänglich für die göttliche Wahrheit. Das liebevoll suchende Auge des Volksfreundes entdeckt manche verstreuten Lichtstrahlen und eine Sehnsucht nach Klarheit. Aber die wahren Gedanken sind gebunden, für das religiöse Leben beinahe ausgeschaltet, in ihrer Wirkung auf ein Minimum herabgesetzt. Vorhanden ist die Gottesidee noch, aber sie hat dem Animisten nichts zu sagen, wird niedergehalten von den Vorstellungen über Geister und Seelen. Die Lüge erweist sich stärker als die keimhaften Ansätze höherer Vorstellungen.

Was hat das animistische Heidentum aus Gott, dem Schöpfer und Weltregierer, dem Heiligen und Liebreichen, gemacht? Es hat ihn seiner Allmacht, seiner Liebe, seiner Heiligkeit und

Gerechtigkeit entkleidet, hat ihn außer Beziehung zu den Menschen gesetzt. Die Gottesidee ist zur Dekoration, der Kultus zur Karikatur geworden. Statt Gottes des Allmächtigen fürchtet man Geister, die geringwertiger sind als die Menschen, hängt doch das Wohlbefinden der Geister von der Geberlaune der Menschen ab; statt eines weisen und gütigen Weltregiments Gottes waltet das erbarmungslose Fatum. Man glaubt widersinnige Lügen über das Leben nach dem Tode. Mit kindischer Magie will man die böswilligen Geister meistern.

Das animistische Heidentum belügt seine Gläubigen über den Wert des Lebens und den Weg zum Glück: es senkt in die Gemüter eine unwahre Schätzung irdischer Güter und des leiblichen Lebens; es setzt irdische Werte an die erste Stelle und Gott an die letzte. Es behauptet, Gesundheit, Kinderreichtum, Besitz, Macht sei das Glück des Menschen, und jedes Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sei gut. Der Heide findet sich darin genau so belogen, wie der Säufer, dem seine Leidenschaft einredet, der Trank müsse seiner Seele Ruhe geben. Es ist dieselbe Macht der Lüge, die im Gegensatz zu Gottes klarem Wort uns vorspiegelt, Reichtum und Macht sei das Glück, obgleich es am Tage liegt, daß dem nicht so ist. Die Lüge verspricht dem Heiden „Leben", wenn er die animistischen Gebote und Verbote beobachte, seine Seele kultiviere, rücksichtslos alle anderen niedertrete und die Geister bei Laune erhalte.[1])

Das animistische Heidentum belügt den Menschen über den Wert seiner Person, dessen, was in ihm göttlichen Geschlechts ist; es benimmt ihm seine Freiheit, das geistige Eigenleben, und erniedrigt ihn innerhalb solidarischer Verbände zum willen- und gedankenlosen Herdentier. Wer gewinnt das verheißene „Leben"? Der fleißigste Götzendiener tauscht für seine Opfer und die gewissenhafte Beobachtung der Gebräuche und Verbote nur ein gesteigertes Gefühl der Furcht ein. Das Resultat des rastlosen

1) Man erhält von den Batak, wenn man sie auf die Torheit ihres Geisterdienstes hinweist, stets die Antwort: „Ist es denn nicht Leben, was wir auf diese Weise suchen?" Die ärgsten Grausamkeiten werden mit dieser ernst gemeinten Antwort gedeckt.

Gottsuchens ist wachsende Gottentfremdung. Der Heide ist religiös, aber ohne es zu wollen, lästert er Gott unausgesetzt. In seinen Wünschen, Hoffnungen, Opfern, Gebeten und Kultushandlungen sieht sich der Nachdenkende belogen. Kein Versprechen wird je eingelöst. Es ist nicht nur Irrtum, dem die armen Animisten verfallen sind, eine positive Macht der Lüge hat sich der Unwissenden bemächtigt. Sich selbst überlassen konnte das Heidentum wohl Gott verlieren und seine Verehrung vernachlässigen. Es konnte aber nicht ein solches Zerrbild der Religion sich selbst zur Qual schaffen, wenn nicht eine Lügenmacht des Bösen seine Unwissenheit ausnutzend ihm ein Bild von Gott und Welt vorgemalt hätte, welches den Heiden von allem, was er sucht, weit abbringt. Die Animisten glauben Gott zu haben, und haben ihn verloren, glauben dem „Leben" nachzujagen, und finden den Tod, glauben Gott zu dienen, und werden seine Gegner. In diesem Sinne sagt Paulus von den Heiden, daß sie „hingehen zu den stummen Götzen, wie sie geführt werden." Sie machen den Eindruck von Leuten, die in der schändlichsten Weise belogen und irregeleitet sind, und dabei der Lüge, die sie hypnotisiert, unbedingt glauben.

Auch auf sittlichem Gebiet hat die Lügenmacht eine unbegreifliche Verkehrung der Begriffe zuwege gebracht. Dem Animisten wird vorgelogen: Du bist nicht verantwortlich für dein Tun, denn Gott hat dich so wie du bist geschaffen, und so wird dem heiligen Gott die Schuld für alle menschliche Verfehlung zugeschoben. Die Lüge hat den Glauben des Menschen an seine sittliche Freiheit ertötet; sie hat seinen Willen, das Geschenk aus Gottes eigenstem Wesen, zur Ohnmacht verurteilt. Das Schlechte wird für gut erklärt, der gemeinste Egoismus zur Summe der Gebote erhoben. Die Lüge erweist sich um so gefährlicher, als sie untermischt ist mit wahren Elementen: Mord, Diebstahl, Ehebruch, Treulosigkeit scheinen verurteilt zu werden; es gibt genug moralische Sprichwörter, aus denen man auf feines sittliches Empfinden schließen möchte.[1]) Aber sie täuschen über den sitt-

1) Batakſche Sprichwörter: „Aufgerichtet steht die leere Reisähre, tief neigt sich die volle." „Hochmut ist der Anfang des Verderbens." „Höflichkeit

lichen Stand des Volkes. Gleichzeitig wird Bosheit und Gemeinheit gepriesen und ohne Gewissensbisse ausgeübt. Harmloses wird zur Sünde gemacht, z. B. Verstöße gegen die Höflichkeit; Stehlen hingegen, Kranke elend verkommen lassen, Witwen und Waisen ihres Gutes berauben, Wehrlose grausam zu Tode martern, dergleichen wird nicht als Unrecht empfunden. Im Dienste der Psycholatrie werden Menschenopfer, Schädeljagden, Kannibalismus, tierische Grausamkeit zur pietätsvollen Religionsübung. Welche furchtbare Macht der Lüge, die es fertig bringt, die Begriffe von Gut und Böse so auf den Kopf zu stellen und alle animistischen Völker des eigenen moralischen Fühlens gleichermaßen zu berauben.

Die hypnotisierende Macht der Lüge zeigt sich evident an dem betrügerischen Handwerk der Zauberer. Man weiß und gibt zu, daß der Zauberer ein Erzschelm ist, der betrügt, wo nur immer etwas zu verdienen ist, man fürchtet aber seine geheimnisvollen Künste, man kann und will aus dem Banne seines Einflusses nicht heraus.[1]) Man wendet sich doch wieder an ihn, auch wenn sein Betrug und seine Habsucht offenkundig geworden ist. Noch schwerer als im Indischen Archipel drückt die Lügenherrschaft der Zauberer auf die Anhänger der afrikanischen Religionen. Missionar Bohner spricht ihnen jede übernatürliche Kraft ab und erblickt in ihnen lediglich freche Gaukler.[2]) Und doch beugt sich das ausge-

---

ist Leben, Frechheit ist Verderben." „Wenn der Zorn aufsteigt, denkt man nicht an das Verderben." „Schlage nicht den, der dich rücksichtsvoll behandelt, wirf nicht nach dem, der dir entgegenkommt." „Du leidest nicht darunter, wenn du einem Bittenden gibst". „Der aufgehenden Sonne kann man nicht den Weg verlegen." „Es hat seinen Grund, wenn man verloren geht, seine Ursache, wenn man untersinkt." „Wenn man sich streitet, so hat man nur Unheil davon." „Geraubtes Gut schwindet." Auch gibt es genug Moralfabeln, die einem Gellert Ehre machen würden, in denen u. a. Menschenliebe, Treue, Erbarmen, Dankbarkeit behandelt werden. Ähnliche Sprichwörter bei gleichem Tiefstande der Sittlichkeit besitzen die Niasser.

1) Die Batak geben zu, daß sie vom Zauberpriester in schamlosester Weise geschoren werden, entgegnen aber stumpfsinnig: Was ist da zu tun? Man kann es nicht weigern, ihn zu rufen.

2) Bohner, Im Lande des Fetischs. — Auch Spieth weist den Zauberern in Togo viele grobe Betrügereien nach, z. B. bei den Gottesurteilen.

sogene Volk widerspruchslos unter ihr Lügenregiment. Man ruft diese Unheilstifter als Retter in Krankheiten und bei Unglücksfällen; von den professionsmäßigen Lügnern erwartet man Aufschluß über das Leben nach dem Tode, weil sie vorgeben, mit der jenseitigen Welt in Rapport zu stehen. Ist nicht das Orakel der Geister durch ihre Medien wie eine Karikatur der Offenbarung? Tausendmal gröblich betrogen, wollen die animistischen Heiden immer wieder belogen sein. In dem Batakland tauchte vor etwa 14 Jahren ein wunderlicher Betrüger auf, Guru Somalaing, welcher ein Gemisch von Heidentum, Mohammedanismus, evangelischen und katholischen Glaubenssätzen phantastisch zustutzte, alberne Orakelsprüche von sich gab und Wundertäter zu sein behauptete, ein Lügner plumpster Art. Zu Tausenden liefen ihm die Heiden zu (während die batakschen Christen über ihn spotteten), gaben ihm willig Geld und Vieh, stellten sich in den strömenden Regen, wenn er behauptete, es regne nicht; und heute noch halten viele seiner Anhänger an ihm fest, nachdem alle seine Prophezeiungen sich als Lügen erwiesen haben, und er selbst durch die holländische Kolonialregierung verbannt ist.[1]) Man hat den Eindruck, als ob die Heiden magnetisch von der Lüge angezogen würden; nachdem sie Gott verlassen haben, müssen sie jedem Betrüger tributpflichtig werden. Ein heidnischer Neger in Suriname gestand selbst: „Ihr dient der Wahrheit und wir der Lüge... Die Lüge gewinnt immer mehr Macht über uns, auch wenn wir es nicht wollen. Wenn wir in Not sind, wenden wir uns doch wieder zur Lüge.“ [2])

In ihrer Religion belogen und betrogen werden die Heiden selbst verlogen, der Sinn für Wahrheit und Ehrlichkeit ist ihnen abhanden gekommen. Es ist nicht übertrieben, wenn man von den Heiden des Indischen Archipels sagt: sie sind alle Meister

1) Vergl. Berichte der Rhein. Miss. 1892, S. 100ff; 1893, S. 325ff; 1902, S. 126ff.

2) Schneider, Die Buschneger Surinames, S. 78. — Die Niasser glauben den Zauberpriestern, auch wenn diese ihnen die tollsten Lügen bieten (Ber. der Rhein. Miss. 1890, S. 238). — In Nufoor auf Neu-Guinea treten zuweilen Betrüger auf, welche vorgeben, der erwartete Manggundi zu sein, der ein glück-

im Lügen. Ihnen gilt Lügen als gleichbedeutend mit Gewandtheit. Manche Tugenden finden sich auch bei den heidnischen Völkern, darunter aber kaum irgendwo Wahrheitsliebe. Den Batak fehlt ganz und gar das Verständnis dafür, daß Lügen unehrenvoll ist. Gelingt es wirklich, einen Batak einer Lüge zu überführen, was freilich bei seiner Gewandtheit sehr schwer ist, dann lacht er vergnügt und meint: „Du bist doch schlauer als ich." Auf Schritt und Tritt wird man angelogen; man kommt dahin, daß man keinem Heiden mehr glaubt. Dieselbe Erfahrung machen die Missionare unter den sonst nicht unliebenswürdigen Niassern: „Sie sind entsetzlich verlogen . . . Nach und nach wird man geradezu dazu gedrängt, jedem Menschen und jedem Worte zu mißtrauen." Ohne mit den Wimpern zu zucken gebrauchen sie die stärksten Flüche zur Bekräftigung ihrer Unwahrheit.[1]) Ebenso ist es mit den Dajak auf Borneo.[2]) Die Völker des Indischen Archipels sind allesamt berüchtigt durch Lügenhaftigkeit.[3]) So die Bewohner der Talautinseln.[4]) Von den Harukuleuten heißt es: „Mit dem gleichgiltigsten Gesicht von der Welt erzählt er euch eine Unwahrheit, so grob, so schändlich, daß ihr vor Erstaunen die Hände zusammenschlagt, und wenn

---

liches, arbeitsloses Leben bringen soll. Man glaubt ihnen alles, selbst wenn sie behaupten, Tote erwecken zu können. Obgleich jedesmal eine Enttäuschung folgt, schenkt man dem nächsten Betrüger doch wieder Glauben (van Hasselt, a. a. O., S. 35 f.). — Wie die Heiden betrogen sein wollen, beweist ein Erlebnis, das Spieth aus Togo mitteilt: Ein Mann in Ho stellte sich einem berühmten Zauberer gegenüber krank, um ihn auf die Probe zu stellen. Er schmierte sich Schmutz auf sein Bein und behauptete, eine schlimme Beinwunde zu haben. Der Zauberer erklärte die Wunde für unheilbar, da er sie in der Präexistenz von einem Kranken bekommen habe. Nun nahm der Mann den Verband ab und zeigte dem beschämten Zauberer sein ganz gesundes Bein. Die Zuschauer aber, weit davon entfernt, von der Betrügerei des Zauberers überführt zu sein, schalten den Mann aus, weil er „sich mit Gott messe" und „Gott versucht habe" (Spieth, a. a. O. S. 530 f.).

1) Sundermann, Nias, S. 20 f. — Lett, a. a. O. I. S. 26; Berichte der Rhein. Miss. 1886, S. 150.

2) Berichte der Rhein. Miss. 1880, S. 328; 1887, S. 116.

3) Coolsma, a. a. O. S. 603.

4) Ebenda, S. 670.

es nötig ist, so ist er von Herzen bereit, die Lüge mit einem Eid zu bekräftigen."[1]) Der Papua hält das Lügen für eine feine Kunst, obgleich er sagt: Lügen ist schlecht. Er ist auch geschickt in jeder Art Betrug und ein Virtuos im Stehlen.[2])

Von Madagaskar, dessen Bewohner z. T. der malaiischen Völkerfamilie angehören, erfahren wir, daß die christenfeindliche Königin Ranawalona I. unter den Beschwerden, die sie gegen die Christen hatte, auch deren ihr unverständliche Wahrhaftigkeit aufführte. Es heißt in dem Edikt: „Was die Art und Weise eures Schwörens betrifft, die Antwort, die ihr gebt: Es ist wahr! und wenn ihr gefragt werdet: Schwöret ihr? eure Antwort: Es ist wahr! — darüber wundere ich mich. Was will doch dies Wort: wahr?" Wozu Eppler die Anmerkung macht: „Für Madagassen, bei denen die Lüge große Tugend und Weisheit ist, allerdings ganz unverständlich und unglaublich."[3]) Die Herero und Nama sind schamlose Lügner.[4]) Die Kaffern sind Meister im Lügen. „Einen Kaffer zu überführen, wenn man nicht schlagende Beweise in der Hand hat, ist für einen Europäer fast unmöglich." Wer die Wahrheit sagt, macht sich lächerlich.[5]) Von den Schambala in Ostafrika bezeugt Miss. Rösler, daß jedes Wort bei ihnen eine Lüge ist.[6]) Ein afrikanischer Häuptling kennt die Wahrheit nicht; es gehört zu seinen fürstlichen Vorrechten, lügen zu dürfen. Sebuschane sagt von ihnen: „Was solch Häuptling sagt, oder was ein Rind brüllt, muß für euch gleichen Wert haben."[7]) Die Betschuanen sind alle verlogen.[8]) Die Bewohner des Bismarckarchipels sind berüchtigte Lügner und Diebe.[9]) Auch in anderen

1) Ebenda, S. 690.

2) Kunze, a. a. O. III. S. 55 f.

3) Eppler, Madagaskar, S. 129.

4) Berichte der Rhein. Miss. 1888, S. 361.

5) Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenchristl. Gemeinden A. M.-Z. 1894, S. 205.

6) Rösler, Die Furcht im Leben der Schambala. Nachr. aus der Ostafr. Miss. 1906, S. 144.

7) Merensky, a. a. O. S. 106.

8) Kölbing, Moffat, A. M.-Z. 1902, S. 37.

9) Fellmann, a. a. O., S. 34.

als den animistischen Religionen herrscht die Lüge. Ein indisches Sprichwort sagt: „32 Lügen auf den Tag oder ein leerer Magen." „Die Hindu lügen, wenn sie den Mund aufmachen, und können fast kein wahres Wort reden. Ein Tier töten ist ihnen schwere Sünde, Lügen nicht."[1]) Gloyer bezeugt aus Indien: „Die Heiden sind von Jugend auf belogen und betrogen; das hat ihr Herz verlogen gemacht."[2]) Zu den chinesischen Nationalsünden gehört Lügen und Betrügen.[3]) Die Zeugnisse ließen sich mühelos vermehren. Lügenhaftigkeit, Mangel an Gefühl für Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ist ein Zug, der mit frappierender Übereinstimmung überall im animistischen Heidentum, aber auch weit über dessen Grenzen hinaus, uns entgegentritt. Lügenhaftigkeit ist nicht nur Nationalsünde dieses und jenes Volkes, sondern man möchte sagen: eine naturnotwendige Äußerung des Heidentums.

Folge dieser Lügenatmosphäre ist ein allgemeines, berechtigtes Mißtrauen aller gegen alle. Niemand darf seinem Mitmenschen vertrauen; der Vater mißtraut dem Sohne und der Sohn dem Vater. Hinter jedem Worte muß man eine Lüge, hinter jeder Bewegung Verrat wittern. Daher bei jeder Versicherung ein Eid, bei jedem Streit ein Gottesurteil gefordert wird. Nur die Furcht vor der Rache finsterer Mächte kann jemand bestimmen, die Wahrheit zu sagen. Die Lüge ist um so tiefer im Volksleben eingewurzelt, als auch die Religion davon durchdrungen ist. Die Geister sind noch geschicktere Lügner und Betrüger als die Lebenden. Selbst den Ahnen, die doch in gewissem Sinne wohlwollenden Anteil am Geschicke ihrer Nachkommen nehmen, ist nicht zu trauen. Darum — und das ist wohl der Gipfel der Ver-

1) Nottrott, Die Goßnersche Mission 1874, S. 72 f.

2) Gloyer, a. a. O. S. 11. Es wirft ein eigenartiges Licht auf die vielgerühmte Religiosität der Hindu, daß sie so grauenhaft und schamlos lügen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

3) Berichte der Rhein. Miss. 1883, S. 199. — „Niemals habe ich einen Heiden gekannt, auf dessen Wort ich irgend etwas geben konnte. Ein Chinese ist niemals mehr in seinem Elemente, als wenn er eine recht unverschämte Lüge sagt. Eine Lüge ist ihnen genau das, was bei uns eine treffende Antwort ist." (Griffith John, bei Wegner, a. a. O. S. 26).

logenheit — betrügt man auch die zu verehrenden Gottheiten.[1]) Lügen und Hintergehen ist eben nicht unrecht, sondern Kunst, wenn es gilt, einen Vorteil wahrzunehmen. Die Gottheiten und die Dämonen betrügen ja auch. Wie der Mensch, so seine Götter, und wie die Götter, so ihre Verehrer.

Es wird auch innerhalb der Christenheit viel gelogen; auch im deutschen Volke ist die Lüge zu einer traurigen Macht geworden. Aber bei all ihrer Gewalt über die einzelnen reagiert doch das christlich erzogene Volksgewissen dagegen. Die Lüge steht im schroffen Widerspruch gegen das christliche Empfinden, und es wird ihr nicht gelingen, die sozialen Verhältnisse zu vergiften, so lange das Volk noch am Christentum festhält. Das animistische Heidentum aber gibt der Lüge Legitimationspapiere in die Hand; die Lüge gehört zum System. Nicht einzelne lügen, alles lügt, kein Volksgewissen sträubt sich dagegen. Der Grund liegt in der Tiefe: die animistische Religion ist selbst Lüge. Daran können die eingestreuten Wahrheitsgedanken nichts ändern. Wahrheit ist, wo das rechte Verhältnis zu Gott besteht. Das Heidentum hat das Verhältnis zu Gott verkehrt, damit ist es auf einen unwahren Boden gestellt und der Lüge preisgegeben. Mit der Verkehrung des Verhältnisses zu Gott sind Religion, Kultus, Gebet, Moral, alle Verhältnisse der Menschen zu einander und zur umgebenden Welt innerlich unwahr geworden. Nur ein auf Wahrheit gegründetes Verhältnis der Menschen zu Gott kann das menschliche Leben wahr machen. Dieses wahre Fundament besitzt das Heidentum nicht; es befindet sich auch nicht auf dem Wege zur Wahrheit. Es kann aus sich heraus diese Macht der Lüge nicht überwinden. Nur Gott selbst kann die verlorene Wahrheit der irregeleiteten Völkerwelt zum Geschenk geben.

Das Heidentum mußte der Herrschaft der Lüge verfallen, weil es Gott-losigkeit, Gottesferne ist. Damit soll nicht

1) Ein batakscher Heide, von einem Missionar wegen seiner Schlechtigkeit zur Rede gestellt und auf Gottes Endgericht verwiesen, antwortete: „Ich will Gott schon was vormachen."

gesagt sein, daß Gott innerhalb des Animismus ein unbekannter Begriff und kein Zug nach ihm vorhanden ist. Es geht ein Sehnen und Suchen nach Gott durch die animistische Heidenwelt, das einer Goldader in wüsten Gesteinmassen gleicht. Es existiert wohl keine heidnische Religion, in welcher nicht trotz polytheistischer, spiritistischer oder pantheistischer Überwucherung ein dunkles Ahnen einer Gottheit verborgen liegt, die mehr bedeutet als alle Götter und Geister. Die religiösen Fragen sind im animistischen Heidentum die eigentlich bewegenden Kräfte, welche die Ausgestaltung des Lebens bestimmen. Diejenigen Missionsarbeiter würden sich schwer verfehlen, welche den Gottesgedanken im Heidentum durch alle Verirrung hindurch nicht aufzufinden vermöchten.

Im Indischen Archipel begegnen wir überall hinter der bunten Menge der Götter und Dämonen der Idee einer höchsten Gottheit. Wir sahen schon, wie bei dem Batak Debata (Gott) über den fünf Obergöttern und dem Heere der Naturgottheiten und Geister gedacht wird.[1]) So wenig man sich auch um den unklaren Begriff kümmert, das religiöse Empfinden wurzelt doch in ihm. Auch von andern polytheistischen Völkern wird uns dieser Zug zu Gott hin bezeugt. Die Neger im Innern und an der Westküste Afrikas wissen ebenso von einem höchsten Gott wie die Kaffern.[2]) Das höchste Wesen, das die Eweneger verehren, heißt Mawu, „der durch nichts übertroffen wird". Ein alter Häuptling sagte zu Missionar Spieth: „Wenn in meinem Dorfe jemand zu finden ist, der nicht jeden Morgen, nachdem er von seiner Matte aufgestanden, Wasser auf die Erde gießt und sagt: O Gott Sodza, Besitzer des Fleisches, gib mir auch heute meine Nahrung und gib, daß ich am Leben bleibe! — so ist das kein Mensch. Wenn wir auf den Acker gehen, um mit der Hacke die Erde zu lockern, so sagen wir vorher: Mawu, Gott." Aber die Verehrung des höchsten Gottes tritt zurück gegenüber den Untergöttern und Dämonen.[3]) Die Waschamba wissen von einem höchsten Gott,

---

1) S. 18.

2) Tiele, Kompendium der Religions-Geschichte, S. 28.

3) Spieth, a. a. O. S. 414; 72.

ebenso die Waganda, die Kongoneger, die Sudanneger, die Herero, die Madagassen, die Buschneger Surinames. Jellinghaus bezeugt aus seinen Erfahrungen unter den Kols: „Späterhin habe ich immer mehr gesehen, daß alle Heiden wissen, daß Gott sei, und daß, wenn ein Dutzend Heiden der verschiedensten Art mit Mohammedanern und Christen zusammensitzen, es ihnen in ihren Reden von Gott und Gottes Schickung so selbstverständlich erscheint, daß Gott nur Einer und für sie alle derselbe sei, wie, daß es nur eine Sonne gibt".[1]) Dieser Gott Singbonga ist „der allein wahre Gott, dessen Dasein auch im Kolherzen sich noch fühlbar macht . . . Aber dieser ererbte Glaube übt wenig Einfluß auf das Leben aus."[2])

Diese Zeugnisse lassen sich aus den Büchern der Religionsgeschichte und aus der Missionsliteratur beliebig vermehren. Resumierend sagt Stosch: „Die Einheit Gottes gehört zu dem Inhalt des natürlichen Gewissens. Ein Bewußtseinsrest derselben hat sich trotz aller pantheistischen und polytheistischen Trübungen, trotz aller Wirrnisse des Wahnglaubens und der Dämonenfurcht unter den Völkern erhalten. Dieser Rest ist lebensfähig."[3])

Man darf diesen Gottesglauben freilich nicht Monotheismus nennen. Es ist ja nicht das Besitzen des Einen Gottes, sondern nur ein Ahnen durch den Nebel des Geisterglaubens hindurch, ein dunkles Erinnern an etwas Besseres als die Gegenwart bietet, und ein meist nicht einmal bewußt werdendes Sehnen danach. Das Gottesahnen beeinflußt das religiöse Denken kaum, die religiöse Ausgestaltung des Lebens gar nicht; steht es doch im Widerspruch mit der jetzt geübten Religiosität. Man hat kein Interesse an dem unbekannten Gott. Das heidnische Herz gleicht einem Palimpsest, dessen ursprüngliche wertvolle Handschrift überschrieben und nun unsichtbar ist, obgleich noch auf dem Pergament. Niemand hat etwas von den Worten der Weisheit, die hier begraben sind.[4])

---

1) Th. Jellinghaus, Die Kols in Ostindien und ihre Christianisierung. A. M.-Z. 1874, S. 29.

2) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 67.

3) G. Stosch, Das Heidentum als religiöses Problem in missionswissenschaftlichen Umrissen, S. 133.

4) Vergl. Jellinghaus, Die Kols, S. 64, Anm.: „Das gemeinsame

Daß diese reinere Gottesidee das Resultat einer langen Entwicklung sein soll, in dem Sinne, daß die Völker mit animistischen Vorstellungen beginnend, unter dem Drucke der Furcht zur Tier- und Ahnenverehrung und von da zur Naturverehrung fortgeschritten seien, aus der heraus die Götter erwuchsen, worauf man durch einen reicheren Polytheismus hindurch zu der allmählich geläuterten Vorstellung des Einen Gottes sich emporarbeitete — diese Hypothese widerspricht dem Bilde, das jeder, der mit dem wirklichen Heidentum vertraut wird und es nicht durch eine Brille ansieht, von ihm gewinnt. Die Gottesidee liegt nicht im Wege der Entwicklung aus dem Geisterdienst, sie widerspricht dieser Entwicklung. Sie ist ein Fremdkörper in der animistischen Vorstellungswelt. Sie steht im Gegensatz zu den Naturgottheiten, zu der Auffassung von der Seele als einer Allmaterie, zu den Dämonen und Ahnen, die Gott seine Macht aus den Händen gewunden haben, im Gegensatz auch zu dem starren Fatum, das Gott aus der Welt entfernt, also im Gegensatz zu allen das animistische religiöse Leben bestimmenden Faktoren. Wenn man beobachtet, wie die Gottesidee vom heutigen Heidentum mit Füßen getreten wird; wie nur das Dämonische die religiöse Maschinerie treibt; wie die Führer des religiösen Lebens, die Priester, durch Magie und Veräußerlichung die ursprünglichen Ideen der Religion verhöhnen; wie alle in den Bann einer ertötenden Tradition geschlagen sind, wie tatsächlich niemand unter ihnen tiefer gräbt und weiter strebt — dann kann man nicht an eine Vorwärtsentwicklung glauben, sondern sieht den Zersetzungsprozeß unaufhaltsam fortschreiten. Woher will man wissen, daß im Animismus und Dämonendienst die Uranfänge der menschlichen Religion vorliegen? Söderblom urteilt: „Wir dürfen nicht glauben, daß die Religion der unzivilisierten, niedrigstehenden Völker und Stämme ein getreues Bild der ältesten Religion ist. Sicherlich sind die vielen Jahrtausende auch nicht an diesen Völ-

---

Wesen des Heidentums ist durchaus nicht Leugnung Gottes . . . sondern Ignorierung Gottes in der Verehrung der Naturkräfte und geheimnisvoller dämonischer Mächte durch Zauberei und zauberische Opfer und Zeremonien."

kern, die noch keine wirkliche Geschichte haben, spurlos vorüber gegangen. In einigen Fällen können wir deutlich erkennen, daß ihre Gebräuche und Vorstellungen einen Verfall von einer kindlicheren, doch reineren und stärkeren religiösen Auffassung bezeichnen. Besonders gilt das von den Stämmen und Völkern, bei denen die Zauberei und Magie das echte religiöse Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens völlig erstickt hat."[1]) Wenn der unter den Animisten herrschende Geisterdienst die älteste Menschheitsreligion wäre, aus der sich alles andere erst in langer Arbeit zu entwickeln hat, wie wäre es möglich, daß diese Religionen, die das Anfangsstadium der Entwicklung repräsentieren, von dem Gedanken des höchsten Gottes, der doch das letzte Glied einer langen Reihe von mühsam zu gewinnenden Errungenschaften wäre, schon in diesem Anfangsstadium zehren? Warum flüchtet der Indonesier, wenn er in großer Bedrängnis ist, zu „Gott", den er doch nach jener Hypothese noch gar nicht kennen darf? Wie kommt der Animist dazu, beim Schwur an „Gott" zu appellieren? Er greift damit ja seiner Entwicklung vor. Daß er den Gottesbegriff hat, ist eine Tatsache, und daß der Gottesgedanke nur nebelhaft auftritt, beweist jedenfalls nicht, daß es sich um eine siegreich bahnbrechende neue Idee handelt. Die Gottesidee erweist sich als unfruchtbar für die Ausgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens. Sie ist wie ein wertvolles, aber zerbrechliches Schmuckstück, auf dem tiefsten Grunde einer Truhe verpackt, welches die Familienglieder kaum je einmal zu sehen bekommen und nie in Gebrauch nehmen. Man hat vom heutigen Animismus den Eindruck, daß er unter dem Zeichen des Verfalls steht; der Kultus wird nicht mehr verstanden, er ist zur leeren Zeremonie geworden. Frühere Generationen haben den übersinnlichen Problemen nachgedacht, haben staunend über die unbegriffenen Kräfte der Sonne und Erde ihre kindlichen, ehrfurchtsvollen Gedanken in Mythen und Götternamen eingekleidet. Jetzt ruht man teilnahmlos aus auf dem väterlichen Erbe, und von Ehrfurcht findet sich kaum noch eine Spur.[2])

---

1) Söderblom, Die Religionen der Erde, S. 7.

2) „Es scheint jedenfalls wahrscheinlich, daß einmal eine Zeit muß ge-

Die Batak sind einmal nachweislich von den die Küste Sumatras beherrschenden Hindu stark beeinflußt worden. Die mit Sanskritworten durchsetzte Sprache, die aus der gleichen Quelle stammende Schrift, die Götternamen, auch einige Tempelreste beweisen das. Nun hätte die höhere indische Religion die niedere batakſche, wenn diese auf Entwicklung angelegt war, befruchten und weiterbilden müssen. Das ist aber keineswegs geschehen. Der batakſche Animismus hat vielmehr die überkommenen indischen Gottesgedanken in seine niedere Sphäre herabgezogen. Gerade die aus dem Sanskrit übernommenen Worte sind in den Dienst der Zauberei getreten. Alle tieferen Gedanken sind untergegangen. Auch der Mohammedanismus mit seinem höheren Gottesbegriff vermag keine Entwicklung zum Besseren in dem von ihm berührten Heidentum einzuleiten. Die zum Islam übergetretenen Heiden behalten ihren Dämonendienst ruhig bei. Statt von der reineren Gottesidee gehoben zu werden, ziehen sie dieselbe in ihren Schmutz herab, ein Beweis, welch energischer Zug nach unten den animistischen Religionen innewohnt.

Bei vielen heidnischen Völkern finden sich sagenhafte Erinnerungen an frühere bessere Zeiten, wo die Menschen mit Gott in Verkehr standen und glücklicher waren. Auch tiefstehende Naturvölker träumen von einem entschwundenen goldenen

wesen sein, da auch unsere Schambala den Sinn und die Bedeutung all der Formeln und Zeremonien, deren sie sich heute gedankenlos bedienen, besser müssen verstanden haben." (Rösler, a. a. O. S. 122). — „Daß dieser religiöse Geisterglaube und ihre religiösen Handlungen nicht das ursprüngliche Wesen der Religion der Kamba ausmachen, geht nicht nur aus der Beobachtung hervor, daß das verständnislose Ausüben von Zeremonien und symbolischen Handlungen stets ein Zeichen religiöser Dekadenz darstellt, sondern wird auch durch das Vorhandensein reinerer Vorstellungen von Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, bestätigt." (E. Brutzer, Der Geisterglaube bei den Kamba, S. 15). — „Der Dienst der Götter in der Oberwelt, die Verehrung der Naturkräfte, mit einem Wort der mythologische Gottesdienst, ist in den Hintergrund gedrängt durch den Ahnendienst. Das ist ohne Zweifel ein Rückgang. Es bedeutet dies, daß die Verehrung nie gestiegen ist zu einem Gefühl, das das Herz befriedigen konnte. Es ist als ob der Kultus sich nie erheben konnte über Furcht und Schauer" (Adriani, Mittel-Celebes, S. 52).

Zeitalter. Es wurde schon erwähnt, daß die Batak glauben, der Himmel sei früher näher und zugänglicher gewesen.[1]) Die Niasser nennen das zweite von den acht Stockwerken, die sich über der Erde befinden, das „goldene", von dort stammen ihre Vorfahren.[2]) Die Bewohner der Molukken, die Toradja auf Celebes, die Olongadju auf Borneo behaupten, daß der Himmel früher nahe bei der Erde war. Auch in der Südsee findet sich dieser Glaube.[3]) Die Kols erzählen, daß die ersten Menschen unschuldig gewesen seien, später wurden sie böse. Darum sandte Singbonga eine große Flut, so daß alle Menschen bis auf zwei starben.[4]) Eine Sage der Alifuren in der Minahassa berichtet, daß früher die Götter mit den Menschen regen Verkehr unterhielten und die Erde voll ihres Segens war, bis durch die Schuld eines verwegenen Menschen dieser Verkehr aufgehoben wurde. Nun sucht man vergebens ihre Segensspuren auf der Erde.[5]) Die Toradja erzählen, daß früher die Menschen nicht starben. Wenn sie alt wurden, bekamen sie einfach eine neue Haut wie die Schlangen und damit neues Leben und junge Kräfte. Nach den Sagen der Papua lebten die Menschen früher im Himmel, da war weder Krankheit noch Tod. Die Menschen ließen sich aber von einer Rieseneidechse verführen, in diese Welt hinabzusteigen, konnten nicht wieder in den Himmel zurück und verfielen dem Tode[6].) Die Eweneger erzählen, daß die Menschen vor alters länger lebten und glücklicher waren. Der Himmel war damals ganz nahe bei der Erde; weil aber die Menschen nach dem Essen ihre schmutzigen Finger am Himmel abrieben und Gott mit ihren Geräten ins Gesicht stießen — nach anderer Tradition ihn durch Rauch belästigten —, rückte Gott den Himmel weit weg von

1) Vergl. S. 25.

2) Lett, a. a. O. II, S. 18 Anm.; 19 f.

3) Kruyt, Animisme, S. 493 ff.

4) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 58 ff. — Bei vielen Völkern findet sich eine Flutsage: z. B. bei den Karenen (A. M.-Z. 1879, S. 57), bei den Santals (A. M.-Z. 1877, S. 81), bei den Papua (Ber. der Rhein. Miss. 1897, S. 204 f.), am Sambesi (A. M.-Z. 1892, S. 32).

5) Grundemann, Riedel, S. 67.

6) Kunze, a. a. O. III, S. 105.

der Erde.[1]) Es äußert sich in diesen Sagen der Schmerz um ein verlorenes Gut.

Priester als Mittler zwischen Göttern, Geistern und Menschen gab es in früheren Zeiten nicht. Wo sie auf der Bildfläche erscheinen, wird der Einzelne der Notwendigkeit, sich mit den Gottheiten auseinanderzusetzen, enthoben. Der Priester besorgt das für alle. Aber damit wird der Aberglaube krasser, Zauberei und Magie vergiften das Heidentum. Die Religion ist früher einfacher gewesen, die Religiosität inniger, weil mehr persönliche Angelegenheit, so lange jeder sein eigener Priester war. Das Aufkommen der Priester und Zauberer, auf die man nun die gottesdienstlichen Arbeiten abwälzt, und von denen man sein religiöses Wissen bezieht, zeugt von einer Verflachung der religiösen Bedürfnisse.

Auch das Studium der heidnischen Sprachen führt zu der Erkenntnis, daß die Religionen der Naturvölker nicht nach oben hin streben, sondern im Verfall begriffen sind. Der religiöse Wortschatz der batakschen Sprache ist sehr reich, aber teilweise so antiquiert, daß er heute nicht einmal den Priestern durchweg verständlich ist. Die religiöse Begriffswelt, die jene Termini prägte, muß also früher reicher gewesen sein. Das heutige Heidentum kommt mit einem geringeren Wortkapital aus. Durch das Studium afrikanischer Sprachen kommt Büttner zu dem Resultat: „Alles, was als altherkömmliche Sitte anzusehen ist, beweist, daß auch diese Völker noch immer im Sinken begriffen sind, und daß der frühere Zustand der relativ vollkommenere gewesen ist. So findet man auch bei immer erneuerten Versuchen, den vorhandenen Sprachschatz zu fixieren, daß allerdings in früheren Zeiten auch manche jener vermißten höheren Begriffe doch einmal vorhanden gewesen sind, und viele derartige Wörter, wenn sie auch aus dem allgemeinen Verkehr beinahe verschwunden sind, finden sich doch noch zuweilen im Munde einzelner alter Leute.“[2])

Die Geschichte aller heidnischen Religionen ist die Geschichte ihres Verfalls. Selbst von den hochstehenden indischen Reli-

1) Spieth, a. a. O. S. 561; 423.

2) Büttner, Aus der Studierstube eines Bibelübersetzers. A. M.-Z. 1881, S. 199.

gionen bezeugt Stosch: „Den Religionen der Kulturvölker, deren Urkunden bis in ferne Jahrtausende reichen, wohnt erkennbar das Gesetz einer Entwicklung nicht zum Leben sondern zum Tode inne. Sie bewegen sich nicht in aufsteigenden, sondern in sinkenden Linien.“ „In älteren Zeiten hatte der Pantheismus lichtere Farben. Es war etwas von Lichtsehnsucht in ihm. Seine Färbungen sind düsterer und die Lichtsehnsucht ist, wenn auch noch vorhanden, hoffnungsloser geworden. Wer den in Indien heute herrschenden Pantheismus beobachtet, der sieht ihn vor der finsteren Welt der Dämonen stehen. Früher schien er mit dieser Welt nur zu spielen. Jetzt ist er in ihren Bann geraten. Man würde sehr irren, wenn man meinte, nur einige niedere Kasten seien dem Dämonendienst ergeben. Er beherrscht mehr oder minder alle religiösen Gebräuche, besonders aber den eigentlichen Götzendienst. So hat sich der indische Pantheismus in ein Grauen und Angst wirkendes Gespenst gewandelt. Tiefer kann die Dekadenz kaum gehen.“ Heute ist man in Indien bemüht, die Religion früherer Zeiten zu rekonstruieren, der beste Beweis dafür, daß man glaubt, sie sei ursprünglich reiner gewesen.[1])

Auch der Buddhismus von heute ist nicht mehr, was er einst war. In Hinterindien, ja selbst in Ceylon, in Tibet, China und Japan ist er, um am Leben zu bleiben, mit den Naturreligionen der missionierten Völker eine verhängnisvolle Verbindung eingegangen und hat ihren Götzen- und Ahnenkult

1) Stosch, Vermag die Mission der theol. Wissenschaft einen Ertrag zu bieten? A. M.-Z. 1902, S. 49 f. — Ein anderes Zeugnis: „Indien ist in seinen mittleren und unteren Volksschichten bereits von fetischistischem Geisterdienst und von dem krassesten Zauberglauben so durchsetzt, daß seine Buchreligionen dem allmählich aufkommenden Fetischismus keinerlei Widerstand entgegensetzen, letzteren höchstens mit einer täuschenden Tünche überziehen könnten.“ „Nicht mehr der Polytheismus noch der Götzendienst, ... sondern der tolle Aberglaube, das alles umstrickende und beherrschende Zauberwesen, die Unsittlichkeit, die Furcht und das soziale Elend herrschen bei allen diesen (Kultur-) Völkern im praktischen Leben vor, und zwar in China und Indien nicht weniger als in Afrika.“ (Wagner, Die heidnischen Kulturreligionen und der Fetischismus, S. 81; 99).

approbiert.[1]) Konfuzius sah in der alten chinesischen Religion nichts, was durch den Prozeß der Weiterentwicklung gewinnen könnte, er erblickte in dem Älteren das Vollkommenere und wollte dieses konservieren. Reformatoren einer Religion haben etwas Divinatorisches; sie sind nicht natürliche Früchte der ihr innewohnenden Entwicklung, sondern stemmen sich einer Entartung der Religion entgegen. Auf jeden Reformator und den von ihm erkämpften Aufschwung folgt ein Rückfall. Alle menschlichen Religionen gehorchen dem Gesetz der Anziehungskraft der Erde.[2])

Eine unbefangene Beobachtung der heidnischen Religionen bestätigt die Auffassung Pauli, daß das Heidentum Abfall von dem einst besser gekannten Gott ist. Die Menschheit besaß früher einen größeren Schatz geistlicher Güter; aber man vernachlässigte die Erkenntnis der ewigen Kraft und Gottheit, man verehrte und fürchtete den Allmächtigen nicht mehr, man machte sich von ihm unabhängig, und auf dieser Bahn ging es abwärts, bis nur noch ein dunkles Ahnen übrig blieb. Das Geschöpf trat an Stelle des Schöpfers, man verehrte die Lebenskraft, den Seelenstoff und die Geister Verstorbener. Man kam bis zur Anbetung des Untermenschlichen und des Widergöttlichen und wurde diesem in blinder Furcht unterworfen. Dem religiösen Fall folgt der sittliche. Daß auch auf sittlichem Gebiete die animistischen Völker früher höher gestanden haben, beweisen ihre der alten Zeit entstammenden Sprichwörter, Fabeln und Rechtsanschauungen. In dem Maße als die religiösen Anschauungen von Gott abirrten, verloren die Völker das Organ für das Sittliche und

1) Ostwald, Die Religionen Japans. A. M.-Z. 1906, S. 329; 332 f. Hackmann, Der Buddhismus in China, Korea und Japan, besonders S. 24; 39 f.; 40 ff. Derselbe, Der südliche Buddhismus und der Lamaismus, S. 4; 14; 25; 28 f.; 47 usw. Mayr, Rangun und die Mission daselbst. A. M.-Z. 1883, S. 211 ff.

2) Auch der Mohammedanismus ist in einem Zersetzungsprozeß begriffen. Selbst der jüdischen und christlichen Religion haben ihre Bekenner den Zug nach unten aufgeprägt, wie die Geschichte Israels und der christlichen Kirche beweist. Gott selbst muß in Zeiten des Verfalls eingreifen und dem Gesetze der Schwere entgegenarbeiten.

sanken bis zu den unmenschlichsten Greueln und Roheiten herunter. Das Hingegebensein an die niedersten Instinkte faßt die Schrift als Strafe für den religiösen Abfall auf.

Die Idole, die gemachten Götter, treten zwischen Mensch und Gott. Dämonenfurcht und Götzenkult vergiftet das Leben in der Wurzel. Zu den Nichtsen hat man ein reales Verhältnis, eine Karikatur der dem Menschen bestimmten Gemeinschaft mit Gott (κοινωνοὶ τῶν δαιμονίων). Ob die Dämonen Realitäten sind oder nicht, in dem Maße, als sich der Mensch von Gott entfernt, werden sie ihm wirklich. „Dem wahren Gottesbegriff gegenüber sind die Götter reine Nichtigkeiten. Für den Götzendiener aber steht hinter diesen Nichtigkeiten die unheimliche Welt der Dämonen.“ 1)

Die Heiden haben trotz ihrer Ahnung vom höchsten Gott kein Verhältnis zu ihm. Die Geister und Dämonen verlegen den Weg zu ihm. Der Batak denkt sich Debata weit weg; um die Menschen kümmert er sich kaum, einen Weg zu ihm gibt es nicht. In den Gebeten wendet man sich an niedere Gottheiten und Geister. So hält es der Niasser mit seinem weltfernen Lowalangi.2) Von den Kols heißt es: „Der wesentliche, ja der ausschließliche Einfluß auf Denken, Fühlen und Tun der Kols geht nicht vom Singbongadienst aus, sondern von dem Glauben an eine Unzahl böser Geister, der sog. Bongas. Sie selbst bekennen das, wenn sie sagen: „Was sollen wir Singbonga anbeten, der ist ja viel zu gut, der tut nichts Böses, aber die Bongas, die müssen wir anbeten, die trachten uns nach dem Leben.“ 3) Die Schambala stehen in keinem Verhältnis zu dem Schöpfergott Mulungu.4) Gott ist ihnen „in Vergessenheit geraten, die Geister haben sich zwischen ihn und seine Kinder geschoben und halten sie gefangen in Todesfurcht. . . . An der Existenz Gottes zweifelt kein Waschamba, es fällt ihnen aber furchtbar schwer, diesem Gott zu nahen.“ 5) Die Ewe nennen

1) Stosch, Heidentum, S. 29.
2) Sundermann, Nias, S. 59.
3) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 75.
4) Rösler, a. a. O. S. 125 f.
5) Döring, Morgendämmerung, S. 159 f.

ihren Gott Mawu gütig und weise, sie sehen in ihm sogar einen Vergelter des Bösen, aber „er ist für sie ein Gott der Ferne und ein verborgener Gott, von dem man nur so viel weiß, daß er einstens die Menschen ungehindert mit sich verkehren ließ, dann aber durch Schuld der Menschen sich in unendliche Fernen zurückzog." Sie scheuen sich nicht, von ihm zu sagen, er sei unredlich, weil er auch das Böse geschaffen habe; er verstehe nicht immer recht zu handeln, weil er dem Menschen den Tod mitgegeben habe.[1]) Wenn man die Herero fragt: „Warum ehrt und opfert ihr Gott nicht?" dann antworten sie: „Warum sollen wir ihm denn Opfer bringen? Wir brauchen ihn ja nicht zu fürchten, denn er tut uns doch nichts Böses wie unsere Ahnen." „Sie teilen die Meinung der andern Bantustämme, der Ndjambi, der gute Schöpfer, habe sich in den Himmel zurückgezogen und den Dämonen das Regiment auf Erden überlassen."[2]) Missionar Richards fragte die Kongoneger: „Wer hat diese Fruchtbäume geschaffen?" Sie antworteten: „Nsambi." „Wo wohnt Nsambi?" „Kunasulu, d. h. im Himmel." Weiter fragte er: „Wer hat alle diese Dinge geschaffen?" Wieder gaben sie zur Antwort: „Nsambi, der große Nsambi." „Aber warum verehrt ihr denn Nsambi nicht, warum dankt ihr ihm nicht?" „O, er kümmert sich nicht um uns; er liebt uns nicht, er hat wohl alles geschaffen, aber dann ist er weggegangen und fragt nicht mehr nach uns."[3])

Von den Waganda heißt es: „Der Glaube an einen großen Gott, der die Welt erschaffen, sich dann aber aufs Altenteil zurückgezogen und die Regierung der Welt untergeordneten Geistern überlassen hat, ist allen diesen (den Bantu-) Völkern gemeinsam. Die Waganda nennen den großen Geist Katonda, d. h. er hat geschaffen, kümmern sich aber herzlich wenig um ihn."[4]) „Die Sudan- und Bantuneger treiben im wesentlichen denselben Dämonendienst. Sie haben die Idee des einen Gottes, der im Himmel wohnt und über allem steht, von alters her bewahrt, . . .

1) Spieth, a. a. O. Einl. S. 67; S. 415; 834; 888.

2) Irle, a. a. O. S. 73.

3) P. Richter, Banza Manteke, A. M.-Z. 1902, S. 437.

4) J. Richter, Uganda, S. 40.

aber sie fürchten sich vor diesem Gott weniger als vor Geistern, welche sie selbst diesem Gott untergeordnet denken, und welche sie durchaus mit einem andern Namen bezeichnen als den Gott im Himmel."[1]) Die Buschneger in Suriname kennen einen Gott im Himmel, der alles geschaffen hat, „aber er ist ferne, unzugänglich, ohne Interesse und Teilnahme für die Erdbewohner."[2]) Die Madagassen „führen den Namen Gottes beständig im Munde, aber dieser Gottesglaube lebt nicht im Volke; alles mögliche wird göttlich verehrt, so daß ihre Religion zum groben Fetischismus ausgeartet ist."[3])

Gott lebt auch nicht als sittlich bestimmende Macht im Volksbewußtsein. Wo man sich scheut, Unrecht zu tun, da fürchtet man nur die Folgen und Verwicklungen.[4]) Wenn bei den meisten indonesischen Völkern von einem Richter die Rede ist, der im Jenseits darüber entscheidet, ob die Seelen ins Totenreich eingehen dürfen, so fragt dieser nicht nach guten oder bösen Taten des Verstorbenen, sondern danach, ob der Mensch tapfer und freigebig (d. h. reich) war, und ob er Kinder gezeugt hat. Außerdem ist dieser Richter nicht Gott, steht auch nicht in Beziehung zu ihm.[5]) Die etwa bestehenden Normen über Recht und Unrecht werden nicht auf Gott zurückgeführt.

Gott wird im animistischen Heidentum kaum als Person gedacht; er ist kein lebendiger, machtvoller Gott. Er wird ganz verdunkelt durch das allmächtige Fatum. Nicht Gott teilt dem Menschen sein Geschick zu; die Seele erwählt es sich selbst in der Präexistenz aus dem allgemeinen Schicksalsvorrat.[6]) Damit ist das Los des Menschen bis ins einzelnste festgelegt; kein Gott kann daran etwas

---

1) P. Wurm, Die Religion der Küstenstämme in Kamerun, S. 5.

2) Schneider, Die Buschneger Surinames. A. M.-Z. 1893, Beiblatt S. 21.

3) Eppler, Madagaskar, S. 26 ff.

4) Diebe scheuen sich nicht, Gott um Gelingen des Diebstahls zu bitten. Die Ewe sagen: „Jeder schwarze Mensch betet zu Gott, ehe er stiehlt. Bevor der Dieb etwas stiehlt, sagt er zu Gott: Gott möge mir helfen!" (Spieth, a. a. O. S. 844).

5) A. C. Kruyt, De Indonesische rechter in het hiernamaals.

6) Wenn einem Batak ein Unglück begegnet, so sagt man: Das hat seine Seele sich gewünscht, nämlich vor der Geburt.

ändern. Nach mohammedanischer Auffassung steht der allmächtige Gott hinter dem Fatum; nach animistischer ist das Fatum ein mächtigerer und furchtbarerer Gott als derjenige, dem man den Gottesnamen zuerkennt. Das heidnische Leben steht nicht in der Hand Gottes. Warum soll man sich um diesen machtlosen Gott bemühen? Zu ihm beten ist aussichtslos, denn er kann das menschliche Geschick nicht ändern.[1]) Wenn in den Gebetsformeln Gott neben den Geistern angerufen wird, so ist das eine von den Inkonsequenzen, an denen die animistischen Religionen reich sind.

Wir begegnen dem Determinismus bei vielen animistischen Nationen. Die Völker des Indischen Archipels sind ihm alle verfallen. In Nias wird eine Präexistenz der Seelen angenommen, weniger der persönlichen Seelen als vielmehr des Seelenvorrats. Aus letzterem wird jedem Menschen die Seele von Baliu, dem Sohne des Lowalangi, zugewogen. Jeder Mensch wird vor seiner Geburt, wenn er ins Leben eintreten soll, gefragt, eine wie schwere resp. wie lange Seele er haben wolle und wie er es sonst wünsche auf Erden, welches Todes er sterben wolle usw. „Die schwerste Portion Seele, die ausgegeben wird, wiegt etwa 10 Gramm; wer diese wünscht und erhält, erreicht ein beträchtliches Alter. Diejenigen, die als Kinder sterben, hatten sich eine leichte Seele erbeten. Aus diesem Grunde sagt man, wenn jemand stirbt: Sein Erbetenes ist aus. Stirbt einer eines ungewöhnlichen Todes, so heißt es: Was ist da zu machen? Er hat es gewollt; er hat es sich erbeten."[2]) Bei den Toradja schmiedet der Schöpfer die Menschen mit verschiedenen Hämmern, mit jedem Hammer ein bestimmtes Menschengeschick; den Hammer können sich die Menschen auswählen.[3]) Bei den Tontemboan in der Minahassa wird das verschiedenartige Geschick angedeutet durch verschieden

---

1) Ein batakfsches Märchen erzählt von einem Krüppel, der zu Gott in die Oberwelt vordrang und ihn flehentlich um einen wohlgestalteten Körper bat. Aber da ihm seine Gestalt vorher bestimmt war, konnte Gott daran trotz seines Mitleids und seiner Hilfsbereitschaft nichts ändern. (A. M.-Z. 1904, S. 5 f.).

2) Sundermann, Nias, S. 71.

3) Kruyt, Animisme, S. 485.

lange brennende Lunten.[1]) Die Seedajak glauben, daß dem Leben des Menschen das Wachsen einer Blume im Seelenland entspricht; verkümmert diese, dann geht der Mensch zugrunde.[2]) Die Kols sagen, daß jedem Menschen vor seiner Geburt sein Schicksal mit Linien in den Schädel eingeschrieben wurde.[3]) In Bettigeri (Südmahratta) antwortete eine alte Frau dem Missionar Meyer auf die Frage, ob sie noch sündige: „Das hängt ganz von meinem Fatum ab.“[4]) In der Gegend von Honor (Kanara) ist es stehende Redensart: „Wie können wir den Übertritt wagen, solange uns Gott nicht den Willen und die Kraft dazu gibt?“[5]) Die Ewe denken die Seelen der Menschen präexistent im Jenseits bei der „Geistermutter“, die sie geboren hat. Von dort gehen sie auf ihren Wunsch auf die Erde, müssen aber einen Termin bestimmen, an dem sie wiederkommen. Dieses „persönliche Versprechen“ (gbetsi) folgt dem lebenden Menschen und zwingt ihn, zur versprochenen Zeit ins Jenseits zurückzukehren. Will er sein Versprechen dann nicht lösen, so wird er krank und stirbt. Der Mensch bringt einen fertig abgeschlossenen, unveränderlichen Charakter mit auf die Welt. Man entschuldigt seine Handlungen darum mit seiner angeborenen Eigenart. „Jeder Mensch hat seine Eigenart“, pflegen die Ewe zu sagen. Wer schlecht ist, entschuldigt sich: „Die Götter haben mir das Gute verweigert“, oder: „Das ist eben meine Art von der Seelenheimat her.“[6])

Dieser weitverbreitete Fatalismus, der sich auch innerhalb des Heidentums in der Christenheit findet, zerstört die Gottesidee. Es ist unmöglich, daß aus einem fatalistisch bestimmten Heidentum sich im Laufe der Zeit ein reinerer Gottesglaube herausarbeite. Der Fatalismus kann nur zersetzend auf die Religion einwirken.

Die animistischen Heiden sind in der Tat ἄθεοι, ohne Gott, nicht in dem Sinne des Toren, der da spricht: es ist kein Gott;

1) Kruyt, Animisme, S. 487.
2) Ebenda, S. 487.
3) Jellinghaus, Die Kols, S. 69.
4) Miescher, Die Bekehrung bei Christen und Heiden, S. 58.
5) Ebenda, S. 42.
6) Spieth, a. a. O. S. 502 ff.; 510 f.; 838; 842.

auch nicht im Sinne des Bösewichts, der, um ungestört sündigen zu können, gegen das Zeugnis seines Gewissens den Gottesgedanken aus seiner Seele ausgebrannt hat. Sie haben Gott verloren, sind ἀπηλλοτριωμένοι τῆς ζωῆς τοῦ θεοῦ (Eph. 4, 18); es ist ein dichter Urwald zwischen ihnen und Gott aufgewachsen, durch den sie den Weg zu Gott nicht mehr finden, den auszurotten nicht in ihrer Macht steht. Ist aber trotz der Gottentfremdung noch ein Ahnen des über allem waltenden Gottes in ihren Herzen verborgen, dann darf die frohe Botschaft vom lebendigen Gott hoffen, einen Resonanzboden im Heidentum zu finden. Entwicklungsfähig ist das kümmerliche Pflänzchen der Gotteserkenntnis nicht, aber der entleerte Name Gottes kann einen dem Heidentum nicht zu entnehmenden Inhalt bekommen.

Ein anderes müssen wir noch ins Auge fassen, um die Gottentfremdung des Heidentums in ihrer ganzen Tiefe zu verstehen. Sie hat ihre Ergänzung in der Gebundenheit, dem Verhaftetsein unter die Gewalt widergöttlicher Mächte. Die animistischen Heiden sind nicht nur Irrende, sie sind Sklaven, Unfreie. Dreierlei macht sie zu Gebundenen: Die Furcht, der Dämonendienst und das Fatum. Die Furcht in mancherlei Gestalt tyrannisiert den Animisten in jeder Lebenslage. Das Weltbild, das den Nährboden seiner Religiosität bildet, ist ein äußerst düsteres. Die eigene Seele ist eine feindliche Kraft, vor der man auf der Hut sein muß; sie liebt es, den Menschen zu verlassen, läßt sich von ihm weglocken, weigert sich, Güter für ihn anzunehmen. Furcht peinigt die Frau, die sich Mutter fühlt; Furcht vor der eigenen und der Kindesseele sowohl wie vor neidischen Geistern vergällt ihr die Mutterfreuden. Die Seelen der Anverwandten sind leicht verletzt, wehe, wenn man sie absichtslos beleidigt. Zwischen den Seelen der ihn umgebenden Menschen hat der Naturmensch sich durchzuwinden, fortwährend muß er mit unsichtbaren, unheimlichen Kräften paktieren oder kämpfen. Der Landbauer ist nicht nur in Sorge um das Gedeihen der Feldfrüchte und gutes Wetter; er hat seine Felder

nicht nur vor Hochwasser zu hüten oder zu verteidigen gegen Ratten, schädliche Käfer und die Scharen der diebischen Reisvögel; machtlos steht er der Seele des Reises gegenüber, von deren Launen es abhängt, ob Nährkraft in der mühsam erarbeiteten Frucht enthalten ist. Einen sichtbaren Feind mit Waffen bekämpfen oder überlisten ist nicht schwer; aber wer kann sich der unberechenbaren Seelen erwehren? Der Animismus scheint ersonnen zu sein, um die Menschen zu peinigen, damit sie ihres Lebens nicht froh werden.

Dazu gesellt sich die Furcht vor den Tausenden von Erd- Luft- Wasser- Berg- Baumgeistern und vor den Gestorbenen und Dämonen. Die Batak gleichen einem Menschen, der vom Verfolgungswahnsinn umgetrieben wird. In Haus und Dorf lauern Gespenster der verschiedensten Art; im Felde gefährden sie den Ertrag der Arbeit; im Walde schrecken sie den Holzfäller; im Busch jagen sie den Wanderer. Von ihnen kommen Krankheiten, Wahnsinn, Viehsterben, Hungersnot. Schwangere und gebärende Frauen umringen schadenfrohe Dämonen, dem Kinde stellen sie nach vom Tage seiner Geburt an, abends umschwärmen sie die Häuser und spähen durch die Ritzen der Wände nach ihren wehrlosen Opfern. Gigantische Geister schreiten durch die Dörfer, Epidemien um sich verbreitend; auf dem See und in Flüssen lauern sie, um die Reisenden in die Tiefe zu ziehen. Das sind nicht lachende Faune oder scherzende Satyrn, sondern unbarmherzige Todbringer, neidgeschwollene Feinde, welche die Lebenden ins Totenreich schleudern möchten. Der gestorbene Freund und Bruder wird zum Feinde, Schrecken wohnt an seinem Sarg und Grab. Aus Furcht verehrt man die Abgeschiedenen; aus Furcht beobachtet man die umständlichen Trauergebräuche; Furcht diktiert jenes Heer von Verboten, durch die im täglichen Leben jede freie Bewegung eingezäunt ist. Die Furcht ist die bewegende Kraft der animistischen Religion in Asien wie in Afrika.

Diese Beobachtung wird von der religionsgeschichtlichen und missionarischen Literatur übereinstimmend bestätigt. So sagt Tiele: „In den Religionen unter der Herrschaft des Animismus kommt die Furcht oft mehr als das Vertrauen zum Vorschein. Die Geister

und ihre Anbeter sind beide gleich selbstsüchtig. Die niedrigen werden in der Regel mehr als die höheren verehrt, die lokalen mehr als die entfernteren, die besonderen mehr als die gemeinsamen. Ihre Belohnungen und Strafen, wenn dieser Gesichtspunkt vorwaltet, bemessen sie nicht nach den guten oder schlechten Handlungen der Menschen in dem Gesamtleben, sondern nur nach den Opfern und Gaben, die man ihnen darbringt oder vorenthält." 1) „Die Religionen der unkultivierten Völker sind nicht ausschließlich, aber vorzugsweise ein Dämonendienst. Es werden Wesen verehrt, welche im Bewußtsein des Volkes selbst nicht als die höchsten angesehen werden, welche unter Gott stehen, aber dem Menschen näher sind und demselben schaden können. Sie haben da und dort in der umgebenden Natur ihren Sitz, oder können es auch Geister verstorbener Menschen sein." 2) Bei den Kols tritt die Dämonenfurcht besonders deutlich hervor: „Während sich so in den im häuslichen und geselligen Leben vorkommenden Redeweisen überraschend viel Gotteserkenntnis offenbart, und manches von einem kindlichen, aufrichtigen, edleren, freien, religiösen Sinn zeugt, sind ihre religiösen Gebräuche so verkehrt, geistlos und aller wahren Religion entgegengesetzt, daß man sie eigentlich nur als Aberglaube bezeichnen kann. Alles geschieht da aus blinder Furcht und gewöhnlichem Eigennutz. Man lernt da recht erkennen, daß das Wesen und die Kraft des Heidentums die Furcht vor unheimlichen, übernatürlichen Mächten und der Glaube ist, daß man gute und böse Mächte durch Zaubermittel und Opfer sich günstig und untertänig machen kann." 3) „Der Aberglaube und die Dämonenfurcht der Kols zeigt sich darin, daß sie fast in jedem Berge, Flusse, Teiche, Wege, Dorfe einen bösen Bonga (Dämon, Teufel) wähnen, welcher allerlei Schaden anzurichten trachte, sehr begierig nach Opfern sei und darum die Leute quäle." 4) „Die sonst von Natur so heiteren und fröhlichen Kols bekommen oft

1) Tiele, Kompendium, S. 22.
2) P. Wurm, Handbuch der Religionsgeschichte, S. 94.
3) Jellinghaus, Die Kols, S. 33 f.
4) Ebenda, S. 34.

unter der Last der Dämonenopfer ein ganz finsteres, verzweifeltes Aussehen und ergeben sich in der Verzweiflung dem Trunk." [1]) „Das ganze Leben der Kols ist durchzogen von der Furcht vor den bösen Geistern. Überall fühlen sie sich von ihnen, deren Zahl Legion ist, bedroht. Die Furcht vor den Bongas benimmt ihnen allen Mut und lähmt ihre Kraft." [2]) Das Leben der Niasser ist beherrscht von der Furcht vor den Geistern der Ahnen. [3]) Die Dajak auf Borneo verehren aus Furcht böse Geister (Saniang, Hantu) und fürchten die Geister Verstorbener. [4]) Die Mentaweiinsulaner fürchten die Sianitu, böse Dämonen, die man durch Opfer besänftigt. [5]) Die Alifuren auf Celebes fürchten böse Geister, besonders die Geister Verstorbener. [6]) Die Sumbanesen sind ganz beherrscht von derselben Furcht. [7]) Die Papua verehren gefürchtete Geister, deren sie eine große Menge haben, auch die Ahnen. [8]) Dieselbe Geisterfurcht regiert die Karenen in Hinterindien [9]) und die Bewohner des Bismarck-Archipels. [10]) „Auch bei den Hindu besteht die Kraft des Heidentums außer in der Macht des Kastengeistes in diesem Glauben an Zauberei, Besprechungen, Verfluchungen, Entzauberungen durch die Anweisungen der brahmanischen Bücher." [11])

Auch in den Religionen Afrikas, deren Geisterdienst dem indonesischen Animismus nahe steht, regiert die Furcht. In Westafrika werden alle Krankheiten auf böse Geister zurückgeführt, von welchen die Welt erfüllt ist. [12]) Die Verehrung der Ewe

---

1) Ebenda, S. 62.

2) L. Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 81. — Vergl. dazu L. Nottrott, Die Goßnersche Mission unter den Kols. 1874—1887, Kap. 2; 7; 14.

3) Berichte der Rhein. Miss. 1886, S. 147.

4) Coolsma, a. a. O. S. 502; 555.

5) Berichte der Rhein. Miss. 1901, S. 35.

6) Coolsma, a. a. O. S. 561; Grundemann, Riedel, S. 78.

7) Coolsma, a. a. O. S. 848.

8) Kunze, a. a. O. III., S. 67 ff.; Van Hasselt, Gedenkboek, S. 26 f.

9) Flex, Die S.-P.-G. in Barma. A. M.-Z., 1893, S. 72 ff.

10) Fellmann, a. a. O. S. 34.

11) Fellinghaus, Die Kols, S. 34.

12) Wurm, Rel.-Gesch. S. 44 ff.

gilt den Geistern und wird bestimmt durch Furcht, da sie immer Böses gegen die Menschen im Schilde führen.[1]) Von den Sudan- und Bantunegern sagt Wurm, daß sie denselben Dämonendienst treiben; Gott fürchten sie nicht, desto mehr die Ahnen und die Losango, die bösen Geister. Von ihnen kommt alles Übel.[2]) „In beständiger Furcht leben die Dinka (im Sudan) vor den Jork, den bösen Geistern, welche in Bäumen, in der Wildnis und an anderen Orten wohnend gedacht werden."[3]) Nach der Meinung der Herero haben die bösen Geister auf dieser Erde das Regiment. „So haben die Herero, die in allem Unglück und in jeder Not den gefahrbringenden Einfluß ihrer Ahnen fürchten, eine Unmenge von Opfern, deren Triebfeder einzig und allein die Furcht vor den Geistern ist. Dieser Furcht verdanken auch die Opfer bei der Geburt, Beschneidung und beim Wochenbett ihren Ursprung und ihr Dasein. . . Auch der Opferkult, ja die ganzen religiösen Anschauungen und Gebräuche der Herero sind ein nur zu beredtes Zeugnis dafür, daß auch von ihnen, wie von allen Heiden, das Wort des Apostels gilt, daß sie im ganzen Leben Knechte der Furcht des Todes sind." Außer den Ahnen fürchten sie auch andere Abgeschiedene, scheußliche böse Geister; in jeder Krankheit sehen sie eine Bezauberung.[4]) Auch die Waganda fürchten sich vor bösen Geistern, diese stehen im Mittelpunkt ihres religiösen Lebens; es sind Naturgeister (Lubare) und die Geister der Ahnen (Mulimu). Darum sind die Waganda im höchsten Grade abergläubisch, selbst der erleuchtete Kabaka Mtesa machte von dieser Regel keine Ausnahme.[5]) Missionar Rösler hat der „Furcht im Leben der Schambala" einen Aufsatz gewidmet, in dem er nachweist, daß das religiöse Leben der Schambala ganz und gar von Furcht bestimmt ist.[6]) Vor allem fürchten sie die neidischen,

---

1) G. Müller, Geschichte der Ewe-Mission, S. 100.

2) Wurm, Kamerun, S. 5.

3) P. Richter, Die Gordon-Gedächtnis-Mission im Sudan, A. M.-Z. 1906, S. 547.

4) Irle, a. a. O. S. 73; 86.

5) J. Richter, Uganda, S. 40; 42.

6) Rösler, Die Furcht im Leben der Schambala. Nachrichten aus der

boshaften Verstorbenen. „Ist er (der Ahnengeist) doch gierig und hat seine Freude daran, den Menschen zu schaden und sie und ihr Vieh mit allerlei Seuchen, mit Heuschrecken und Pocken heimzusuchen und Unglück über das Land zu bringen.“ [1]) So verhält es sich bei allen Bantustämmen. Von den Kamba lesen wir: „Der Einfluß, den sie (die Toten) im Leibesleben ausübten, besteht fort, ja es scheint, als ob die Macht der Verstorbenen über das Leben der Nachkommen größer ist, als sie im Leben war, ja desto größer, je größer sie schon hier auf Erden war. . . . Die Hauptsache ist, daß die Geister mit Eifersucht darauf achten, daß sie nicht übersehen werden. Sie verlangen, daß man ihnen ihren Teil zukommen läßt, besonders bei freudigen Ereignissen . . . sonst bringen sie Unglück über die Nachkommen.“ [2]) Die Buschneger Surinames werden von Geisterfurcht geknechtet; sie verehren die Geister Abgeschiedener (Forkas). [3])

Ein trauriges Bild rollt sich da vor unsern Augen auf: alle Heiden Knechte der Furcht, keine Lebensfreude kommt auf, Gebundenheit überall. Auch über die Grenzen der tiefstehenden animistischen Religionen hinaus regiert die Furcht. Selbst den asiatischen Kulturvölkern haben ihre tieferen religiösen Spekulationen die Furcht nicht austreiben können. Ein hochgebildeter Hindu, ein tamulischer Interpret des Kural, schildert die Empfindungen, die den ergreifen, welcher sich den Götzen nähert: „Es sträubt sich das Haar vor Furcht, aus den Augen quellen Tränen, der Körper zittert.“ Ernste Tamulen versichern, daß sie dies Grauen an sich erlebten.[4])

Ostafrikanischen Mission. 1906, Nr. 7, 8, 9. — Von denselben sagt Trittelvitz: „Wie bei den Bantuvölkern ist auch bei den Schambala die Furcht vor den Toten und vor dem Tode das Bezeichnende in ihrer Religion.“ A. M.-Z. 1908, S. 129.

1) Rösler, a. a. O. S. 113.

2) Brutzer, a. a. O. S. 3 f.

3) Schneider, Die Buschneger, S. 20 f.

4) Stosch, Im fernen Indien, S. 61.

Von den Chinesen sagt Nitschkowsky: Man verehrt die Ahnen aus Furcht, nicht aus Pietät, denn man fürchtet ihre Rache. Im Jenseits herrschen die Dämonen, deren Gefangene die Verstorbenen sind. Diese müssen wie die diesseitigen Gefangenen von ihren Freunden erhalten werden. Darauf ist die Notwendigkeit des Ahnendienstes begründet.[1]) Auf der allgemeinen Missionskonferenz in Schanghai stellte D. Faber die Thesen auf: „Die Ahnenverehrung setzt voraus, daß das Glück der Toten von den Opferungen der lebenden Nachkommen abhängig ist . . . daß alle diejenigen abgeschiedenen Seelen, welche nicht mit Opfern versorgt werden, sich in hungrige Geister verwandeln, welche alle Arten von Unglück den Lebenden verursachen. . . . . Die Ahnenverehrung ist nicht bloßes Gedächtnis der Abgeschiedenen, sondern ein beabsichtigter Verkehr mit der Geisterwelt, mit den Mächten des Hades und der Finsternis. . . . Sie untergräbt den Glauben an eine gerechte Vergeltung Gottes in der Zukunft . . ., sie reizt mehr die animalische Natur der Menschen wie auch Selbstsucht und Furcht als die edleren Regungen der Liebe."[2])

Wie tief die Furcht in den Herzen der Heiden, welche Dämonen und Geister anbeten, wurzelt, beweist der Umstand, daß es dem Buddhismus nicht gelungen ist, dieselbe samt dem Ahnendienst bei seinen Bekennern auszurotten. Buddhistische Mönche helfen die bösen Geister vertreiben; in den buddhistischen Klöstern werden Ahnentafeln aufgestellt, vor denen man Opfer bringt.[3]) „Innerlich ist es eben nicht der Buddhismus, durch welchen der einfache Singhalese sich wirklich berührt fühlt, sondern vielmehr sein alter Natur- und Dämonenkultus. Der Buddhismus

---

1) Nitschkowsky, Der chinesische Ahnenkultus. A. M.-Z. 1895, S. 289 ff.

2) Ebenda, S. 388 ff. — Vgl. A. M.-Z. 1895, Beibl. S. 57: „Die Wurzel der kindlichen Pietät, wie die Chinesen sie ausüben, dürfte eine Mischung der beiden mächtigsten Triebfedern der Menschenseele sein: Furcht und Eigenliebe. Man soll die Geister ehren um ihrer Macht willen, Schaden zu tun . . . . Werden die Opfer vernachlässigt, so erzürnt es die Geister und sie sinnen auf Rache. Daher gewährt es mehr Sicherheit, die Geister zu verehren."

3) H. Hackmann, Der Buddhismus in China, Korea und Japan, S. 39 f.; 24.

hat nichts dafür getan, denselben zu beseitigen, hat vielmehr durch seine mythologischen Elemente allerlei Handhaben geboten, ihn zu erhalten. Seit Urzeiten glaubt das Volk von Ceylon an die Wirksamkeit von allerlei Dämonen (Sanne), die besonders für jedes Unglück, jede Krankheit, jede gefährliche Erscheinung verantwortlich seien." „Dieser Dämonenglaube ist bis auf den heutigen Tag die einzige, wirklich vom Volke empfundene religiöse Größe. Er hat sich verbunden sowohl mit hinduistischen Vorstellungen wie mit Ideen und Gestalten aus dem Buddhismus. Aber diese beiden Religionen haben nur dazu dienen müssen, neue Klassen von Dämonen einzuführen, neue Mittel der Bannung zu erfinden, andere Zauberformeln zu liefern; im wesentlichen ist es der alte naturscheue Geisterglaube, welcher den gewöhnlichen Mann beherrscht."[1]) Auch in Birma, wo der Buddhismus das Volksleben tiefer durchdrungen hat, ist die bewegende religiöse Kraft doch nicht dieser geworden. Im Vordergrunde steht vielmehr die Verehrung der Nat, Personifikationen von Naturkräften, und der Geister Verstorbener. Sie wohnen an unheimlichen Orten und sind den Menschen sehr gefährlich. „Die Verehrung dieser Wesen nun ist für die weit überwiegende Mehrzahl der Birmesen die wirkliche Religion, der sie mit voller beständiger innerer Beteiligung gehören." Auch die buddhistischen Mönche beteiligen sich an diesem Geisterdienst.[2]) In Siam dasselbe Bild. Auch der tibetanische Buddhismus (der Lamaismus) fürchtet eine Menge Naturgottheiten, Dämonen und Gespenster.[3]) „Der Wunsch, die Seele vor den Höllen zu erretten und dem Paradiese zuzuführen, ist der eine große Hebel der lamaistischen Frömmigkeit. Der andere, noch viel wirksamere Hebel ist die Furcht vor den bösen Geistern. Die Angst vor gefährlichen und schauerlichen Dämonen herrscht in einem ganz ungewöhnlichen Maße."[4]) Unheimlichen

1) H. Hackmann, Der südliche Buddhismus und der Lamaismus, S. 28 f.

2) Ebenda, S. 47; 49.

3) Ebenda, S. 59 f.

4) Ebenda, S. 78.

Dämonen wird nach Sonnenuntergang geopfert. Die Mönche beschwören die bösen Geister.[1])

Auch der Mohammedanismus hat in Niederl. Indien nicht die Kraft, mit der Geisterfurcht aufzuräumen. Er hilft vielmehr durch seine Malims bei Geisterverjagungen. Er beläßt dem Volke seine Ahnenverehrung, und fügt zu den bereits verehrten Geistern noch neue, arabischen Ursprungs hinzu. Als Befreier vermag der Islam nirgends unter Animisten aufzutreten.

Welch eine grauenhafte Macht diese Furcht im Leben des Heiden bedeutet, können wir, die wir uns in Gottes Hand sicher wissen, nicht ausdenken. In dieser Furcht enthüllt sich uns der Kern des wirklichen Heidentums; seine Mythologie und Theologie ist nur Schale. Sie ist die Fessel, an die alle Animisten geschmiedet sind. „Es ist uns kaum vorstellbar, von welch unaufhörlicher Furcht vor den Dämonen und ihren bösen Umtrieben sowie vor der mit ihrem Dienst aufs engste verbundenen Zauberei diese Leute gepeinigt sind."[2]) Tiefster Grund dieser unsinnigen Furcht ist das Getrenntsein von Gott, dem allein zu fürchtenden. Weil das Heidentum Gott verlor, gab es sich der Furcht vor Gespenstern preis, deren Macht in demselben Maße real ist wie die Entfernung von Gott.

Gesteigert wird die Geisterfurcht durch die Autorität der Priester und Zauberer, von denen man glaubt, daß sie mit den Geistern Verkehr pflegen und Macht über sie haben. Der Zauberer tyrannisiert die Batak. Was er fordert, muß gezahlt, was er anordnet, muß ausgeführt werden. Versteht er es doch, die Seelen der Lebenden zu schädigen oder zu kräftigen, die Geister zu bändigen oder loszulassen. Bei den meisten Völkern des Archipels ist er ein gefürchteter Mann. Noch unheilvoller ist das Regiment der Zauberer in Afrika. Wen sie der Hexerei bezichtigen, der ist dem Tode verfallen; sie wirken im Geheimen mit schrecklichen Giften; niemand ist vor ihnen sicher.[3])

---

1) Ebenda, S. 83; 85.

2) Hoch, Die Taufbewerber in der indischen Mission, ihre Beweggründe und ihre Behandlung, S. 25.

3) Vergl. Bohner, Im Lande des Fetischs; Spieth, a. a. O. Einl. S. 69.

Man kann in der Heidenwelt die Beobachtung machen, wie die beständige Furcht den Menschen verroht. Furchtlose Charaktere sind meist edelmütig, furchtsame grausam. Umgeben von lauter grausigen Verderbensmächten werden die animistischen Heiden unter einander mißtrauisch und grausam. Furcht vergiftet alle sozialen Verhältnisse, Mißtrauen wird den Geängsteten zur Natur. Der Arme fürchtet den Reichen, der Schwache den Starken, der Kranke den Gesunden, weiß man doch, daß jeder darauf aus ist, seine Seelenkraft auf Kosten derjenigen seiner Mitmenschen zu bereichern. Diejenigen aber, welche man nicht zu fürchten hat, tritt man erbarmungslos mit Füßen. In Nias, Celebes, Borneo, den Ländern der Kopfschneller, weiß niemand, ob er am Abend seinen Kopf noch auf den Schultern tragen wird. Beim Tode eines Häuptlings bangen Hunderte für ihr Leben, denn ohne Menschenopfer kann der Fürst nicht bestattet werden. Bei vielen animistischen Völkern wird bei jedem Krankheits- und Todesfall vom Zauberer der Unglückliche gesucht, der den Betroffenen behext haben soll.[1]) Welche Unsumme von Furcht schließen das Hexenunwesen, das Kopfschnellen, die Menschenopfer, die Begräbniszeremonien und dergl. animistische Greuel ein! Grausamkeit ist überall eine der Früchte des Animismus, aus denen man auf die Art des Baumes schließen kann. Welchen süßen Klang muß für diese armen Gebundenen das Wort Friede und Ruhe haben! Denn Friede und Sicherheit gibt es innerhalb des animistischen Heidentums nicht.

Den Heiden sind die Dämonen, die sie fürchten, Realitäten. Gott ist ihnen ein Abstraktum geworden, mit den Dämonen haben sie persönliche Berührung. Beachtenswert ist, was Stosch von den alle Realität leugnenden Hindu sagt: „Es gehört zu den wunderbarsten Dingen auf der an Wundern so reichen Erde, daß in einem Volke, in dem der Zweifel an der Realität aller Dinge Gebildete und Ungebildete erfaßt hat, niemand . . . . an der Realität der bösen Mächte zweifelt.“[2]) Über Gott und göttliche

1) So in Mentawei und in vielen Gegenden Afrikas.

2) Stosch, Im fernen Indien, S. 214.

Dinge befragt, werden die Animisten immer zugeben, daß sie darüber nichts Sicheres wissen; aber wenn man sie fragen wollte, ob es denn wirklich böse Geister gibt, und ob man mit ihnen in Verkehr treten könne, dann würden sie, erstaunt über eine so befremdliche Frage, unbedenklich mit ja antworten. Wären sie nicht felsenfest vom Dasein und der Macht der Dämonen durchdrungen, dann könnte die Geisterfurcht sie nicht so empfindlich peinigen. Mit solcher Furcht spielt man nicht. Auch die Christ gewordenen Batak bezweifeln die Realität der Dämonen nicht. Sie legen sich die Sache so zurecht: Aus dem Heidentum her kennen wir die Macht der Geister. Der Teufel ist die Personifizierung der widergöttlichen Macht; er ist es gewesen, der uns und unsere Vorfahren betrogen und zum Götzendienst verführt hat. In den Geistern haben wir unwissentlich den Satan und seine Diener angebetet. Es ist auffallend, wie schnell der Teufel als persönliche Spitze der gottfeindlichen Geisterwelt im Batakvolke populär geworden ist. Die heidnische Religion kennt ihn nicht, aber nicht nur die Christen, denen ja die Missionare diesen „finsteren Wahn" aufgenötigt haben könnten, auch die mit dem Christentum in Berührung kommenden Heiden, weit über den Wirkungskreis der evangelistischen Missionstätigkeit hinaus, haben ihn sich mit Verständnis angeeignet. In ihm finden die Heidenchristen die Erklärung für ihre grandiose frühere Verblendung. Ein batakscher Lehrer schreibt darüber: „Der Teufel ist eben das, was man früher begu nannte. Er hat das baktasche Volk überlistet, so daß es ihm gehorchen mußte, damit andere mit ihm ins Verderben gerieten. Die Geistermedien mußten gewissermaßen sein Mund sein, durch die er seine Wünsche aussprach. Leute, die sonst dumm und ungeschickt waren, konnten als Medien klar und geschickt reden. Er belehrte die Zauberer in ihren Künsten, so daß sie Wunderbares und Unerklärliches vollbringen konnten." Auch die christlich gewordenen Niasser nennen ihre heidnische Religion „die Weise des Teufels"[1]); ähnlich die Kols.[2]) Über

1) Sundermann, Nias, S. 173; 175.

2) Jellinghaus, Die Kols, S. 172.

die Tätigkeit der Zauberer äußert sich ein batakscher Lehrer: „Die datu verstanden gestohlene Sachen wieder herbeizuschaffen, auch bisweilen den Dieb zu finden. Sie vermochten Krankheiten über einen Menschen zu bringen, indem sie seine Fußspuren ausgruben. Es gab Zauberer, die Schlangen herbeiriefen und gegen ihre Feinde hetzten. Wenn man ihre Künste überdenkt, dann wage ich nicht zu sagen, daß alles nur menschliches Machwerk gewesen sei; es muß jemand sein, der sie gelehrt hat, das ist der Teufel."

Es gibt zu denken, daß das Urteil der heutigen Heidenchristen mit demjenigen der alten Kirche übereinstimmt. Beide hatten die Macht der heidnischen Religion am eigenen Leibe erfahren; beide sahen in ihr geistige Mächte satanischer Art wirksam. Tertullian, Justin, Tatian, Cyprian sind überzeugt, daß hinter den Götzen der Heiden die Dämonen am Werke sind; diese sind eine Macht sowohl im Leben des einzelnen als im öffentlichen Leben. Sie empfehlen den Menschen den Glauben an die heidnischen Götter. Tertullian beschreibt ihr unheilvolles Wirken: sie verderben die Menschen, bringen Krankheiten und Seelenerschütterungen, verderben die Feldfrüchte, verführen zum Polytheismus. Weil sie schnell sind, können sie manches voraussagen, das geschehen wird, senden auch Träume. „Das gilt überall als die Hauptveranstaltung der Schlechtigkeit der Dämonen: sie haben den Polytheismus eingeführt, d. h. unter den Bildern toter Götzen lassen sie sich verehren und machen sich die Opfer, deren Dünste ihnen schmecken, zu nutze."[1]) Daher ist Götzendienst die oberste Sünde, die Quelle aller anderen,[2]) ein Satz, der unzweifelhaft insofern richtig ist, als alle intellektuelle und sittliche Verirrung der Heiden ihren Grund hat in der religiösen Abirrung. Man erkannte die Wahrheit und Kraft des Christentums nicht zum wenigsten an den Teufelaustreibungen im Namen Jesu, welche die christlichen Apologeten als überzeugenden Beweis für

---

1) Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 100, Anm. 1; S. 99 f.

2) Ebenda, S. 212 Anm. 1.

die Wahrheit des Christentums verwerten.[1]) Man glaubte damals dieselbe Erfahrung zu machen wie im heutigen Heidentum, daß, wo die Christen auftreten, die Macht der satanischen Kräfte gebrochen ist. Doch davon später. Hier genügt es, zu konstatieren, daß die Christen der Anfangszeit, genau wie die Heidenchristen der heutigen Missionsgebiete, wenn sie auch sich persönlich frei wußten von jenen Einflüssen, ja des Teufels spotten und ihn herausfordern konnten, über den Götzendienst sehr ernst dachten; sie kannten seine unheimliche Macht als etwas Reales, sie glaubten nicht, daß das Heidentum als eine tiefere Stufe der Gotteserkenntnis zu werten sei, die nur weiter entwickelt werden müsse; sie sahen vielmehr darin Gegensatz und Feindschaft wider Gott, ein Gekettetsein an widergöttliche Mächte, denen eine Exusie des Irreleitens, Lügens und Verführens gegeben war. Das Zeugnis derjenigen, die aus dem Heidentum kommen und seine Kraft aus Erfahrung kennen, verdient aber wenigstens ebenso sehr angehört zu werden wie religionsphilosophische Theorien.

Das Urteil der alten und neuen Heidenchristenwelt bestätigt die biblischen Aussagen über die Macht des Satans, dem Gott in seinem Weltplane eine Stelle angewiesen und ein gewisses Regiment über diesen Äon eingeräumt hat. Jesus nennt ihn den Fürsten dieser Welt;[2]) bei Paulus heißt er ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου;[3]) Herrschaft über die bösen Geister gehört zur göttlichen Legitimation des Sohnes. Des Satans Werke zu zerstören, nämlich die von ihm planmäßig geleitete Entfremdung der Menschen von Gott, ist die Arbeit des Sohnes Gottes (1. Joh. 3, 8). Der größte Heidenmissionar nennt aus seiner Erfahrung heraus die hinter den Kulissen wirkenden Kräfte des Heidentums ἀρχαί, ἐξουσίαι, τοὶ κοσμοκράτορες τοῦ σκότους τούτου, πνευματικὰ τῆς πονηρίας ἐν τοῖς ἐπουρανίοις (Eph. 6, 12), Gewaltige, Herrschermachten, Welttyrannen für die Zeit der Finsternis, übersinnliche Mächte, welche die Bosheit planmäßig organisieren, auf ein Ziel hin

1) Ebenda, S. 96; 101 f.

2) Joh. 12, 31; 16, 11; vergl. Luk. 4, 6.

3) 2. Kor. 4, 4.

leiten. Paulus nennt den Dirigenten des Heidentums τὸν ἄρχοντα τῆς ἐξουσίας τοῦ ἀέρος, τοῦ πνεύματος τοῦ νῦν ἐνεργοῦντος ἐν τοῖς υἱοῖς τῆς ἀπειθείας; er inspiriert den Geist des Ungehorsams gegen Gott, der im Heidentum eine Weltmacht geworden ist.[1]) Das ist aber kein Dualismus, denn ihre rätselhafte Macht ist den Dämonen von Gott selbst übertragen, Gott sendet ἐνέργεια πλάνης[2]), welche die Menschen zwingt, der Lüge zu gehorchen. Jesus hat die Gewaltigen ihrer Autorität entkleidet, die bisherigen Machthaber zum Spott gemacht (Kol. 2, 15). Ihre Herrschaft durfte nur so lange dauern, wie Gott in seinem Weltplane bestimmt hatte, bis nämlich sein Sohn ihrer Verführungsmacht ein Ende bereitete. Paulus sagt von den Göttern der Heiden: die Gottheiten, welche die Heiden verehren, sind nichts, die gibt es gar nicht; der Himmel, den sie bevölkern, existiert nicht (οὐδεὶς θεὸς εἰ μὴ εἷς; οὐδὲν εἴδωλον ἐν κόσμῳ).[3]) Es gibt λεγόμενοι θεοί im Himmel und auf der Erde, das sind die von der heidnischen Phantasie gedachten Götter. Im Sinne ihrer Anbeter gibt es θεοὶ πολλοί und κύριοι πολλοί;[4]) aber nur denen, die an sie glauben, sind sie Realitäten. Paulus nennt sie auch οἱ φύσει μὴ ὄντες θεοί[5]), solche, die ihrem Wesen nach nicht Götter sind, weil Produkte des menschlichen Geistes. Aber hinter den λεγόμενοι θεοί stehen die δαιμόνια,[6]) ihnen opfert der Heide, ohne es zu wissen, nicht den εἴδωλα. Durch das Opfer an heidnische Götter treten die Heiden in ebenso wesentliche Gemeinschaft mit den Dämonen, wie der das Herrenmahl genießende Christ mit Christus in Gemeinschaft tritt.[7]) Die heidnischen Phantasiegötter werden zu kraftvollen Wesenheiten durch die Dämonen, welche sich den Götzendienst zunutze machen und unter dieser Maske die betrogenen Heiden knechten. Diese Beurteilung des Heidentums, die allen Heidenchristen einleuchtet,

1) Eph. 2, 2.
2) 2. Thess. 2, 11.
3) 1. Kor. 8, 4; 10, 19.
4) 1. Kor. 8, 5.
5) Gal. 4, 8.
6) 1. Kor. 10, 20.
7) 1. Kor. 10, 21.

stammt von dem größten Heidenmissionar aller Zeiten, dem nichts an müßigen Spekulationen lag, der sich aber zu einer Auseinandersetzung mit Kräften gezwungen sah, deren tatsächliche Wirksamkeit ihm ebenso geheimnisvoll als spürbar entgegentrat. Er sah im Heidentum gottfeindliche Kräfte, eine Macht von unten her. Alle Missionsarbeit, welche diese Macht im Heidentum nicht genügend wertet, wird den Gegner unterschätzen.

Wie dem nun sei, ob gottfeindliche Persönlichkeiten das Heidentum inspirieren, oder ob man sich mit innermenschlichen Erklärungen zufrieden gibt, die Knechtung des animistischen Heidentums unter die Macht der Widergöttlichkeit ist eine tatsächliche. Zu der Furcht und zu dem Joch des Geisterdienstes kommt noch eine dritte eiserne Fessel hinzu, der Fatalismus. Dem oberflächlichen Beobachter scheint die Gebundenheit unter ein unabänderliches Fatum für die Geknechteten etwas Tröstliches zu haben, eine wohltuende Narkose der Apathie zu sein. Man staunt in der Tat, wie schnell der Animist über den Verlust eines Familiengliedes hinwegkommt; „es ist nichts daran zu ändern, es war ja so bestimmt," damit ist die Angelegenheit erledigt. Aber von wirklichem Trost kann dabei keine Rede sein. Der Fatalismus hat etwas Diabolisches an sich; er eliminiert Gott aus der Welt; er negiert den Willen des Menschen, dasjenige, worin er Gott ähnlich ist; er ertötet die edlere Natur des Menschen, erniedrigt ihn zum Mechanismus. Das fatalistisch gefärbte Heidentum ist nicht eine Religion sittlich freier Menschen, sondern eine vergiftete Weltanschauung erblich belasteter, willenloser Geschöpfe. Deterministen sind energielos — was nützt es, sich abzuarbeiten? Wem Gelingen und Reichtum bestimmt ist, dem fällt es ohne sein Zutun in den Schoß; andernfalls kann er es nicht erzwingen. So wird das Vorwärtsstreben, das Nachdenken, das Wollen im Menschen ertötet. Auch das sittliche Wollen, denn auch seine Gesinnung samt den guten oder bösen Taten sind dem Menschen in die Wiege gelegt. Damit ist dem Gewissen im Menschen der Nährboden entzogen; man ist für nichts verantwortlich, man handelt ja niemals frei, sondern immer im Zwange. Wie ein finsterer Bann legt sich

dieser Glaube auf das Seelenleben; er macht stumpfsinnig, gleichgiltig, unmoralisch. Vor allem aber schiebt sich diese Vorstellungswelt zwischen den Menschen und seinen Gott, macht sie doch Gott ganz überflüssig. Alle Formen des animistischen Heidentums sind fatalistisch bestimmt, als wenn eine zielbewußte Hand dies Unkraut auf die verschiedenen Felder ausgesät hätte.[1])

Die den Heiden knechtenden Mächte rauben ihm die Fähigkeit der Selbstbestimmung. In sklavische Abhängigkeit von Furcht, Dämonen und Fatum hineingeboren, ist er unfähig, nachzudenken über seine Gefangenschaft. Sein religiöses Denken ist gebunden, Zwangsvorstellungen lähmen das Urteilsvermögen. Persönliche Entscheidung ist ihm abgenommen; er hat nur die ererbten Zeremonien der Volksreligion zu beobachten. Auch der Wille zur Freiheit ist gebunden, so wie wir es bei Sklaven beobachten, deren Verlangen frei zu werden trotz ihres Elends erstorben ist. Der Durchschnittsheide (und bei dem kommunistischen Charakter des animistischen Heidentums sind Ausnahmen vom Durchschnitt noch seltener als innerhalb der Kulturnationen) denkt nicht nach über die Ketten, die ihm ins Fleisch schneiden, die Sehnsucht nach Befreiung vom harten Druck ruht allermeist unter der Schwelle des Bewußtseins. Das Verlangen nach Freiheit ist ebenso wie das Sehnen nach Gott als Anlage in ihm vorhanden, aber beide sind eingekapselt und schlummern einer Auferstehung entgegen.

Ein derartig gebundenes Heidentum trägt in sich keine Kräfte der Selbstbefreiung. Wohl aber seufzt es nach Erlösung durch eine höhere Macht. Weil gebunden, ist das Heidentum erlösungsbedürftig und erlösungsfähig. Die Schuld des gottentfremdeten Individuums wird gemildert durch das Verhaftetsein an die Gesamtheit. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem Verhaftetsein des einzelnen Menschen an die Menschheitssünde, in deren Verderbenssphäre er hineingeboren wird. Beides, die

---

1) Der Fatalismus scheint ein Wesensbestandteil des Heidentums überhaupt zu sein (vergl. die Moira der Griechen). Man findet genug Spuren davon im christlichen Europa bei Gebildeten und Ungebildeten, so weit sie Gott entfremdet sind.

Menschheitssünde sowohl, in deren Zusammenhänge jeder Mensch verflochten ist, wie die Solidarität des Heidentums, das seine Anhänger zu willenlosen Sklaven macht, darf nie außer Zusammenhang mit der Erlösung beurteilt werden, wenn es nicht als ungerechteste Härte empfunden werden soll. Gott hat eine Erlösung bereitet aus den Verderbenszusammenhängen. Wer diese Erlösung annimmt, wird frei, lediglich durch Gottes Erlösungstat. Wer sie nicht anerkennt, geht verloren, weil er sich nicht befreien lassen will. Von Härte und Ungerechtigkeit des göttlichen Weltregiments darf derjenige nicht sprechen, der die Auflösung des verschlungenen Knotens kennt. Wer in Jesu Werk die Erlösung aus allen Verderbenszusammenhängen sieht, der kann rückhaltlos die Gebundenheit des Heidentums zugestehen. Es ist eine ἐξουσία τοῦ σκότους, die nur durch eine Macht des Lichts von oben her überwunden werden kann.

Das animistische Heidentum stellt sich dem Beobachter ferner dar als Negation der Liebe, als Selbstsucht in unverhülltester Gestalt. Gott ist Liebe; wo Gott verloren ist in jahrhundertelangem Abirren, da ist die Liebe abhanden gekommen. Wie unsagbar arm ist die gott- und liebelose Heidenwelt! Der Begriff der Liebe ist aus der Religion und Ethik fast ausgeschaltet. Das Verhältnis der Götter zu den Menschen ist aller Liebe bar, ebenso das Verhältnis des Menschen zur Gottheit; infolgedessen sind die Beziehungen der Menschen unter einander arm an Liebe. Das einzige Verhältnis, in welchem sich selbstlose Liebe offenbart, ist das der Eltern zu den Kindern; aber auch hier ist die Liebe vielfach entstellt. Die wahre Elternliebe, welche dem Kinde sittliche Güter zuwenden will, ist verkehrt in weichliche Affenliebe. Die animistischen Vorstellungen von der leicht zu verletzenden Seele verbieten jede erzieherische Beeinflussung des Kindes.[1]) Die Liebe konzentriert sich auf die Söhne, von denen man nach dem Tode Verehrung erwartet. Kindesliebe wird bei manchen Völkern be-

1) Wenn unartige Kinder jeden Willen bekommen, rechtfertigen sich die Eltern: „Was will ich machen? Er will es ja.“ Vergl. S. 46.

obachtet,[1]) im allgemeinen begegnet man ihr selten. Man ehrt die Eltern im Indischen Archipel erst, wenn sie tot sind, weil dann ihre Seelen gefährlich werden. Gattenliebe wird ins geschlechtliche Gebiet verlegt.[2]) Der Mann schätzt seine Frau, weil er von ihr Nachkommen erwartet, und weil er sich in ihr eine wertvolle Arbeitskraft gekauft hat. Die weitverbreitete Vielweiberei macht wahre Liebe der Gatten unmöglich. Freundesliebe gibt es kaum, obgleich in Sprichwörtern die Freundschaft gepriesen wird. Nächstenliebe und ihre Auswirkungen, Erbarmen gegenüber Leidenden, Mitleid mit Kranken, Rücksicht gegen Schwächere, sucht man vergebens. Wer einem Bedrängten auf eigene Kosten oder Gefahr helfen wollte, würde als töricht verlacht werden. Die Beziehungen der Menschen unter einander werden normiert durch Höflichkeit, die aber nicht in der Liebe wurzelt, sondern in der Furcht.[3]) Mit unglaublicher Grausamkeit, ja mit wollüstiger Freude werden Gefangene zu Tode gequält, Schuldsklaven läßt man im Block verfaulen, Kranke überläßt man erbarmungslos ihrem Elend. Kein Heide fühlt etwas wie Entrüstung, wenn die Mächtigen den Witwen ihr letztes Besitztum nehmen und ihre Kinder zu Sklaven machen. Mit Behagen weidet man sich an den Qualen der Gemißhandelten. Es ist selbstverständliches Vorrecht der Großen, daß sie die Geringen aussaugen und zertreten.[4]) Den Missionaren entgegnen die Heiden mit lächelndem

1) Spieth rühmt die Söhne der Ewe, die oft ihre Mutter pietätvoll ehren (Einl. S. 66). Berühmt ist die Pietät der chinesischen Kinder.

2) Von den Hindu sagt Gloyer, daß das Wort Liebe bei ihnen stets einen unreinen Sinn habe (a. a. O. S. 8).

3) Wer die Macht hat, setzt sich über jede von der Höflichkeit gebotene Rücksicht hinweg. Nur gegen Gleichstehende oder Höherstehende ist man höflich.

4) Ich will nur eine teuflische Grausamkeit der Batak erwähnen: Einem Feinde wird im Betel oder Tabak ein Gift zupraktiziert, das man aus den feinen Härchen einer Raupe bereitet hat. Die Härchen setzen sich im Halse fest, und das arme Opfer muß sich im Laufe einiger Wochen zu Tode husten. — Bei kannibalischen Mahlen werden dem zu Schlachtenden bei lebendigem Leibe Stücke Fleisch herausgeschnitten, vor seinen Augen geröstet und verschlungen. In Samosir schnitt ein Häuptling seinem Feinde, der sich mit seiner Frau eingelassen haben sollte, die Genitalien ab und ließ ihn sich so verbluten. Weitere Beispiele s. bei Wegner, a. a. O. S. 2—13; 18 f.

Munde: Ihr Weißen habt Erbarmen (d. h. das ist eure euch anerschaffene Art), wir Batak kennen das nicht, und damit fühlen sie sich völlig schuldenfrei. Man gehe das Heidentum im Indischen Archipel, in Neu-Guinea, in der Südsee, in Afrika durch, überall vermissen wir Humanität, Erbarmen, Freundlichkeit, Liebe; allenthalben regiert nackte Selbstsucht, die selbstgefällig wie eine Tugend zur Schau getragen wird.[1])

Die Wurzeln dieser schamlosen Selbstsucht und Liebelosigkeit liegen in der animistischen Religion; sie haben wir verantwortlich zu machen, wenn die Liebe mit ihren freundlichen Begleiterinnen aus der Welt vertrieben ist. Der Animismus ist die zum System erhobene Selbstsucht. Das oberste Gebot fordert von dem Animisten, den eigenen Seelenstoff zu bewahren und zu vermehren gegenüber allem, was im Himmel und auf der Erde lebt, und auf dessen Kosten. Andere ihres Seelenstoffes berauben, um den eigenen zu bereichern, ist gut, weil nützlich; andern das Leben nehmen, um das eigene zu kräftigen, ist Weisheit. Mitleid und Rücksicht bedeutet Schwäche oder Kurzsichtigkeit. Niemand gibt und niemand verlangt Liebe. In der Götter- und Geisterwelt sucht der Mensch vergeblich nach Liebe. Von Gott sagt man allerdings, er sei barmherzig, ruft auch sein Erbarmen in stehenden Phrasen an; aber man denkt sich nichts dabei; Gott ist ja weit weg. Auch tritt die immerhin tieferes Bedürfnis verratende Vorstellung von Gott als dem erbarmenden „Großvater" in den Hintergrund. Ehern und unerbittlich schreitet das Schicksal; selbstsüchtig heischen die Götter von den Menschen Opfer und Kultus; die neidischen Geister quälen die Lebenden, um den Widerwilligen Gaben abzupressen, die sie zum eigenen Wohlbefinden nötig haben. Götter und Geister geben nur, nachdem sie reichlich empfangen haben. Daß Gott oder Götter die Menschen selbstlos lieben, ist

1) „Die Selbstsucht tritt bei den Basuto in allen Gestalten in nacktester Häßlichkeit zutage. Sie wird entwickelt durch die Despotie der Häuptlinge, mit welcher der einzelne sich abzufinden hat, so gut er kann .... Die Selbstsucht tritt bei den Basuto nicht nur als Eitelkeit und Ehrgeiz, sondern auch bei dem, welcher Andern dient, als Faulheit, und bei dem, welcher für sich selbst arbeitet, als Knauserei und Geiz auf." (Merensky, a. a. O. S. 44).

ein Gedanke, der sich nirgends im animistischen Heidentum findet. Ebensowenig ahnt der Heide, daß der Mensch Gott lieben könne. Im besten Falle lassen die Götter die ihnen gleichgiltigen Erdbewohner ungestört ihre Wege gehen. Die niederen Gottheiten aber, mit denen man viel mehr zu tun hat, sind ebenso selbstsüchtig gedacht wie ihre Verehrer. Man ist im eigensten Interesse religiös aus Furcht. Furcht aber und Liebe schließen sich aus. Wo die Furcht bestimmend ist in der Religion, da ist Liebe und Humanität ausgeschaltet, denn die Furcht verroht. Die unverhohlene Selbstsucht ist daher eine Wesensäußerung der animistischen Religion. In dieses Heidentum kann nicht der Gedanke der Humanität eingepflanzt werden; es muß ihn wieder abstoßen. Aus diesem Heidentum können nicht die Gedanken der Gottesliebe und Menschenliebe sich heraus entwickeln, so wenig als mit der Zeit aus einem Schlehenbaum süße Trauben entstehen können. Man kann sie nicht einmal aufpfropfen; der alte Baum muß ausgerodet und ein neuer gepflanzt werden.

Das animistische Heidentum ist ein durch die Religion sanktionierter Kampf ums Dasein, ein Kampf der lebenden Seelen und ihrer Besitzer unter einander, ein Kampf der Lebenden mit den Geistern, ein Kampf der Geister und Gottheiten mit den Erdbewohnern; eine durch Neid, Haß, Lieblosigkeit bestimmte Verzerrnng des Verhältnisses der Menschen zu einander und eine Verzerrung ihrer Bezogenheit auf die Gottheiten. Im Jenseits wird dieser rücksichtslose Kampf fortgesetzt. Wird die Gabe des Evangeliums in die Nacht der liebeentwöhnten Gemüter Eingang finden?

Mit der liebeleeren Selbstsucht des animistischen Heidentums hängt ein anderer charakteristischer Mangel aufs engste zusammen: Die Verkehrung der Sittlichkeit, die sittliche Verirrung und Verrohung, die ihm fast durchgehends eignet. Nicht in dem Sinne, als ob das Heidentum keine Tugenden kennte. Wir beobachten bei den einzelnen Völkern gewisse Nationaltugenden: Die Stellung der Frau ist im Indischen Archipel keineswegs so niedrig, wie man bei der allgemeinen Sitte des

Frauenkaufs und der nicht seltenen Vielweiberei vermuten sollte. Auf vielen Inseln besteht das Matriarchat, das z. B. in der Minahassa der Frau eine einflußreiche Stellung sichert. Bei den Batak nimmt die Hausfrau nicht selten einen ehrenvollen Platz ein; das Wort einer Häuptlingsfrau gilt auch im öffentlichen Leben etwas.[1]) Ehebruch wird bei den Batak und Niassern mit Todesstrafe bedroht, freilich nicht aus sittlichen Gründen, sondern weil die Frau (auch die verlobte) als gekauftes Eigentum unantastbar ist. Die indonesischen Völker zeigen eine auffallende Fähigkeit der Selbstbeherrschung, Fassung im Unglück, Familiensinn, Gastfreundschaft, Höflichkeit. Es wird kaum ein heidnisches Volk geben, bei dem man nicht diesen oder jenen erfreulichen Zug entdeckt. Das Recht mancher Stämme mit seinem Strafkodex verrät ein nicht geringes Rechtsgefühl, so daß man es mutatis mutandis bei christianisierten Völkern des Indischen Archipels zum Ausgangspunkt einer christlichen Gesetzgebung zu machen wagt. Niemand freut sich mehr als der Missionar, wenn er Spuren höherer Sittlichkeit in seinem Volke entdeckt.

Wenn wir dennoch von einer allgemeinen Verkehrung der Sittlichkeit innerhalb der animistischen Völker sprechen, so ist damit gemeint, daß ihnen der Begriff des Sittlichen fehlt oder wenigstens verkümmert ist. Sie besitzen eine Sitte, ein Recht, ein festgeprägtes Herkommen, aber keine Sittlichkeit. Es gibt keine sittlichen Normen; es fehlt nicht der Begriff des Erlaubten und Unerlaubten, wohl aber der des Guten und Bösen. Da systematische Selbstsucht anerkanntes Gesetz ist, so normiert niemand sein Verhalten an der Rücksicht auf seinen Nebenmenschen, jeder ist sich selbst Gesetz. Dem Animisten ist gut, was seiner Seele zuträglich ist. Nützlichkeitsgründe bestimmen sein Verhalten. Es gibt nur eine Einschränkung der Willkür: sie darf keine bösen Folgen haben. Für den Armen und Unterdrückten ist demnach gut, was ihn nicht in Konflikt bringt mit den Machthabern; er darf sich an deren Frauen und Eigentum nicht ver-

1) Auch bei den Ewe genießt die Frau in der Familie und im öffentlichen Leben Ansehen (Spieth, a. a. O. Einl. S. 65 f.)

greifen, darf nicht durch Wort oder Tat ihren Zorn provozieren; Höflichkeit ist für ihn „Leben". Dem Mächtigen aber, der eine starke Seele besitzt, ist alles erlaubt. Wenn er seine Untertanen ausplündert, die Besitzlosen mit Füßen tritt, ihre Weiber mißbraucht, ihre Kinder als Sklaven verkauft, so hat das für ihn keine bösen Folgen, bringt ihm vielmehr Gewinn. Tritt ihm aber ein Mächtigerer entgegen, dann hat er an diesem sein Gesetz. Die Moral ist eine andere nach oben, eine andere nach unten. Daß jedermann solche Unmoral natürlich findet und die Quälereien der Reichen als unvermeidlich mit stoischer Ruhe über sich ergehen läßt, da er in ihrer Lage ebenso handeln würde, beweist den allgemeinen Mangel an sittlichem Empfinden. Nur eine Schranke respektiert auch der Machthaber, das sind die Ahnen, die eifersüchtig über der von ihnen seiner Zeit beobachteten oder eingeführten Sitte wachen. Aber diese Sitte ist nicht sittlich orientiert; die Ahnen sind nicht Rächer des Bösen, sondern Hüter des Herkommens. So kommt es, daß das Herkommen zum Gesetz für den animistischen Heiden wird. Sünde ist nur dasjenige, was gegen die von allen beobachtete Gewohnheit verstößt.[1]) Wer die nicht respektiert, zieht Unheil auf sich herab. Die Sitte kann moralisch wertvolle Elemente enthalten und enthält sie auch. Deswegen darf man aber nicht behaupten, daß die Sitte sittlich fundamentiert sei. Sie ist ein aus Volkscharakter, Eigentümlichkeit des Landes und Klimas, aus der Beschäftigung, den staatlichen Einrichtungen des Volkes, aus Egoismus und allerhand opportunen Gesichtspunkten zusammengefügtes System von Verhaltungsmaßregeln, eine soziale Lebensordnung, nicht eine sittliche. Gutes und Böses, Anmutendes

1) „Nur das ist Sünde, wenn einer die Religion seiner Väter verläßt." (Hesse, Heidenpredigt, S. 45). — Kruyt, Heiden-Zending, S. 48. — „Horo ist dem Niasser im Prinzip nur Übertretung der niassischen Huku (Sitte), und das Koppensnellen gilt dem heidnischen Niasser absolut nicht als Sünde, im Gegenteil! Und wenn sich inhaltlich scheinbar die niassische Huku mit einem der 10 Gebote deckt, wie z. B. in puncto sexti, dann ist dennoch das Verbrechen nicht deswegen todeswürdig, weil es als Sünde gegen Gott empfunden wird, sondern nur deswegen, weil es eine schwere Nichtachtung volklicher Gesetze ist." (Fries, Das Koppensnellen auf Nias, A. M. Z. 1908, S. 84 Anm.).

und Abstoßendes läuft gleichberechtigt darin durch einander. Dem einen verbietet die Sitte das Stehlen, dem andern empfiehlt sie es; den einen zwingt sie, vorsichtig nach scheinbar sittlichen Normen zu wandeln, dem andern erlaubt sie, sich brutal über jede moralische Schranke wegzusetzen. Das Sittliche ist eben nicht bestimmend bei der Sitte, sondern das Opportune.

Die Ausgestaltung der Sitte ist abhängig von der animistischen Gedankenwelt. Im tiefsten Grunde ist die Religion die Mutter der Sitte und damit der Sittlichkeit. Wer mit dem animistischen Geisterdienste vertraut ist, wird sich über die Verkehrung der sittlichen Begriffe nicht wundern. Aus der Vorstellungswelt des Animismus erwachsen die Menschenopfer, Kannibalismus, Hexenverfolgungen, Zaubereigreuel, Blutrache, Schädeljagden, das Töten von Zwillingen, die Roheit gegenüber einer im Wochenbett sterbenden Frau und dergl. Schändlichkeiten. Man schützt oder bereichert damit die eigene Seele. Kein Heide wird zugeben, daß er mit solchen Handlungen ein Unrecht begeht. Aus dem Animismus ergibt sich die Geringachtung des Menschenlebens, die ihrerseits wieder Mordlust und Hang zu teuflischer Grausamkeit erzeugt. So verrohen die animistischen Heiden, verfallen endlosen aufreibenden Stammesfehden, der Sklaverei, dem Menschenraub. Die Totenopfer, die Massenmorde beim Tode afrikanischer Despoten und viele andere Greuel der animistischen Heiden sind nicht vereinzelte Akte roher Willkür, sondern sie liegen im System, sie sind naturnotwendige Äußerungen irregeleiteter Religiosität.[1])

Auch die weitverbreitete Unkeuschheit ergibt sich aus der animistischen Denkweise. Kinder zu haben ist unbedingt nötig für das Wohlbefinden in dieser und jener Welt, gleichviel auf welchem Wege sie gezeugt sind. Wer mit seiner Frau keinen Sohn hat, sieht sich darum genötigt, noch eine oder mehrere Frauen hinzuzunehmen. So rechtfertigt sich die Vielweiberei, deren Unsittlichkeit kein Heide zugeben wird. In Toba ist ein

---

1) Ein Ibomann am oberen Niger rühmte sich in einem Wortwechsel: „Ich habe seiner Zeit 6 Männer erschlagen; wie viel du?“ (Ranke, Die Missionen am oberen Niger. A. M.=Z. 1883, S. 105).

Mädchen, das ein uneheliches Kind hat, mehr begehrt als andere, weil sie Garantie auf Nachkommenschaft bietet. Es empfiehlt sich, vor der Ehe geschlechtlichen Umgang zu pflegen, um auszuprobieren, ob man mit einer Frau Kinder bekommen wird. In Borneo wird die Unkeuschheit in den Dienst des religiösen Kultus gestellt. Ähnlich ist es beim Lingamkult.[1]) Unter dem Symbol der Zeugungskraft wird Siwa verehrt.[2]) Der Phallusdienst in Ägypten, Griechenland, Rom ist ein Beleg dafür, wie in manchen heidnischen Kulten die Unsittlichkeit durch die Religion sanktioniert wird.[3]) Heidnische Mythen wissen von der Unsittlichkeit der Götter und Dämonen zu erzählen, wie sie mit den Menschen um die Wette lügen, betrügen, Ehebruch treiben. Auch die Diebe und Räuber haben ihre Gottheit, zu der sie mit aller Naivität um Gelingen ihrer Anschläge beten.

Der animistischen Sitte fehlt die Orientierung an Gut und Böse, weil sie Gott bei der Beurteilung der Sitte ausgeschaltet hat. Bei Gottesurteilen und Schwüren nimmt man wohl Bezug auf Gott, es scheint, als ob man damit ihm ein sittliches Urteil abforderte. Aber auch da handelt es sich im Grunde um Wahrung der Sitte. Als höchste Instanz, noch über den Ahnen stehend, wacht Gott darüber, daß der modus vivendi, über den man sich in dem Herkommen geeinigt hat, respektiert wird. Immerhin darf man sagen, daß sich hier die Ahnung einer wirklich sittlichen Instanz findet, und soweit die Sitte an Gott als Richter appelliert, z. B. beim Schwur, wird ein tieferer Gedanke hineingetragen. Das sittliche Empfinden wird übrigens davon wenig berührt. Der einzelne fühlt Gott gegenüber nicht die geringste Verantwortlichkeit. Gott hat ihm nichts darüber zu sagen, was er zu tun und zu lassen hat. Es ist außer beim Schwur und Gottesurteil von keiner sittlichen Vergeltung die Rede; auch bei diesen erwartet man die Vergeltung allein in diesem Leben. Das Jenseits bietet nur eine schemenhafte Fortsetzung des irdischen Lebens und der hier geltenden Werte. Kein Mörder oder Ehebrecher oder Mein-

1) Tiele, Kompendium, S. 248 f.

2) Wurm, Religionsgeschichte, S. 265; 274.

3) Baumgarten, Seneca, S. 212 ff.

eidiger hat dort Strafe zu fürchten; nur der Arme, der Aussätzige, der Kinderlose sieht einem traurigen Geschick entgegen, weil er schon im irdischen Leben verächtlich war. Man gesteht Gott kein Gericht über die Toten zu. Damit fehlt der Sittlichkeit die Fundamentierung.[1]) Die Begriffe Gut und Böse haben keinen durch eine göttliche Autorität bestimmten Inhalt. Ihre Schätzung schwankt steuerlos hin und her; an ihre Stelle treten die ungleich wichtigeren Fragen: arm oder reich? mit oder ohne Nachkommen? geehrt oder verachtet?

Das sittliche Urteil des Individuums ist durchaus abhängig von dem der Gesamtheit, deren willen- und gedankenloses Glied er ist. Die Einzelperson mit eigener Verantwortlichkeit und eigener Entscheidung ist in den animistischen Völkern noch nicht erwacht. Daher die tyrannisierende Allmacht der Gewohnheit. Die durch nichts gemilderte Verflochtenheit in eine durch Jahrhunderte festgelegte Tradition liegt wie ein Bann auf den Naturvölkern und ertötet alle etwaigen sittlichen Regungen. Sollten dennoch Gewissensbedenken auftauchen, so sorgt die fatalistische Zwangsjacke dafür, daß das moralische Empfinden im Keime erstickt wird. Das Gewissen ist wie ein Wegweiser, dessen Schrift verlöscht ist. Die Heiden gleichen geprägten Münzen von einer Sorte, die alle ein Bild und eine Aufschrift haben. Einzelindividualitäten gibt es bei den Naturvölkern nicht, nur Volkstypen, und auch diese verbinden gemeinsame Züge über ganze Weltteile und Archipele hin.

Aus der bisherigen Betrachtung hat sich schon ergeben, daß das animistisch-polytheistische Heidentum bei aller Religiosität nicht Religion im Sinne eines Verhältnisses zu Gott ist, sondern Diesseitigkeitsgesinnung. Das Interesse am Diesseits mit seinen Gütern, die erworben und verteidigt werden müssen, bestimmt das Wesen dieser Religion. Den breitesten Raum nimmt

1) Von den Papua sagt Hanke: „Welchen Nutzen könnte auch das Gutsein nach ihrer Meinung haben? Es kommen ja doch alle an einen Ort, und, ob gut oder böse, die Seelen werden zu weißen Ameisen oder zu Bäumen und Schlingpflanzen." (Berichte der Rhein. Miss. 1901, S. 237).

der Seelenkult ein; er allein, nicht der Götterdienst, ist Gemeingut aller und gibt dem täglichen Leben die religiöse Färbung; seine Makrobiotik ist innerweltlich. Der Animist ist fromm im Sinne seiner Religion, wenn er die Kunst übt, möglichst lange zu leben und solche Güter zu sammeln, die dem Naturmenschen wertvoll scheinen. Das Innerste des Menschen, das, was in ihm unsterblich ist, bleibt dabei unbeteiligt. Der Seelenstoff ist etwas Materielles, seine hygienische Behandlung etwas Mechanisches, magisch Vermitteltes. Der tiefste Mangel des Animismus besteht darin, daß er das irdische Leben als höchstes Gut einschätzt. „Um Reis zu essen, kommt der Mensch auf die Erde," sagen die Batak. Über Nahrung und Wohlstand hinaus gehen ihre Bedürfnisse nicht. Das Überweltliche zieht nicht an, sondern stößt ab. Soweit die Berührung damit für das Leibesleben ohne Bedeutung ist, wird sie vermieden. Nur die Sorge um die Erhaltung der irdischen Güter gibt diesem Materialismus in seiner Auseinandersetzung mit der Welt der Geister einen religiösen Anstrich.

Denn auch wenn höheren Gewalten geopfert oder zu ihnen gebetet wird, handelt es sich um die Erlangung materieller Güter: Gesundheit, Nachkommenschaft, Wachsen der Viehherde, reichliche Ernte, Sieg. Um in den Besitz solcher Güter zu gelangen und ungestört darin zu verbleiben, kann man nicht umhin, die gefürchteten Gottheiten und Geister anzurufen und zu beschenken, so wenig man sich auch zu ihnen hingezogen fühlt. „Sich im Besitz ihrer Güter zu halten und alle Übel abzuwehren, das ist der Zweck ihrer (der Kols) Religiosität. Nicht sie dienen ihren Göttern, sondern diese sich dienstbar zu machen, dazu opfern sie denselben. Ihr Gottesdienst ist der ausgesprochenste Egoismus in Form religiöser Gebräuche."[1]) „Wenn ich von einem Kultus der Niasser rede, so muß ich zuerst bemerken, daß dieser ganze Kultus am allerwenigsten aus eigentlich religiösen Gefühlen entspringt. Wir müssen von einem eigentlich religiösen Bedürfnisse, mit überirdischen Wesen in Verbindung zu treten, bezw. in Verbindung

1) Nottrott, Die Goßnersche Mission 1874, S. 86.

zu bleiben, so gut wie ganz absehen. Alles tiefere Gefühl für eine überirdische Welt und auch für ein Leben nach dem Tode ist ihnen abhanden gekommen, wie mir dies junge Christen . . . oft gestanden haben."[1]) Von dem, was wir unter religiösen Bedürfnissen zu verstehen pflegen, finden wir im animistischen Glauben und Kultus nichts.[2])

Kein Glaube an ein Jenseits vertieft die Religion. Was jenseits des Grabes liegt, ist ungewiß und bedeutet einen Rückschritt gegenüber dem irdischen Leben. Die düsteren Vorstellungen vom Totenreich und vom gespensterhaften Leben der Toten, ihre Abhängigkeit von der Mildtätigkeit der Nachkommen und ihr Neid beweisen, wie allein das Leben auf Erden gewertet wird. Keine Handlung des Menschen wird bestimmt durch Motive, die der Aussicht auf ein jenseitiges Leben entnommen sind; kein Opfer, kein Gebet gewinnt eine Vertiefung durch den Blick auf das Leben nach dem Tode. Niemand erwartet vom zukünftigen Leben, was ihm das diesseitige nicht gab. Die Weiterexistenz der Verstorbenen wird nicht „Leben" genannt. Eine Verbindung mit Gott gibt es dort nicht: da ist weder ein göttlicher Richter noch ein Lebenspender. Absolute Hoffnungslosigkeit[3]) starrt dem Sterbenden entgegen und wird mit einer stumpfen Apathie ertragen, welche bezeugt, daß niemandem der Gedanke kommt, an das Jenseits Forderungen zu stellen. Es gibt nur ein Leben, das irdische. Wohl dem, der es genießen kann. Unglücklich der Begüterte, der seine Schätze verlassen muß, um fortan die Schatten kärglich gespendeter Gaben zu empfangen; dreimal unglücklich der Arme

---

1) Sundermann, Nias, S. 73.

2) Dasselbe hören wir von den alten Indiern: „Was die alten indischen Arier von ihren Göttern begehrten, das war Sieg über ihre Feinde, Beute im Kriege, tapfere Heldenscharen für die Schlacht und darum reiche männliche Nachkommenschaft; im Frieden aber gute Ernten und große Herden prächtiger Rinder." (Dilger, Grundzüge der Missionspredigt in Indien. A. M.-Z. 1890, S. 507). — Ein Gebet der Eweneger an Gott: „Gib mir, so gebe ich dir, verweigere mich, so verweigere ich dich; du gibst mir, bevor ich essen kann deswegen gebe ich auch dir" (Spieth, a. a. O. S. 426).

3) Ergreifend spricht die Hoffnungslosigkeit aus der niassischen Totenklage:

oder Kranke, denn in der jenseitigen Welt steht ihm die Fortsetzung seiner Leiden in verschärfter Bitterkeit bevor. Zu wertvolleren, bleibenden Gütern kann die Religion nicht verhelfen. Der Glaube an die Unsterblichkeit fehlt diesem Heidentum; auch das traumhafte Leben im Totenreich erlischt mit der Zeit. Hier zeigt sich so recht greifbar, wie tot und unfruchtbar die Gottesidee im Animismus geworden ist. Sie vermag nicht, Lebensgedanken und Hoffnungen zu produzieren. Gott ist den Menschen viel zu fern gerückt, als daß sie an ihn die herzhafte Forderung eines dauernden Lebens zu stellen wagten. Gott kümmert sich ja nicht um Leben und Wohlergehen der Geschaffenen. Was von Spuren tieferer Religiosität im Animismus sich verstreut findet, versagt am Grabe. Sein Leben lieb haben ist die Quintessenz animistischer Weisheit. Ihre Jünger ernten aber nur Enttäuschung, denn der Mund der Wahrheit spricht das Todesurteil über jede irdisch interessierte Religion, wenn er sagt: Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren.

Unwissenheit, Lüge, Gottentfremdung, Gebundenheit, Selbstsucht, Unsittlichkeit, Diesseitigkeitsgesinnung — das sind die bestimmenden Merkmale des animistischen Heiden-

---

„Wirf weg den Leichnam und die Trauer!
Wirf weg die Toten, Groß und Klein!
Bekümmre nicht dir deine Seele,
Bekümmre nicht dein Herz im Leib! . . .
Nicht du allein bist schwer getroffen,
Nicht du allein hast solche Not.
Von Stamm zu Stamm geht fort das Sterben,
Von Haus zu Haus eilt hin der Tod . . .
So bleibt es also unsre Regel:
Wir werden groß zum Fraß der Würmer,
Man lebt zum Futter fürs Geschmeiß . . .
Hat diese Erde keine Stelle,
Wo nicht zu sterben braucht der Mensch?
Wo ist denn nur ein rettend' Winkel,
Da nicht der Mensch des Todes Raub?"

(Fries, Rundbrief. 1908, S. 2 f.)

tums, welche der Bote des Evangeliums klar ins Auge zu fassen hat. Das Heidentum entschleiert sich ihm nicht als eine niedere, veredlungsfähige Stufe der Religion, sondern als eine mit wahrer Religiosität unverträgliche Macht, welche die außerhalb der Christusgemeinschaft stehende Menschheit in ihren Dienst zwingt. Es ist darin nicht das Hinstreben nach Gott und nach Gemeinschaft mit ihm vorherrschend, vielmehr ein durch die Jahrhunderte hindurch sich verschärfender Gegensatz zu dem lebendigen Gott.

Ist das Bild zu dunkel? Wird es den Wahrheitselementen, die im Heidentum gebunden liegen, nicht gerecht? Wir haben deren einige konstatieren dürfen, und die evangelische Mission ist nicht blind dafür. Ein Sehnen und Suchen nach Gott schimmert hier und da durch alle animistischen Entstellungen hindurch. Es ist das vor allem andern der mit jenen Vorstellungen in Widerspruch stehende Gottesgedanke; das Sehnen offenbart sich in der Unsicherheit der Überzeugung, in dem Unbefriedigtsein des in seiner Weise frommen Heiden, in der Erinnerung an bessere Zustände früherer Zeiten. Wer die Heiden für das Christentum gewinnen will, wird jene Lichtstrahlen gern sammeln, anerkennen und verwerten. Aber eine gerechte Beurteilung darf ihnen nicht die erste Stelle anweisen; sie sind **nicht die treibenden Kräfte im Heidentum**, ihnen verdankt es nicht seine Macht über die Völkerwelt. Der reinere Gottesgedanke hat zur Erziehung der animistischen Völker nichts beigetragen; er konnte das Heidentum auch in seinen frommen Vertretern nicht vor zunehmender Gottentfremdung bewahren. Die **Gottlosigkeit** aber, nicht das unklare Sehnen nach dem wahren Gott, bestimmt **das Wesen des heutigen Heidentums**, aus ihr leiten sich seine charakteristischen Merkmale ab. Nach unten ziehen seine der Erde entstammenden Kräfte, nicht nach oben. Denn daß im Heidentum machtvolle **Kräfte** walten, erfährt die Mission auf allen ihren Gebieten, Kräfte, durch welche die Kluft zwischen Gott und Menschheit dauernd verbreitert wird. Wollte das Evangelium in der Beurteilung des Heidentums Konzessionen machen, in der Hoffnung, damit eine Brücke des Verständnisses zu schlagen, so würde es sich selbst entleeren, ohne das Heidentum dadurch zu bereichern.

Christentum und animistisches Heidentum stehen sich als feindliche Mächte gegenüber, die sich genau kennen und dann im harten Kampfe messen müssen, bis die schwächere unterliegt. In wieweit jene vereinzelten Wahrheitsmomente bei diesem Kampfe zu Bundesgenossen der evangelischen Botschaft geeignet sind, wird die weitere Untersuchung ergeben.

II. Erste Berührung zwischen Heidentum und Christentum.

A. Das Heidentum verhält sich ablehnend.

Dem Heidentum tritt ungerufen das Evangelium entgegen mit dem Anspruch, durch die ihm innewohnende Wahrheit jenes zu entwaffnen, und zwar lediglich durch Selbstdarbietung, in der Überzeugung, daß die Burg des Heidentums durch den Posaunenschall der evangelischen Verkündigung erschüttert werden muß. Wie stellt sich das animistische Heidentum zum Evangelium? Die Heiden haben sich mit Gedanken über Gott und Gottesverehrung getragen, mühen sich mit der Beobachtung gottesdienstlicher Gebräuche, haben ihrem ganzen Leben religiöse Bestimmung gegeben; muß nicht die Wahrheit der christlichen Religion sie beim ersten Hören der Botschaft gewinnen? Müssen sie nicht ausrufen: Das ist es, worüber unsre Väter gegrübelt, was wir mit Schmerzen vermißt haben; ihr bringt uns Gott, den wir, ach so lange und vergeblich, gesucht haben? Ja, wenn das Heidentum so wäre, wie wir es uns aus seinen verkümmerten Wahrheitselementen konstruieren möchten! Die animistischen Heiden sinken aber dem Christentum durchaus nicht in die Arme, nehmen vielmehr passiv oder aktiv Stellung dagegen. Daß sie das Evangelium durchweg zunächst glatt ablehnen, beweist eben, daß jene edleren Züge des Heidentums, sein Gottsuchen und seine Religiosität, die dem Christentum entgegenkommen müßten, nicht die bestimmenden Wesensmerkmale seiner Erscheinungsformen sind. Die Wahrheitselemente innerhalb der animistischen Religion sind

nicht stark genug, um der Verkündigung des Evangeliums die Herzen zu öffnen. Nicht immer allerdings geht das Heidentum offensiv gegen das Evangelium und seine Träger vor, denn Fanatismus eignet ihm nicht; wo es zu offenem Kampfe kommt, sind sehr oft andere Motive ausschlaggebend. Aber die Erfahrung der Mission lehrt, daß das Heidentum überall von der angebotenen neuen Religion zunächst nichts wissen will. Genauere Bekanntschaft mit dem Animismus befähigt zu der Einsicht, daß dem gar nicht anders sein kann.

Im Christentum tritt den Heiden etwas ihnen gänzlich Fremdes und Unverständliches gegenüber. Versuchen wir, uns die ungeheure Kluft zwischen dem Boten des Evangeliums und den Hörern der Botschaft deutlich zu machen. Der Animist weist von vornherein jede fremde Religion zurück, freilich nicht aus Überzeugung von der Überlegenheit der seinigen. Nach seiner Meinung hat jedes Volk seine Volksgötter und seine ihm angestammte Volksreligion, die ihm ebenso unveräußerlich eignen, wie sein Land, seine Sprache, seine Sitten. Auch der Europäer hat seine Religion, die für ihn gut ist, wie die batakische für den Batak, die niassische für den Niasser.[1]) Auf die Römer zur Zeit des Kaiserreichs übte jede ausländische Religion, weil sie fremd war, Anziehungskraft aus; auf die Heiden der Naturvölker wirkt die fremde Religion abstoßend. Um die Religion eines andern Volkes anzunehmen, muß man Glied dieses Volkes werden. Das wird nur bei solchen Leuten geschehen, welche als Sklaven in ein fremdes Volk verkauft werden, denn solche haben ihre Nationalität verloren und dafür die ihres Herrn eingetauscht. Die Volksangehörigkeit entscheidet über die Religion. Und nun kommt ein Mann fremder Nationalität mit neuen, unverstandenen Sitten, der preist seine abweichende Religion an als die einzig wahre

---

1) Die Papua entgegneten den Rheinischen Missionaren: „Das ist wohl für euch weißen Leute gut, aber nicht für uns schwarze; ihr habt eure und wir unsere Sitten". (Berichte der Rhein. Miss. 1897, S. 203). — Die Bewohner der Mentaweinseln hielten Missionar Lett entgegen, als dieser gegen das Hexenaushängen eiferte: „Was habt ihr weißen Leute euch um unsre Sitte zu kümmern? . . . Ein jeder hat seine eigene Sitte." (Ebenda, 1904, S. 384). — Derselben Antwort begegnen wir in der Missionsliteratur immer wieder.

und behauptet, auch für die braunen und schwarzen Leute sei diese Religion besser als ihre eigene. Die Eingeborenen werden sich die Sache meist so zurechtlegen: um diese neue Religion annehmen zu können, müssen wir Europäer werden.[1]) Unter Naturvölkern stehen wir vor einer ganz andern Sachlage, als diejenige war, mit der es die Apostel und deren Nachfolger zu tun hatten. Damals war der Begriff der Volksreligion, die alle Volksgenossen bindet, im Schwinden; das Individuum entschied frei über die ihm zusagende Religion, unabhängig vom Volksverbande. Die eigene Religion war in Mißkredit gekommen, man suchte aus allen Religionen das Beste, und der Gedanke, es gäbe eine Universalreligion, höher und reiner als eine der bestehenden, bereitete dem Christentum den Weg. So fand der altkirchliche Missionar, wohin er auch kam, Bereitwilligkeit, die neue Religion wenigstens zu prüfen, ob sie den gehegten Erwartungen entspräche. Der animistische Heide erwartet keine neue Religion, er liegt in den Fesseln seiner Nationalreligion, das Individuum hat nicht das Bedürfnis nach persönlicher Stellungnahme. Heute sieht sich die Mission ähnlichen Verhältnissen gegenüber wie die mittelalterliche Mission in Mitteleuropa. Hauck charakterisiert mit den Franken, Burgundern, Angelsachsen, Sachsen auch die heidnischen Naturvölker der Gegenwart: „Nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit entscheidet über die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Kirche.“ „Die alte Missionsmethode mußte den Völkern gegenüber versagen, bei denen die Individualität des einzelnen sehr wenig entwickelt, seine geistige Abhängigkeit von der Gesamtheit noch kaum erschüttert war. Hier war die Religion noch ein Stück der Volkssitte, von der der einzelne sich weder losreißen konnte noch wollte. Damit verschob sich aber die Aufgabe für die Mission: sie konnte nicht mehr von den einzelnen zur Gesamtheit vordringen, sondern sie mußte die Gesamtheit gewinnen, um zu den einzelnen zu gelangen.“[2]) „Diese Annahme des

1) Vergl. A. C. Kruyt, De inlandsche staat en de zending. — Von solchen Reden der Eingeborenen lesen wir oft in den Missionsberichten.

2) A. Hauck, Altkirchliche und mittelalterliche Missionsmethode. A. M.-Z. 1901, S. 378.

Christentums durch Volksbeschluß (wie bei den Burgundern) hat sich in der Germanenmission außerordentlich oft wiederholt, man kann schier sagen: es ist die typische Weise, wie die Germanen christlich wurden." „So gewiß die Missionsmethode der alten Kirche der Tatsache entsprach, daß die römische Kaiserzeit eine Epoche stärkster Individualisierung gewesen ist, so gewiß entspricht die Art, wie die Germanen das Christentum annahmen, der Tatsache, daß bei ihnen die den einzelnen beherrschende Volksindividualität unvergleichlich kräftiger war, als die Einzelindividualität. Man kann den letzten Ertrag der Kultur — das ist die Individualisierung — bei denen nicht voraussetzen, die die ersten Schritte auf der Bahn der Kultur machen."[1]) Ebenso hat es die moderne Mission mit unentwickelten Völkern zu tun, die ihrer Religion als einem Nationaleigentum und Nationalheiligtum unfrei gegenüberstehen. Missionar Fries schreibt von Sifaorvasi (Nias): „Keiner will sich auf eigene Faust entscheiden; der Rat der Alten soll den Ausschlag geben bei einem etwaigen Religionswechsel; denn auch die Religion ist bei unsern Niassern Volkssache. Entweder keiner oder alle — so lautet für die einzelnen Sippen die Alternative. . . . Der enge Stammesverband enthebt den einzelnen der Verantwortlichkeit, raubt ihm aber auch die Freiheit individueller Entscheidung. . . . Es liegt aber doch im Wesen unsers Evangeliums, den einzelnen zu erfassen."[2]) Der einzelne Mensch ist nicht freie Person genug, um seine Religion eigenmächtig verlassen zu können, er müßte denn gleichzeitig aus dem Volksverbande ausscheiden.[3]) Die Animisten müssen sich zunächst ablehnend gegen eine Verkündigung verhalten, welche Religion und Nationalität trennt und von dem Individuum freie Entscheidung fordert.

Die Anhänger der Naturreligionen sind ferner konservativ in des Wortes starrster Bedeutung. Wie schon dargelegt, ist ihre

1) Ebenda, S. 381.

2) Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 274.

3) Bei den Batak wie bei vielen andern Völkern wurden die ersten, die es wagten, zum Christentum überzutreten, aus dem Stammesverbande ausgestoßen.

Religion Tradition; religiös sein heißt die Tradition wahren. Nicht auf ein persönliches Verhältnis zu dem fernen Gott kommt es an, sondern auf Beobachtung des Herkommens. Die adat (Sitte) ist das heilige (wenn auch ungeschriebene) Buch; die Ahnen sind seine Autoren gewesen und nun seine strengen Wächter. Ein Religionswechsel würde einen verhängnisvollen Bruch mit der ängstlich gehüteten Tradition bedeuten;[1] es sei denn, daß man sich zugleich dem Volke, dessen Religion man annimmt, anschließt; denn in diesem Falle tritt man in die Tradition dieses Volkes ein, nimmt seine Schutzgötter als die seinen an, verpflichtet sich, seine Institutionen heilig zu halten, und wird damit gedeckt gegen den Zorn der eigenen Volksgötter, d. i. der Ahnen. Religionswechsel gleicht dem Geschick eines Sklaven, der den Herrn wechselt. Der neue Herr, in dessen Familie und Stamm er eintritt, übernimmt es, ihn zu schützen.[2] Aber alles sträubt sich in dem Heiden gegen solchen Schritt.

Man erinnere sich, daß der Gottesdienst der Animisten wesentlich Ahnendienst ist. Der Animist kann zunächst an die christliche Religion keine andere Vorstellung heranbringen als die, daß es sich in ihr um andere Nationalgottheiten, um Ahnen eines anderen Volks handle. Wie kann man aber einen Religionswechsel vollziehen, d. h. nach animistischer Denkweise: andere Ahnen annehmen? Man hat doch nun einmal seine Voreltern, die kann man doch nicht wechseln. Der Europäer hat seine Ahnen, ebenso der Indonesier, aber jeder für sich. Es liegt dem Naturmenschen fern, Leute anderer Nationalität zu seiner Religion bekehren zu wollen, haben sie doch andere Voreltern. Darum muß ihn der Bekehrungseifer des weißen Mannes höchst seltsam anmuten.[3]

1) Am oberen Niger gab der Fürst von Onitscha zu, daß die grausamen Gebräuche schlecht seien, aber erklärte auf das Bestimmteste, es sei ihm unmöglich, Sitten, die sich von seinen Vätern her auf ihn vererbt hätten, aufzuheben. (Ranke, Die Mission am oberen Niger, A. M.-Z. 1883, S. 108).

2) Der konservativste Heide der Welt, der Chinese, ist im Ausland eher für das Christentum zu gewinnen als in China, weil er seine Ahnen und die ganze an ihnen hängende heilige Tradition daheim gelassen hat. Mit der Lockerung des politischen Bandes ist auch das religiöse leichter lösbar.

3) Vergl. Dr. N. Adriani, Het Mohammedaansche gedeelte van Ned. Indië, S. 24 ff.

Stehen die Naturvölker jeder andern Religion ablehnend gegenüber, so muß ihnen das Christentum ganz besonders fremd erscheinen. Europäer sind seine Träger und Verkündiger. An sich schon sehr mißtrauisch, bringt der Naturmensch dem Europäer das stärkste Mißtrauen entgegen. Der fremde, in seinen Augen mit übernatürlichen Kräften und unermeßlichen Reichtümern ausgerüstete, ihn an Klugheit weit überragende Träger einer unbegreiflichen Kultur kommt doch sicher, um den armen Farbigen zu berauben und zu betrügen. „Er ist von Jugend auf daran gewöhnt, von den Klugen und Mächtigen im eigenen Volk beständig betrogen und ausgenützt zu werden, daher er allen Grund hat, jedem Klügeren zunächst mit großer Vorsicht entgegenzutreten."[1]) Das Mißtrauen wird noch verschärft, wenn weiße Pflanzer oder Kaufleute vor den Missionaren das Land besetzt haben, oder wenn eine überlegene Kolonialmacht ihnen folgt, deren Segen der Naturmensch durchaus nicht sogleich einsieht. Daß die fremden Missionare ihre eigene, abweichende Religion haben, ist ja natürlich; daß sie aber ihre Religion für die Eingeborenen an Stelle des Animismus setzen wollen, ist unerhört. Ihre fremde Sitte paßt gewiß für die klugen und mächtigen weißen Leute. Wie sollte sie sich aber für arme, unwissende Batak oder Alifuren eignen? Der Braune kann doch nicht ein Weißer werden?

Der Missionar — es ist die Rede von erster Berührung mit einem bisher noch nicht missionierten Volke — versteht anfangs die Sprache des Landes noch wenig; was er vorträgt, wird nicht selten falsch oder gar nicht verstanden; er gebraucht mühsam entdeckte Worte in anderm Sinne, auf der Basis einer total andern Psychologie, als sie seinen Zuhörern geläufig ist; kommt aber vielleicht, wenn er z. B. ein Wort für „Sünde" gefunden hat, gar nicht auf den Gedanken, daß die Heiden damit andere Begriffe verbinden könnten wie er. Er operiert mit christlichen Worten wie „Glaube", „Schuld", „Vergebung", für deren Verständnis in ihrer Religion einstweilen jede Voraussetzung

---

1) Simon, Tole, S. 43.

fehlt. Selbst der allerelementarsten Verkündigung des Evangeliums bereitet die Sprache die schwersten Hemmungen.[1]) In manchen Missionsgebieten dauert es Jahrzehnte, bis man allein das rechte Wort für „Gott" findet.[2]) Erst jahrelanger Aufenthalt im Lande, beharrliches Studium des äußeren und inneren Lebens seines Volkes und unbarmherzige Selbstkritik öffnen dem Missionar allmählich die Augen über seine anfangs bona fide begangenen Sprachfehler. Noch weniger Aussicht auf Verständigung ist vorhanden, wenn die Sendboten genötigt sind, durch die Vermittlung von Dolmetschern zu reden. Ist es zu verwundern, wenn auch aus diesen Gründen die Heiden die mißverständlich vorgetragene Botschaft ablehnen, die von vornherein ihr Mißtrauen erweckte?[3])

Und nun der **Inhalt** dieses Wortes, vorausgesetzt, daß er gehört und verstanden wird! Gedanken, die den Heiden bisher ganz fern lagen, sollen ihnen wichtig werden. Nicht von irdisch interessierter Religion hören sie, nicht von dem Wege, reich und glücklich zu werden, und wie man seine Seelenkraft durch alle Fährlichkeiten hindurch bewahren kann, sondern von einem Ver-

---

1) Vergl. J. Warneck, Die Christianisierung der batakschen Sprache (Missionswissenschaftliche Studien), S. 237—262.

2) Lehrreich ist eine derartige schmerzliche Erfahrung, die man in der Hereromission gemacht hat: Als die ersten Missionare bei den Herero sich nach einem passenden Wort für „Gott" umsahen, hörten sie oft das Wort Mukuru und glaubten, dies sei der gesuchte Gottesname. Man gebrauchte nun Mukuru allgemein für den Namen des Christengottes. Später machte man die Entdeckung, daß Mukuru im Denken der Herero gar nicht den Gott des Himmels und der Erde, den sie wohl kennen, sondern den Ahnen des Stammes bezeichne. Mukuru nennen sich auch große Häuptlinge. Gott, der über allem ist, nennen die Herero Ndjambi karunga, er ist der gute Schöpfer — also das Wort, das man gesucht hatte. Wie viele Mißverständnisse, ja Ärgernisse werden durch dieses eine falsche Wort jahrzehntelang entstanden sein, und wie oft wird es die Wirkung der evangelischen Botschaft geradezu vernichtet haben! (Irle, Die Herero, S. 72 f.).

3) Viel günstiger ist die Sachlage, wenn das Evangelium den Heiden durch Glieder ihres Volkes gebracht wird. Seitdem die Batakmission mit eingeborenen Evangelisten missioniert, läuft das Evangelium viel schneller und findet offenere Ohren und Herzen. Der inländische Evangelist ist nicht nur ein verständlicherer Prediger, seine ganze Person ist eine überzeugende Predigt von der neuen Religion.

hältnis zu Gott, von Sünde und Vergebung, von Auferstehung, Leben nach dem Tode, Endgericht, lauter neue Botschaften, welche den aufs Diesseits erpichten Heiden direkt Narrheit zu sein dünken.[1]) Von Gütern, die sie durchaus nicht begehren, ist in dieser Religion die Rede; was ihnen wertvoll ist, wird entwertet. All ihr religiöses Denken stellt die neue Verkündigung auf den Kopf. Absolute Verständnislosigkeit starrt den Evangelisten aus den Augen seiner Zuhörer an. Dabei wendet sich die Botschaft an die Individuen, an die Armen so gut wie an die Reichen, an die Sklaven wie an ihre Herren, sagt allen dasselbe und fordert sie auf zu persönlicher Entscheidung. Das alles wirkt zusammen, um den Heiden das angebotene Evangelium fremdartig und unsympathisch zu machen.

Die mohammedanische Propaganda hat manchen Vorsprung vor der christlichen. Sie wird in den weitaus meisten Fällen durch Glieder der zu missionierenden Völkerfamilie oder nahe verwandter Stämme betrieben, hat darum nicht den Geschmack des Exotischen. Missionar und Missionierte verstehen einander. Der Heide sieht an seinen mohammedanischen Volksgenossen, daß der Übertritt gefahrlos ist, und daß man seine Nationalität und die im Ahnendienst verankerte Sitte dabei nicht verliert. Der Mohammedanismus mutet dem Heiden keine Revolution seiner religösen Ideenwelt zu; er beläßt ihm (wenigstens im Indischen Archipel) seine Ahnen und Dämonen, den Zauber- und Opferwust, seine Unsitten und Nationalsünden. Er verlangt nur die mechanische Beobachtung einiger Riten, der Waschungen, des Fastens, der Gebetsverrichtung nach Mekka hin, und verbietet den Genuß des Schweinefleischs. Das Verbot einer bestimmten Speise aber ist dem Animisten sehr begreiflich; ist doch auch seine Religionsübung reich an solchen Verboten. Äußerlich wirken die Motive des Übertritts, und der Religionswechsel ist so bequem wie nur

1) Die heidnischen Betschuanen begrüßten Anfangs Moffats Predigt mit schallendem Gelächter. Was er ihnen von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung usw. sagte, klang ihnen unsagbar abgeschmackt. Moffat kam sich vor wie ein Bauer, der einen granitenen Felsen umpflügen soll (Kölbing, R. Moffat, A. M.-Z. 1902, Beiblatt, S. 34; 36).

möglich gemacht. Innere Aneignung fordert der Islam von den übertretenden Heiden nicht.[1])

Das ist's aber gerade, was bei der ersten Berührung des Christentums mit dem Heidentum sich als Schwierigkeit auftürmt: das Christentum muß, wenn auch in allerelementarster Weise, doch in seinem Zentrum erst verstanden sein, ehe man sich zum Übertritt entschließen kann. Die Heiden wollen es aber nicht verstehen, wollen sich nicht die Mühe des Nachdenkens geben, weil sie von der Voraussetzung ausgehen, die Religion der Väter genüge ihnen vollkommen. Keiner von ihnen hat das Bedürfnis eines Religionswechsels gefühlt. Als Missionar Burton als erster im Jahre 1824 in das heidnische Batakland eindrang und in Silindung einer großen Versammlung auseinandersetzte, was er bei ihnen wolle, als er ihnen von Gott dem Schöpfer und Jesus dem Erlöser sprach, da antwortete man ihm höflich aber bestimmt: Was du sagst, mag gut sein, für uns ist es nicht; wir wollen die Weise unsrer Väter nicht verlassen, denn sie ist gut für uns. Er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Die Antwort bekommt der Heidenmissionar oft: Dein Wort ist gut, sehr gut; aber diese Höflichkeitsphrase ist nicht ernst gemeint.[2]) Es liegt also auf der Hand, daß der Baum des animistischen Heidentums nicht auf den ersten Streich fallen kann. Die Mission muß sich auf eine lange Geduldsarbeit gefaßt machen, ehe in den heidnischen Herzen eine Ahnung von dem aufgeht, was das Evangelium ihnen geben will.

---

1) Vergl. G. Maan, De beteekenis van den Islam voor zyne belyders in Nederl. Indië, Mededeelingen van wege het Nederl. Zendeling-Genootschap. 50. deel, 2. stuk. S. 73 ff.

2) „Der Toradja versichert euch, daß alles, was ihr sagt, wahr ist; daß alle seine Gewohnheiten und Feiern nur Märchen und Lügen von den Voreltern sind; daß die Holländer kluge Leute seien, die alles wissen, während sie selbst dumm seien und nichts wüßten. Aber geht ihr nun darauf ein und sagt ihnen einmal: Gut, wenn ihr erkennt, daß Gottes Wort wahr ist, warum folgt ihr ihm denn nicht? dann sehen sie euch an, als ob sie sagen wollten: Seid ihr nun noch nicht zufrieden, daß ich euch recht gebe? Was wollt ihr denn noch mehr?“ (Kruyt, Inlander, S. 101).

Ein noch stärkeres Hemmnis für die Annahme des Christentums liegt darin, daß die Heiden gar nicht für geistliche Dinge interessiert sind. Ihre Religiosität ist eine materialistische Glückseligkeitslehre mit irdischen Zwecken und Mitteln. Da ist wenig Suchen und Fragen nach Gott und der Wahrheit. Sie sagen's oft unverblümt: Wenn du uns eine Religion bringst, die reich und mächtig macht, wenn du mir viele Söhne garantierst oder eine angesehene Häuptlingsstellung, dann will ich wohl Christ werden. Der Missionar wird bitter enttäuscht über diesen irdischen Sinn, der für nichts Höheres zu interessieren ist. Wir müssen aber im Auge behalten, daß die Diesseitigkeitsgesinnung das Wesen des animistischen Heidentums ausmacht. Der Heide ist gewöhnt, nur um irdischer Zwecke willen religiös zu sein. Tritt ihm eine Religion entgegen, die von geistlichen Gütern handelt, so muß er die gering achten, zum mindesten sie für sich ablehnen, da sie ihm nichts von dem verspricht, was er von seiner Religion zu verlangen gewöhnt ist. Nur ein Tor könnte zu einer Religion übertreten, bei der er nichts profitiert.[1]) Kraft der der heidnischen Religion innewohnenden Lüge war man bisher mit ihr durchaus zufrieden. Einzelne Mißerfolge der Zauberei oder vergebliche Opfer beweisen den Beteiligten noch nicht den Betrug.[2]) Die Animisten sind fest überzeugt, daß man durch Opfer und Zeremonien sich Hilfe von höheren Gewalten erkaufen kann. Vom jenseitigen

1) Dem Missionar Moffat entgegneten die heidnischen Betschuanen ganz offen: Die neue Sitte, die du verkündigst, kann den Magen nicht füllen. (Kölbing, Moffat, S. 36). Ähnlich sagten die Papua den Neuendettelsauer Missionaren (Deutsche Kolonien, S. 75).

2) „Weist man die Kamba darauf hin, daß ja doch trotz der vielen Talismane Leute im Kriege erschossen werden und an Krankheiten sterben, so erhält man wohl die Antwort, wie ich sie einmal erhielt: Ihr gebt doch auch Arzneien, und doch sterben die Menschen. In einzelnen Fällen helfen sie. So ist es auch mit unsern Talismanen, es sind Arzneien. Wer weiß, wie oft sie schon geholfen haben?" (Brutzer, a. a. O. S. 12). — Ein Häuptling der Toradja sagte zu Missionar Kruyt: „Ihr bittet Gott um das, was ihr haben wollt; einmal gibt er das Erbetene, ein andermal nicht. Wir bitten unsere Götter um das, was wir haben wollen; einmal geben sie es uns, ein andermal nicht. Du siehst, Christentum und Heidentum sind sich ganz gleich." (Kruyt Inlander, S. 111).

Leben erwartet niemand etwas; es ist kein Verlangen nach ewigen Gütern vorhanden, oder es ist vielmehr im Dienst des Materialismus erstorben. Die Heiden können sich von einer Religion geistlicher Güter gar keine Vorstellung machen, glauben daher zunächst, das Christentum sei eine Religion wie die ihrige, durch die man sich irdische Vorteile sichere; ihre Anhänger würden reich und mächtig, wie man an den Weißen sehen könne. Diese Eigenschaft besäße sie infolge der ihr innewohnenden Zauberkräfte, welche den weißen Männern zu Gebote stehen. Als Missionar Simon in Bandar (Sumatras Ostküste) einen Brunnen gegraben hatte, galt er für einen mächtigen Zauberer.[1] Die Niasser glaubten, die Missionare besäßen starke Zaubermittel, welche sie allerdings verheimlichten.[2] Die Damra hielten Missionar H. Hahn für einen großen Zauberer. Die Papua hielten die Missionare sogar für Geister.[3] Sie sahen in Missionar Hoffmanns Kaffee einen Zaubertrank, der vor Epidemien schützte,[4] und forderten Missionar Kunze auf, einen Kranken gesund zu machen, mit den Worten: „Kunze, tue einen Spruch, damit er gesund wird."[5] Wenn die Heiden durch die Zauberkraft des Christentums reicher, gesünder, stärker würden, wenn sie als Christen länger lebten, mehr Nachkommen hätten, ja dann wollten sie gern Christen werden. Sonst wäre ein Vertauschen der Religion ja zwecklos.[6]

Dazu kommt noch die vis inertiae, die nirgends stärker wirkt als bei einem vom tropischen Klima erschlafften Volke, dem seine Dämonengebundenheit und der Fatalismus das bißchen Energie, das vielleicht in der Wiege seiner Ahnen lag, völlig benommen haben. Sind wirklich einige von der neuen Wahrheit angefaßt, wie sollen sie sich aufraffen zu einem Religionswechsel, der an den Willen die stärksten Ansprüche stellt, der höchst wahrscheinlich sogar mit Unannehmlichkeiten, mit Entbehrungen und

---

1) Berichte der Rheinischen Mission. 1904, S. 402.
2) Ebenda 1886, S. 151; 1891, S. 210.
3) Ebenda, 1897, S. 203.
4) Kunze, a. a. O. IV, S. 29.
5) Ebenda, IV, S. 44.
6) Kruyt, Inlander, S. 109 ff.

Martyrien verknüpft ist? Die animistischen Völker sind so ganz anders geartet als Germanen, Romanen und Slaven; sie kennen die Energie des Willens nicht, haben nicht einmal ein Wort dafür. Wie sollen sie sich zur Annahme einer Religion entschließen, die doch nur von kraftvollem Willen erfaßt werden kann? Nichts ist dem Indonesier unsympathischer als kräftiges, Konsequenzen nach sich ziehendes Handeln. Im Leiden steht er seinen Mann, wenn es sein muß. Energisches Handeln aber überläßt er andern. Ohne solches kann aber der Schritt ins Christentum hinein nicht getan werden.

So wenig fanatisch das animistische Heidentum im allgemeinen ist, so erstehen dem Christentum doch einige rabiate Gegner. Das sind die Männer, die ihre einflußreiche Stellung bedroht sehen, in erster Linie die Häuptlinge. Sie sind die berufenen und interessierten Hüter der Sitte, wollen sie doch auch einst zu Ahnengottheiten avancieren. Sie sind die das Volk vertretenden Priester gegenüber den Ahnengottheiten, selbst wie Halbgötter geachtet. In ihnen konzentriert sich der Konservatismus des Volkes. Schon in diesem Leben werden sie oft göttlich verehrt.[1]) Ihre Macht ruht einmal auf dem Ahnendienst und dann auf der Spitze des Schwertes; ihre ergiebigen Raub- und Kriegszüge dranzugeben haben sie nicht im mindesten Lust. Ein Häuptling in Samosir sagte mir ganz offen: „Wozu soll ich Christ werden? Woher soll ich Reichtum und Macht holen, wenn ich nicht mehr Krieg führen und Sklaven jagen darf?" Der Sklavenbesitzer, der wie ein Halbgott verehrte Stammesfürst, der launische Tyrann wird in dem Christentum einen unliebsamen Störenfried sehen.

1) Man denke an die afrikanischen Despoten, welche ihren Thron wanken glauben, wenn ihre Untertanen Christen werden und ihnen nicht mehr die übliche abgöttische Verehrung zollen. Auch die indischen Häuptlinge werden von ihrem Volke gleich Göttern verehrt. Daß Untertanen gegen den Willen der Despoten Christen werden, ist kaum möglich; jedenfalls kann eine christliche Gemeinde auf die Dauer in solcher Atmosphäre nicht gedeihen. Es ist unbedingt nötig, daß die Missionare auf die Stammeshäupter Einfluß gewinnen und ihnen besondere Aufmerksamkeit widmen. Sie schaffen sich damit die Bedingung erfolgreichen Wirkens.

Noch heimtückischere Feinde sind die Priester und Zauberer, deren Handwerk seinen goldenen Boden zu verlieren droht, wenn die bisher Betrogenen Christen werden. Überall sind sie die unerbittlichen Feinde der Missionare und ihrer Anhänger. Ihren ganzen, nicht geringen Einfluß samt allen Lügenkünsten bieten sie auf, um dem Evangelium den Eingang zu verwehren. Sie aber und die Häuptlinge sind die Machthaber; wo man sie zu Gegnern hat, wird es schwer gelingen, die Untertanen dem Christentum zuzuführen und später zu bewahren. Die Bekehrten würden in Streit, Krieg und Prozesse verwickelt werden, und der Schwierigkeiten würde kein Ende sein. Am glattesten wird der Übertritt sich da vollziehen, wo nach dem Vorbild der mittelalterlichen Mission Fürsten und Volk einmütig den Beschluß fassen, die bessere Religion anzunehmen, ein Vorgang, der in dieser Einfachheit sich allerdings auf keinem der modernen Missionsgebiete wiederholt hat.[1]) Einzelne Heiden, welche den Übertritt wagen, werden die erbitterte Feindschaft ihres Volkes und seiner Führer

1) Es braucht wohl kaum versichert zu werden, daß wir nicht äußerlichen Massenübertritten das Wort reden. Es ist aber nicht das letzte Ziel der Mission, einzelne Individuen ihrem Volksverbande zu entfremden, indem sie dieselben zu sich herüberzieht. Sie will dem ganzen Volke die Gaben des Christentums bringen, muß sich daher freuen, wenn das ganze Volk sich zur Annahme willig zeigt. Das kann nur geschehen, wenn Fürsten und Volk eines Sinnes sind. Die Mission stößt natürlich einzelne Übertretende nicht zurück, weist ihnen vielmehr eine hohe Bedeutung für den Kampf mit dem Heidentum zu, hofft aber auf die Gesamternte. — Der kommunistische Sinn des Volkes läßt erhoffen, daß, wenn einmal eine Bewegung zum Christentum einsetzt, das Volk als Gesamtheit den Übertritt vollziehen wird, womit natürlich besondere Gefahren und Aufgaben für die Mission verbunden sind. — In Tahiti hat nach 16jähriger Geduldsarbeit der Londoner Missions-Gesellschaft König Pomare das Christentum mit einem Schlage zur Staatsreligion erhoben, ehe noch ein einziger Insulaner getauft war. (Kikebusch, Die evangelische Mission auf Tahiti. A. M.-Z. 1881, S. 26 f.) — Bechler erzählt von der alten Indianermission: Die Einwohner von Goschgoschünk wollten in einer allgemeinen Ratssitzung beschließen, gemeinsam zum Christentum überzutreten. Aber Zeisberger hielt das für unevangelisch und gab seine Zustimmung nicht. Er erklärte, das müsse jeder mit seinem eigenen Herzen ausmachen. Man verhielt sich damals durchaus ablehnend gegen Massenübertritte. Heute denkt man in der Brüdermission anders darüber, denn Bechler tadelt Zeisberger

auszuhalten haben. Erst wenn größere Massen sich dem Evangelium zuwenden, wie in Sumatra, Nias, Celebes, bei den Kols, Karenen, fallen jene Schwierigkeiten hin.

Die Einsicht in die Psychologie derjenigen heidnischen Völker, welche noch nicht individualistisch in Religionsangelegenheiten denken sondern kommunistisch, rückt die vielgeschmähte mittelalterliche Missionsmethode in eine richtigere Beleuchtung, als ihr gewöhnlich zuteil wird. Sie mußte, wie auch die heutige Mission bei animistischen Völkern, auf Entschlüsse ganzer Stämme und Volksverbände abzielen, und erst nachdem diese sich solidarisch für Annahme der neuen Religion entschieden hatten, begann die erzieherische Kleinarbeit der Kirche. Die evangelische Heidenmission hat diesen Weg nicht gehen wollen, sie hat einen ehrlichen Abscheu dagegen gehabt; die tatsächliche Auseinandersetzung mit dem Heidentum niederer Stufen hat sie aber in einen Weg gedrängt. Ohne ihre Absicht, ja eigentlich gegen ihren Willen, ähnlichen mußte und muß sie es erleben, daß durch ihre Arbeit das nationale Heidentum als Ganzes erschüttert wird und ganze Volksverbände sich für das Christentum entscheiden, und zwar — hier setzen immer wieder gewichtige Bedenken ein — ehe alle einzelnen innerlich neu geworden sind. Der Fehler der missionierenden Papstkirche lag nun darin, daß sie es an der Durcharbeitung der äußerlich gewonnenen Massen mit dem neuen Geiste fehlen ließ. Die evangelische Mission aber, nicht immer freudig überrascht von dem Effekt ihrer Verkündigung, ist sich bewußt, daß nach dem Übergang des Volksganzen der schwerste Teil ihrer Arbeit, die Erziehung der Individuen zum Glauben und christlichen Leben, nun mit voller Energie einsetzen muß.

Finster, liebeleer, selbstsüchtig steht das animistische Heidentum da. Hell und warm hebt sich die *sittliche Reinheit des Christentums* dagegen ab. Es liegt die Vermutung nahe, daß

darum und behauptet, dieser habe später selbst auf Volkschristianisierung hingearbeitet. (Th. Bechler, Einzelbekehrung und Volkskirche nach den Erfahrungen der Brüdermission, S. 104; 114).

die neue Religion von dieser Seite her sich den Heiden empfiehlt, sie einladet, auch ohne nähere Bekanntschaft mit dem Christengott von seinen heiligen Sittengeboten sich emporheben zu lassen. Je tiefere Blicke man in den Sumpf der heidnischen Roheit hinein tut, um so eher wird man meinen, die armen Verführten müßten, wenn ihnen nur der klare Spiegel des Gottesgebotes vorgehalten würde, verlangend die Hände nach solcher Reinheit ausstrecken. Die Erfahrung der Heidenmission entspricht dieser Erwartung indes nicht; die moralische Überlegenheit des Evangeliums wird von den Animisten nicht empfunden, nur in seltenen Fällen bildet sie den Ausgangspunkt der Umwandlung. Sogar innerhalb der heidenchristlichen Gemeinden, in welchen echtes christliches Leben pulsiert, bleibt die Auswirkung der christlichen Sittlichkeit oft zurück hinter der neu gewonnenen Religiosität. Die Würdigung der christlichen Moral erheischt ein Maß geistlichen Verständnisses, in welches auch der Konvertit nach Lage der Dinge erst langsam hineinwachsen muß. Das stumpfe Auge des Heiden aber muß erst sonnenhaft werden, um die Sonne der einzigartigen christlichen Sittlichkeit sehen zu können. Man vergegenwärtige sich nur die wirkliche Beschaffenheit des Heidentums, um einzusehen, daß hier der Hebel nicht eingesetzt werden kann.

Die Heiden aller Völker, auch die animistischen, glauben Moral genug zu besitzen. Wer sie nicht näher kennt, wer ihre schönen Sprichwörter und Fabeln hört, wer ihre Nationaltugenden beobachtet, wer die Entrüstung sieht, mit der sie aburteilen über einen Dieb, einen Betrüger, einen Ehebrecher, wird geneigt sein zu glauben, daß sie über Recht und Unrecht Bescheid wissen. Sie werden kaum zugeben, daß mit den christlichen Geboten ihnen wesentlich Neues gesagt wird. Sie erkennen das christliche Sittengesetz prinzipiell rückhaltlos an, weil sie gar nicht den Eindruck einer überlegenen Moral davon haben. Dem Dekalog, wo er ihnen verkündigt wird, stimmen sie mit Emphase zu. Oft genug bekommen wir Missionare dabei von ihnen zu hören: Das wissen wir längst von unsern Vätern her. Ein Heide kann so sittlich überzeugt reden, daß der unerfahrene Prediger fast meinen kann, er habe seine moralischen Fähigkeiten unterschätzt. So viel ist

vom Reste des sittlichen Bewußtseins noch im Herzen der Heiden vorhanden, daß sie sich und anderen die Täuschung vormalen können, als besäßen sie dasselbe Sittengesetz wie das Christentum. Man wird, wenn man ihnen die Moral des Christentums anpreist, keine Tür ins selbstgerechte heidnische Herz finden. Erst längst, nachdem sie Christen geworden, geben sie beschämt zu, wie niedrig die heidnische Moral ist. Bei Kulturvölkern ist die Überzeugung von der eigenen genügenden Sittlichkeit vielleicht noch stärker. Die Religionen Indiens, Chinas, Japans weisen ja auch bemerkenswerte Tugenden auf. Der Missionar, wenn er nur Sittenpredigt auftischt, wird oft genug höhnisch überlegen oder zornig abgewiesen. Hören wir darüber einen authentischen Gewährsmann, den japanischen Heidenchristen Kanso Utschimura. Nachdem er mit einigem Optimismus ausgeführt hat, daß auch im japanischen Heidentum Sittlichkeit sich finde, fährt er fort: „Das Christentum ist mehr und höher als das Heidentum, weil es die Kraft zum Halten des Gesetzes gibt. Es ist Heidentum plus Leben .... Die christliche Religion ist der Geist des Gesetzes. Sie allein wirkt von innen heraus. Sie ist das, wonach das Heidentum mit Tränen gesucht und getastet hat. Sie zeigt uns nicht nur das Gute, sondern sie *macht* uns gut, denn sie führt uns gleich zu dem ewigen Guten selbst. Sie gibt uns nicht nur den richtigen Weg, sondern auch das Leben, nicht nur die Schienen, sondern auch die Lokomotive." „Die menschliche Erfahrung hat noch keinen andern Namen unter dem Himmel gefunden, durch den wir selig werden können, als den Namen Jesu. Sittenlehre haben wir genug, jeder Doktor der Philosophie kann sie für gute Bezahlung liefern, und wir brauchen uns nicht erst durch einen Professor lehren zu lassen, daß wir nicht stehlen sollen .... Das also ist das Christentum, wenigstens mir ist es das: Befreiung von der Sünde durch die versöhnende Gnade des Gottessohnes." [1])

Den animistischen Heiden ist das Wissen von Gut und Böse nicht gänzlich abhanden gekommen, aber das *Gewissen* ist verbildet. Ihr Verstand stimmt den christlichen Geboten zu, sie

1) Kanso Utschimura, Wie ich ein Christ wurde, S. 113.

leuchten ihnen ein, weil sie für das gesellschaftliche Leben brauchbar sind. Aber das Gewissen reagiert nicht darauf; niemand fühlt, daß es ihm gilt. Keine Sittenpredigt kann das an der Volkssitte verbildete Gewissen regenerieren, auch kein Vorbild, selbst das Bild des heiligen Menschensohnes nicht. Was sich aber von edlerem Metall in der heidnischen Moral findet, besitzt nicht die Kraft, sich durchzusetzen. Der Heide nimmt es nicht ernst mit den Tugenden, von denen seine Reden überfließen. Was im sozialen Leben sich von sittlichen Bestimmungen findet, entstammt zum größten Teil dem Egoismus. Denn der Trieb der Selbsterhaltung nötigt dazu, gewisse Polizeibestimmungen aufzustellen.[1]) Solche Tugenden sind in der Tat gleißende Laster, fadenscheinige Mäntelchen, welche die innere sittliche Leere schlecht verhüllen.

Predigt aber der Missionar von den Herzenstugenden, von Liebe, Erbarmen, Sanftmut, Ehrlichkeit, dann klingt das dem animistischen Heiden, als ob er eine fremde Sprache redete, zu der niemand den Schlüssel hat. Auf Kannibalen und Schädeljäger macht die Predigt von der Nächstenliebe keinen Eindruck. Einem unzüchtigen Volke die Keuschheit vorzuhalten hilft so wenig, als wenn man unreinlichen Leuten schöne Seife zeigt. Einen Häuptling, der einen Harem von 60 Weibern hält, macht man sich zum Feinde, wenn man ihm die Hoheit der Ehe anpreist. Zwecklos ist es, verlogenen Menschen die Gemeinheit des Lügens vorzudemonstrieren. Sie alle lieben die Finsternis mehr als das Licht.[2]) Vielleicht werden die Zuhörer dem moralisierenden Pre-

---

1) So sagt Merensky von den Basuto Transvaals, daß die Selbstsucht sie gelehrt habe, Sicherheit für Leben und Eigentum im Lande herzustellen; Diebstahl, Schlag, Verletzung wird darum schwer geahndet, nicht etwa aus Gemeinschaftssinn oder aus Rechtlichkeitsgefühl. Wo die gesetzlichen Schranken nicht abschrecken, z. B. Fremden gegenüber, raubt, stiehlt und tötet man ohne Gewissensbisse. (Merensky, a. a. O. S. 45).

2) Merensky erzählt von seiner ersten Begegnung mit Umswasi, dem König von Swasiland: Beim Anhören der Gebote Gottes rief er aus: „Das Gebot: Du sollst nicht töten, taugt nicht für mich und mein Volk. Ich muß töten können, wenn ich töten will; womit soll ich strafen, wenn ein Bote seine Botschaft nicht schnell ausrichtet, was sollen meine Soldaten essen, wenn sie keine Kriegszüge unternehmen?“ Die Erörterungen der Missionare, daß man

diger aus Höflichkeit beistimmen, denn so fordert es die Sitte;[1]) aber tieferen Eindruck wird er nicht auf sie machen.

Eins wird er vielleicht erreichen: die Hörer werden zugeben: was du sagst, ist für meine Genossen gut und nötig, für mich ist es überflüssig, denn ich bin gut, ich bin so aufrichtig, und dabei streckt der Batak einen Finger der Hand kerzengerade in die Höhe. So leicht gibt kein Heide zu, daß es ihm an der rechten Gesinnung fehle. Die Selbstverblendung und Selbstgerechtigkeit ist eine unglaubliche.[2]) Häuptlinge in Sumatra, die berüchtigt waren durch Raubzüge und Grausamkeit, die auf die gemeinste Weise

---

Gottes Gebote halten müsse, und daß die christlichen Völker groß und mächtig geworden seien, indem sie diese Gebote befolgten, schnitt er ab mit dem Worte: „Wir Swasi haben es immer so gehalten" (Merensky a. a. O. S. 17). — Ein erregter Papua gab Missionar Kunze die Antwort: „Ja wohl, mein Inneres ist schlecht, und ich will auch schlecht bleiben, ich halte es mit der Lüge. Was kommst du hierher und störst uns; was redest du von Jesus? Wir sind Baralleute. Darum schweig!" (Kunze, a. a. O. III, S. 88).

1) Nichts deprimiert den Heidenmissionar mehr als diese fürchterliche Höflichkeit, an der alle Worte abgleiten: „Was du sagst, ist sehr gut"; „sehr wahr"; „ja, wir sind sehr schlecht und müssen uns ändern"; „unsre Sitte ist vom Teufel" und dergleichen. Offener Widerspruch kann eher überwunden werden als solche aalglatte Lügen. Die Höflichkeit gehört auch zur Lügennatur des Heidentums. Der Animist ist höflich aus Furcht sowohl vor der Rache des Zurückgesetzten als auch aus Furcht vor geheimen Mächten, vor der Seelenkraft des Mitmenschen, vor Verfluchungen, bösen Beeinflussungen und dergl. Aus dem gleichen Grunde übt er Selbstbeherrschung in oft erstaunlichem Maße. Die Tugenden der Höflichkeit und Selbstbeherrschung entstammen also dem unverfälschten Egoismus, sie sind in der Tat „glänzende Laster."

2) Ein Papua entgegnete Missionar Hanke: „Du sprichst immer so viel von Sünde, aber ich habe keine Sünde; ich stehle nicht, ich gebe mich nicht mit fremden Frauen ab, ich bin ein braver Mensch" (Berichte der Rh. M. 1900, S. 219). — Die Kongoneger glaubten Missionar Richards wohl, daß er ein Sünder sei, auch daß die benachbarten Stämme Böses täten, aber von sich selbst wollten sie das durchaus nicht gelten lassen (P. Richter, Banza Manteke, S. 437). — Die Betschuanen erwiesen sich als höchst selbstgerecht; sie gaben zu, bei den Buschmännern oder Hottentotten seien vielleicht Sünder zu finden, bei den Betschuanen aber gäbe es keinen (Kölbing a. a. O. S. 37). — Die Papua in Holl.-Neu-Guinea räumten ein, daß alle andern Stämme außer ihnen schlecht seien (van Hasselt, S. 94).

Sklaven jagten und unschuldige Opfer im Block verschmachten ließen, gaben mir nicht zu, daß sie unrecht getan hätten. Sie versicherten in voller Überzeugung, sie seien durchaus im Recht, handelten in der Wahrung berechtigter Interessen, Notwehr u. dergl.[1]) Das Gewissen antwortet nicht auf den reineren Glockenton des göttlichen Gebotes. Was soll solchen verblendeten Gewohnheitssündern Moralpredigt helfen?[2]) Sittlich verrohte Menschen haben die Empfänglichkeit für rechte Sittlichkeit verloren.

Moralpredigt kann vor allem darum auf animistische Heiden keinen Eindruck machen, weil ihre moralischen bezw. unmoralischen Begriffe in der religiösen, animistisch unterbauten Ideenwelt wurzeln. So lange sie in animistischen Vorstellungen denken, wird andersgeartete Moral sie nicht berühren.[3]) Wenn der Schädeljäger seinem Opfer den Kopf abschlägt und ihn an seiner Hütte aufhängt, so tut er das in der Überzeugung, damit die Lebenskraft des Getöteten wie ein Lebenselixir für sich zu gewinnen. Dafür kann man ihn nur loben. Der Menschenfresser handelt in dem guten Glauben, ein heilsames Werk zu verrichten, das ihm „Leben" einträgt. Wie sollen die Heiden zugeben, mit ihrem brutalen Egoismus Unrecht zu begehen, solange sie nicht von dem Irrtum ihrer Voraussetzung überzeugt sind? Durch eine symptomatische Behandlung heilt man solche tiefsitzende Krankheit

1) Als Missionar Richards den Kongonegern die zehn Gebote erklärte, fanden sie dieselben sehr gut und behaupteten, sie nie übertreten zu haben. Ein Neger, der schon mehrere Male beim Diebstahl ertappt war und darauf hin gefragt wurde, ob er denn noch nicht gestohlen habe, sagte entrüstet: „Das wirst du doch nicht Diebstahl nennen? Der weiße Mann will mich hier zum Dieb stempeln, er will mir meinen guten Namen nehmen!" Die Predigt des Gesetzes erwies sich als total eindruckslos. (P. Richter, Banza Manteke, S. 439).

2) Als Moffat einen seiner belehrten Betschuanen fragte, ob er denn niemals in seinem Sündengreuel ein Bewußtsein von Schuld oder Verantwortung, ein Klopfen des Herzens gefühlt habe, antwortete dieser: „Wie könnten wir so etwas empfinden? Wir wußten doch nicht, daß ein unsichtbares Auge uns sieht, ein unsichtbares Ohr uns hört. Ihr fandet uns als wilde Tiere, nicht als Menschen." (Kölbing a. a. O. S. 43).

3) Auch die Heidenchristen werden nur so weit sittlich neue Menschen, als es ihnen gelingt, die animistische Seelenvorstellung durch christliche Denkweise zu überwinden.

nicht. Wenn ein Ehepaar keine Kinder hat, so ist ihnen das ein Zeichen, daß ihre Seelenstoffe nicht zusammenstimmen, also muß die Ehe gelöst werden. So lange sie die Ehe mit solchen Augen ansehen, ist es gänzlich aussichtslos, ihnen deren Heiligkeit zu proklamieren. Die animistische Religion sanktioniert die Lüge und Selbstsucht. Wenn man einem Batak, der ein Kind grausam tötet, um Zaubermittel aus seiner Leiche zu bereiten,[1]) das Unmenschliche seines Tuns vorhalten wollte, so würde er einfach sagen, oder als höflicher Mann vielleicht nur denken: das verstehst du nicht; nach euren Sitten mag das nicht erlaubt sein, ihre habt andere Mittel, euch Leben zu verschaffen, uns ist es heilsam. An ein auf solch irregeleiteten religiösen Überzeugungen aufgebautes Gewissen kann der Evangelist nicht appellieren.

Wo uns dennoch sittliche Regungen im Heidentum entgegentreten, haben sie meistens ihren Ursprung in der Furcht; nicht in der Gottesfurcht, sondern in der Furcht vor bösen Geistern, vor den wachsamen Ahnen und vor den Seelen beleidigter Mitmenschen. Einen Meineid wird so leicht kein Batak wagen, weil er die Rache der Gottheiten bezw. Ahnen fürchtet. Ehebruch kommt auf Nias wenigstens beim gewöhnlichen Volke kaum vor, weil die beleidigte Partei auf grausame Todesstrafe dringt.[2]) Man tut nicht gern etwas „Unerhörtes",[3]) weil die Ahnen darauf aufmerksam würden. So beliebt das Stehlen ist, so übt man die Kunst doch nur heimlich, denn der ertappte Dieb sieht schwerer Buße entgegen. Ehebruch — wenigstens seitens gewöhnlicher Menschen, denn den Übermenschen ist alles gestattet — ist bei den Batak und vielen andern indonesischen Völkern sehr riskant, denn der in flagranti ertappte Ehebrecher darf „wie ein Schwein im Reisfelde"

1) Vergl. S. 68 f.

2) Uebrigens verhält es sich damit in Nias genau wie in Sumatra: Der Mächtige darf alles tun. Die Sittengebote, mit viel Emphase gepredigt, sind bindend nur für die wehrlose Menge.

3) Das Schlimmste, was man einem Batak nachsagen kann, ist, wenn es heißt: er hat „etwas noch nie Dagewesenes", „Unerhörtes", getan. Damit ist nicht gesagt, daß er Schlechtes begangen hat, sondern etwas, was gegen die Tradition verstößt.

niedergestochen werden. Keuschheit gilt durchaus nicht als Tugend, aber man fürchtet sich, ein fremdes Weib zu berühren. Niemand wird gegebenenfalls vor einem Morde zurückscheuen, denn ein Menschenleben gilt nicht viel; aber es sind doch nur die Mächtigen, welche die Freiheit des Mordens besitzen. Dieselbe Furcht, die den Heiden grausam und roh macht, zwingt ihn unter andern Umständen, seinen Leidenschaften einen Zaum anzulegen. Den Kundigen wird die Statistik der Verbrechen nicht täuschen; man ist aus Egoismus auf der Hut. Die Furcht diktiert eine gewisse Rücksicht, die mit Moral wenig zu tun hat. Gutes tun oder Böses meiden aus innerem Antrieb ist dem Animisten undenkbar.

Die Sitte ist die Autorität, vor welcher der Animist sich beugt.[1]) Wo das christliche Sittengesetz sich mit der heidnischen Sitte berührt, da wird man seine Überlegenheit nicht anerkennen. Wo es aber, und das wird sehr oft der Fall sein, zur Sitte in Gegensatz tritt, da wird jede Moralpredigt wirkungslos abprallen, so lange noch die durch die Ahnen gedeckte Sitte respektiert wird, d. h. so lange noch der Ahnendienst und Ahnenglaube das Volk beherrscht. Ja, man wird gegen die „neue Sitte" feindlich Stellung nehmen. Diese Erkenntnis allein müßte genügen, um die Moralprediger in der Heidenwelt abzukühlen. Sie predigen etwas, was das heidnische Empfinden verletzen muß. Manche geheiligte Sitte wird vom Christentum angegriffen: die Vielweiberei, die Sklaverei, die Blutrache, Hexenunwesen, Kinderheiraten, Gottesurteile; aber dergl. Unsitten werden nicht als unsittlich empfunden, sondern als heilige Traditionen. Von der ersten Verkündigung an macht das Evangelium Front gegen solche Gebräuche, auch ohne daß es direkt polemisch vorgeht, und es erregt damit schweren Anstoß, nicht nur bei den schlechten Elementen.[2]) Man leugnet nicht, daß den Missionar seine Sitte

---

1) Vergl. S. 123 f.

2) Ein Niasser entgegnete dem Missionar: „Bei deiner Rede steigen einem die Haare zu Berge. Wenn ihr doch nur früher gekommen wäret, als unsre Väter unsre Sitten noch nicht festgesetzt hatten, dann kennten wir diese unsre Sitten gar nicht, die abzulegen uns jetzt so schwer fällt" (Berichte der Rhein. Miss. 1881, S. 208).

gut kleidet; es kann der Wandel des Boten sein Wort empfehlen; aber wenn er von den Eingeborenen Änderung ihrer Sitten verlangt, so bedeutet man ihm, daß jedes Land seine Sitte habe, mit der es zufrieden sei. Mit der Antwort: „So sind wir Batak" schlagen die Heiden Sumatras jeden Appell an ihr Gewissen rundweg ab, in einer Weise, daß für sie die Angelegenheit damit erledigt ist. Als batakſche Evangelisten den Stamm der wilden Pakpak aufsuchten, erfuhren sie, daß diese ihre eigenen Eltern zu erwürgen und aufzufressen pflegen, wenn sie alt werden. Entsetzt hielten ihnen die Christen ihre Unmenschlichkeit vor; aber die Papakleute entgegneten mit dem besten Gewissen von der Welt: „Jedes Volk hat seine Sitte; das ist unsre Sitte." Abgemacht.[1]) Wie an einem Felsen prallt an dieser Sitte, die, weil religiös fundamentiert, ein ungleich härterer Tyrann ist, als die Sitten selbst des konservativsten Landes der Christenheit, jede moralische Beeinflussung ab. Hier stößt das Evangelium auf den stärksten Turm der heidnischen Festung.

Wenn dem Heiden die christliche Moral entgegentritt, so sieht er ihren Nutzen nicht ein.[2]) Selbst wenn sie ihm aber einleuchten und er ihre Trefflichkeit anerkennen sollte, so ist er noch keineswegs gewillt, sie sich anzueignen. Sie fordert von ihm einen Kampf mit der Volkssitte und mit dem eigenen Herzen, in den er nicht einzutreten gewillt ist und auch nicht eintreten kann, so lange ihm nicht von andrer Seite her die Kraft gereicht wird. Als ich unter der noch ganz heidnischen Bevölkerung von Samosir das Evangelium verkündigte, kam eines Tages ein nachdenksamer Heide, der die Gottesdienste regelmäßig besuchte, zu

---

1) Die Bangala am oberen Kongo sind passionierte Menschenfresser. Sie schämen sich dessen ganz und gar nicht, sagten vielmehr in aller Naivität zu den entsetzten Missionaren: „Ihr eßt Hühner, wir Menschen, was ist dabei für ein Unterschied?" (P. Richter, Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo. A. M.-Z. 1903, S. 117). — Ein batakſches Sprichwort sagt: Jede Gegend hat ihr eigenes Gewächs, jedes Land hat seine eigene Sitte.

2) In Samosir sagten die Missionare zu den Heiden, sie brächten ihnen eine neue Lehre, die das Herz umändern könne, so daß man u. a. stets ehrlich sein könne. Diese Aussicht zog aber gar nicht, ein Häuptling tat die charakteristische Frage: „Was für Lohn bekommen wir denn für das Ehrlichsein?" (Simon, Tole, S. 21).

mir und sagte: „Ich möchte gern Christ werden, denn ich sehe, daß die neue Weise gut ist; aber ich kann es nicht und werde es nie können.“ „Warum aber nicht, wenn du einsiehst, daß die christliche Religion gut ist?“ Da antwortete er: „Du hast uns öfter gesagt, daß man seinen Feinden vergeben müsse, daß Gott unsere Fehler nicht vergebe, wenn wir nicht unsern Schuldnern vergeben. Nun habe ich einen Feind, der mir früher meinen Sohn getötet hat; dem kann ich nicht vergeben, also kann ich nie Christ werden.“ Es waren also die sittlichen Konsequenzen der evangelischen Verkündigung, die diesen Mann vorläufig zurückhielten. Die ethischen Forderungen des Christentums erschweren dem in Sünden und Willkür groß gewordenen und durch die Sitte gebundenen Heiden die Annahme der neuen Religion, selbst wenn sie ihm einleuchtet.

Ein Hauptgegner der christlichen Sittlichkeit ist der dem Animimus anhaftende Determinismus.[1]) Wer dessen Macht über die Gemüter kennt, wird an der Wirksamkeit jeder Moralpredigt verzweifeln. Der Animist ist felsenfest davon durchdrungen, daß er, so wie er ist, mit allen seinen Fehlern und Unarten, von Gott geschaffen sei, daß seine Gesinnung, weil vorher bestimmt, unabänderlich festgelegt sei; in seiner Macht steht es nicht, das geringste daran zu ändern, selbst wenn er zugeben muß, daß sein Wandel fehlerhaft ist. Wozu also auf ihn einreden, daß er sich ändere, diese und jene Sünde lasse? Er sagt dann folgerichtig: „Wende dich an Gott, der kann mich vielleicht anders machen; ich kann es nicht, denn so bin ich geschaffen.“ Anfangs erschrickt der Missionar über die zynische Aufforderung irgend eines Schurken: „Bete nur stark zu Gott, daß er mein Herz ändere.“ Aber der Mann kann als Determinist nicht anders denken; es ist nicht Leichtsinn, es ist die Konsequenz seiner Religion. Wollten wir beginnen mit der Predigt: tut Buße, so würden wir uns nach der Meinung der Heiden an die falsche Adresse wenden, denn der Mensch kann sein Herz nicht ändern. Da der Fatalismus weit über die Erde hin verbreitet ist, so wird das hier Ge-

1) Vergl. S. 101 ff.

sagte auf viele Missionsgebiete seine Anwendung finden. Wo Sittlichkeit gepredigt wird, muß der Hörer an die sittliche Freiheit des Menschen und an seine Verantwortlichkeit glauben. Der Animist aber ist nicht frei in seinen Entschließungen, er wird geschoben von seinem Los, das den einen zum Ehebrecher, den andern zum Mörder, einen dritten zum Dieb bestimmt hat. Dafür trifft ihn keine Schuld. Im Jenseits drohen ihm keine Strafen, auf Erden hat er sich nur vor der Rache der Beleidigten in acht zu nehmen. Erst muß der Fatalismus gebrochen und das Herz durchgedrungen sein zum Glauben an einen lebendigen Gott und an die sittliche Freiheit seiner Geschöpfe, dann kann man zu diesen religiös ergriffenen Menschen von Sinnesänderung sprechen.

Von der sittlichen Seite aus ist dem Heidentum nicht beizukommen. So gewiß das Christentum die vollendete Sittlichkeit bringt, seine sittlich erneuernden Kräfte wirken zunächst auf das Heidenherz innerhalb des Animismus nicht. Daß auch bei andern heidnischen Völkern nicht die Moral das Anziehende am Evangelium ist, bezeugt nicht nur Utschimura. Von Indien lesen wir: „Ich versuchte es mit dem Gesetz. Da wurden sie sehr böse und meinten: ich sollte nur meinen Landsleuten das Gesetz predigen, die hätten es sehr nötig." „Ich habe noch oft versucht, das Gesetz zu predigen, d. h. die Erkenntnis der Sünde zu erwecken, um dann die Notwendigkeit des Heilands zu beweisen, aber ich habe eine Antwort nie vergessen können, die ein Heide mir im vollen Zorn gab. Er sagte: ‚Wir haben eine Religion, die viel von uns fordert, Geld, Vieh, Opfer, Kasteiungen, Fasten, Beten, Waschungen, Wallfahrten. Wir tun das alles. Wir haben einen König, der uns Steuern auferlegt, Geld, Korn, Frondienste verlangt. Wir tun das alles. Wir haben eine Regierung, die uns Polizisten und Polizeiverordnungen auf den Hals schickt. Wir tun das alles mit Seufzen. Und nun kommst du auch noch mit furchtbaren Forderungen, die alles bisherige in den Schatten stellen . . .' Es ist daher grausam, die Heiden mit dem Schrecken des Gesetzes zu foltern, die ihr Lebelang in der Furcht und dem Schrecken aufgewachsen sind."[1])

---

1) Gloyer, a. a. O. S. 14 f.

Das Evangelium hat wenig Aussicht, freudig aufgenommen zu werden, wenn es als Forderung kommt. Erst müssen die Gaben des Evangeliums als gute Samenkörner in das erstarrte heidnische Herz gesenkt werden und aufgehen, ehe es der sittlichen Umwandlung zugänglich werden kann. Wer mit Moral den Felsen des Heidentums ins Wanken bringen will, der setzt den Hebel an der falschen Stelle an. Die verkehrte Sittlichkeit des animistischen Heidentums folgt aus der verkehrten Religion. Der erste Irrtum ist das Abweichen von Gott. Diesem fundamentalen Mangel muß zuerst abgeholfen werden, dann werden die unsittlichen Konsequenzen von selbst mit in den Sturz hineinbezogen. Nur wenn es gelingt, den Heiden den wahren Gott wiederzugeben, dann wird die Kraft des lebendigen Gottes die falsche Moral verdrängen.

B. Was dem Christentum die Wege bahnt.

Die bisherige Betrachtung hat ergeben, daß das animistische Heidentum, religiös und sittlich irregeleitet, wie es tatsächlich ist, sich spröde und mißtrauisch gegen die ihm unfaßliche, von ihm nicht begehrte christliche Religion verhält. Nun haben aber nicht nur einzelne zu ihrem Volke in Gegensatz tretende Individuen, sondern auch geschlossene Gruppen von Stämmen und Völkern das Christentum angenommen; die Erfolge der Heidenmission wachsen mit jedem Jahr. Da erhebt sich die Frage: Was ebnet der evangelischen Verkündigung allen Hemmungen zum Trotz den Weg, was öffnet ihr die Türen, so daß sie an die bisher verschlossene heidnische Volksseele herankommt? Was macht die gleichgiltigen, selbstzufriedenen Heiden aufmerksam auf das Christentum als etwas, das der Beachtung wert ist? Die Untersuchung: welche Kräfte des Evangeliums im Heidentum wirksam werden, und wie sie wirken, wird uns nachher beschäftigen. Hier handelt es sich darum, den vorauflaufenden Einflüssen nachzugehen, die in Aktion treten, um die Völker und Individuen auf Gottes Botschaft hinzuweisen. In Verbindung mit den Gotteskräften und vor ihnen her arbeiten natürlich vermittelte Kräfte, die als solche gewürdigt werden müssen. Gott wirkt, soweit möglich, durch natürlich erklärbare Mittelursachen. Das Evangelium, das Jesus den Seinen hinterließ, trug in sich die weltüberwindende Gotteskraft; das ist der tiefste Grund seines Sieges. Aber der Kirchenhistoriker würde sich einer Versäumung schuldig machen, wenn er die natürlich vermittelnden Zwischenursachen, die damalige Rechts- und Spracheneinheit des römischen Weltreichs, den Weltfrieden, die Leichtigkeit des Verkehrs, die allgemeine Sehnsucht nach einer göttlich autorisierten Religion u. a. m., nicht als wirksame Hilfstruppen des Evangeliums in Anschlag bringen wollte. Auch im

heutigen Missionswerk arbeiten sowohl rein geistliche als auch innerweltliche Faktoren. Um die rein geistlichen Gotteskräfte des Evangeliums scharf herausheben zu können, müssen wir auch die natürlichen Zusammenhänge aufzudecken versuchen. Auch in ihrem Zusammentreffen sehen wir die leitende Hand Gottes.

Da stehen wir nun vor einer Fülle in einander verschlungener Ursachen und Wirkungen verschiedenster Art. Denn so mannigfaltig die gratia praeveniens im Leben des einzelnen Christen sich ausgestaltet, so πολυποίκιλος waltet sie im Völkergetriebe. Wir wollen versuchen, den Erfahrungen der Mission nachgehend, die Hauptmomente der Wegbahnung ins Licht zu setzen, soweit das bei der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse, die noch im Fluß sind, heute schon möglich ist.

Der unzertrennliche Begleiter des animistischen Heidentums ist das Elend in mannigfacher Gestalt. Das Übermaß des Jammers und der Not, die aus den heidnischen Völkern zum Himmel schreien, wird von den heimatlichen Christen wohl kaum in seiner furchtbaren Schwere gewürdigt. Die Sage von den „glücklichen Heiden", den zufriedenen, fröhlichen Naturkindern, braucht allerdings heute nicht mehr widerlegt zu werden; aber das große Maß des Elends, das mit dem Heidentum naturnotwendig verbunden ist, dürfte doch kaum bekannt genug sein und pflegt nicht immer in die Rechnung eingestellt zu werden bei theoretisierender Darstellung, die sich mehr mit dem Gedankengebäude des Heidentums beschäftigt als mit den daraus sich ergebenden Folgerungen für das Leben. Das Gros der heidnischen Batak ist so arm, daß nur die üppige Vegetation der Tropen sie vor dem Verhungern schützt. 200 Prozent erheben die Besitzenden von den Armen, welche genötigt sind, bei ihnen Reis zu leihen, und erreichen damit, daß die meisten Untertanen ihre Sklaven werden, mit denen sie nach Willkür verfahren können. Die Sklaven nennt man „Katzenkinder" und „Schweinekinder" und behandelt sie oft härter als das teure Vieh. Die Greuel der afrikanischen Sklaverei sind bekannt. Die Häuptlinge sind, wenn es ihre Macht erlaubt, unmenschliche Tyrannen. Niemand kennt Mitleid mit den Unterdrückten; Wehrlose werden bis aufs Blut gemartert. Wehe

den Witwen und Waisen, den Schwachen und Bedrängten, das Heidentum gönnt ihnen keinen Anwalt. Als System besticht uns der Animismus durch seine interessante Gedankenwelt; aber welche Fülle von Jammer, von Tränen und Blut schüttet er über seine Bekenner aus. Menschenraub und Mord im Dienste der Psycholatrie, Blutrache, Hexenverfolgungen, Grausamkeit, Lüge, Betrug, rücksichtslose Habsucht sind seine unvermeidlichen Begleiterscheinungen. Der Animismus nötigt die Heiden, ihre Kranken planmäßig zu quälen,[1]) er erniedrigt die Frau, vergiftet Kindererziehung und Familienleben, er erzieht zur gemeinsten Selbstsucht, zur Ausbeutung der Wehrlosen, zum rücksichtslosen Kampf aller gegen alle. Er raubt den Völkern den Frieden, vergällt den Menschen das Leben, macht sie schwermütig und stumpfsinnig.

Von diesem ihrem Elend haben die Heiden ein dumpfes Gefühl. Freilich kennen sie die Giftwurzel nicht, aus der ihnen Unfriede und Qual erwächst, aber die Folgen ihres Heidentums liegen schwer auf ihnen. Nun kommen Männer zu ihnen, die das Elend mit ihnen fühlen und tatkräftig helfen wollen, es zu lindern. Die Bedrückten hören eine Botschaft, die ihnen noch unverständlich ist, aber sie merken doch, daß sie Heil für sie bedeuten will. Das große Elend, in dem sie ihr armseliges Dasein hinschleppen, öffnet ihnen die Ohren für eine Botschaft, an der sie noch kein religiöses Interesse haben, die darum in die Herzen der Wohlhabenden und Herrschenden viel schwerer eindringt. So kann das Elendsgefühl der Heiden ein Wegbahner für das Evangelium werden. Mit dem Instinkt des Kindes ahnen sie, daß hier Hilfe ist, auch wenn ihnen diejenige, die sie zunächst erwarten,

1) Krankheit wird verursacht durch böse Geister. Die Krankenbehandlung zielt daher auf Vertreiben des bösen Geistes ab. Man foltert den armen Kranken, indem man furchtbaren Lärm neben ihm macht, ihn von einem Haus ins andere schleppt, ihm ekelerregende oder beißend scharfe Medikamente zu trinken gibt, ihn in dichten, übelriechenden Qualm hüllt — alles um den krank machenden Geist zu vertreiben. Natürlich oft mit dem Effekt, daß der Kranke an der Behandlung stirbt. Gewisse Kranke, z. B. von Cholera ergriffene, Aussätzige, überläßt man sich selbst, um sich nicht der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. — Ebenso herzlos sind die Kols gegen die Kranken, weil böse Geister die Ursache der Krankheit sind (Jellinghaus, Kols S. 69).

nicht versprochen wird. Es mischen sich noch viele falsche Gedanken unter, ja sie mögen alle noch auf der falschen Spur sein; aber die Ohren und die Herzen der Elenden werden der fremden Boschaft geöffnet. Ging es doch vielen Leidenden, die Jesus um Hilfe baten, ebenso: Sie suchten Heilung für ihren siechen Leib und fanden unendlich viel Wertvolleres. Jesus hatte seine aufmerksamsten Zuhörer unter den Bresthaften und Bekümmerten. Den Armen wird das Evangelium gepredigt, damals wie heute, und die Anfechtung lehrt aufs Wort merken. Das Elendsgefühl kann schließlich bis zur Annahme des Christentums hinführen, wenn es sich vertieft und läutert; zunächst aber macht es williger zum Hören, denn es facht eine leise Hoffnung an in den Herzen, die sonst von der Botschaft nichts wissen wollen.

In der Batakmission sowie in Nias hat man die Erfahrung gemacht, daß die Sklaven und die sozial Geknechteten die ersten waren, die dem Evangelium ein williges Ohr liehen und schließlich bereit waren, den Übertritt zu wagen. Während die Häuptlinge und die Besitzenden noch lange nichts vom Christentum wissen wollten, weil es ihnen keinen Gewinn versprach, riefen die Armen und Unterdrückten den Missionaren und Evangelisten bald zu: Kommt und helft uns. Mehr oder weniger machen alle Missionen diese Erfahrung. Die herrschenden Nationen in Indien wollen vom Evangelium nichts hören; die unterdrückten Ureinwohner aber, die Kols, die Santals, werden durch ihre große Not zu aufmerksamen Zuhörern des linden Wortes. Von den Kols bezeugen das Jellinghaus und Nottrott verschiedentlich.[1]) Vom Basler Missionsgebiet in Indien gibt Missionar Hoch ein ähnliches Zeugnis ab: „Bei diesen Leuten ist ein Verständnis für die geistlichen Segnungen des Evangeliums vorerst überhaupt

1) Die Javanen in Mitteljava drängten sich stellenweise dem Christentum zu. Ein Motiv scheint bei dieser merkwürdigen Bewegung gewesen zu sein, daß „die Leute merkten, wie die Christen nicht mehr wie früher von den Häuptlingen bedrückt und schikaniert werden durften, sondern vor dem Gouvernement durchaus als gleichberechtigt mit den Mohammedanern galten". (Schreiber, Die inländischen Christengemeinden des indischen Archipels. A. M.-Z. 1883, S. 267.)

nicht vorhanden oder tritt zurück gegenüber dem Verlangen nach den zeitlichen Gütern, die sie durch den Übertritt zum Christentum zu erlangen hoffen." „Die stehende Antwort, die man von Leuten dieser Art auf die Frage, warum sie Christen werden wollen, erhält, ist: Wir wünschen, daß es uns gut gehen möge."[1]) Das ist wohl einer der Gründe, warum heute im allgemeinen die Naturvölker, bei denen das soziale Elend sich gehäuft und die Qual gesteigert findet, empfänglicher für die evangelische Botschaft sind als die satten Kulturvölker. Die Erfahrung ist in der Mission dieselbe wie in der Christenheit: das irdische Elend lehrt die Hand ausstrecken nach den Gaben des Evangeliums.

Zum Elend gehören auch Hungersnöte. Verschiedentlich haben diese in Indien zur Ausbreitung des Evangeliums beigetragen. Mancher Kritiker hat über die „Reischristen" gespottet, in einzelnen Fällen vielleicht mit Recht. Aber bei solchen Kalamitäten sehen breite Massen des heidnischen Volkes vielleicht zum ersten Male, daß es Erbarmen, Mitleid und Rettung gibt, aber nicht bei ihren Religionsgenossen, und das macht sie aufmerksam auf das bis dahin verkannte Christentum. Bei Krankheiten versagt das Heidentum völlig, die Kranken haben einen bitteren Elendskelch zu leeren. Die bei der Mission gesuchte ärztliche Hilfe wird oft Wegbereiter des Evangeliums; das hören wir von den meisten Missionsgebieten. So bezeugt Missionar Sundermann, daß auf der Insel Nias die Krankheiten und die von der Mission verabfolgte Medizin wirksame Missionsmittel sind; in heidnischen Gebieten wird oft Krankenheilung der Antrieb, die sonst unzugänglichen Heiden dem Christentum zuzuführen.[2]) Auch in der Krankenpflege weiß sich die Mission in den Fußspuren ihres Herrn, der keinen Kranken zurückwies, auch solche nicht, die ihn zunächst nur als den Arzt des Leibes aufsuchten. Die Behandlung der Kranken darf nicht abhängig gemacht werden von Bedingungen; umsonst gibt die Mission, was sie umsonst empfangen hat. Daß Gott sich oft in überraschender Weise zu den ärztlichen Hilfeleistungen seiner Sendlinge bekennt, beweist,

1) Hoch, Die Taufbewerber in der indischen Mission, S. 28 u. Anm.
2) Sundermann, Nias, S. 183 f.

daß Krankheitsnöte und ihre Heilung in Gottes Plan der Völkererrettung ihre Stellung haben.

Ehe die Heiden noch den Zusammenhang ihrer Irreligion mit ihrem Elend ahnen, sind sie deren Früchte gründlich leid. Dieser Gesichtspunkt muß uns bei der Beurteilung der maßgebende sein: Das Elend, unter dem die Heiden seufzen, und dessen Druck sie zum Evangelium der Erlösung hintreibt, ist eine Frucht des animistischen Heidentums; sie ernten, was ihre Väter und sie selbst gesäet haben. Vom indischen Heidentum sagt Hoch: „Die Mißverhältnisse, unter denen diese Leute leiden, sind zum größten Teil eine Frucht des indischen Heidentums. Es ist deshalb als ein Fortschritt zu begrüßen, wenn ihnen endlich einmal die Augen über die Schäden ihrer angeerbten Religion aufgehen und sie zu erkennen anfangen, daß nur im Christentum Heilung für alle ihre Leiden zu finden sei. Auch der Umstand darf uns nicht befremden, daß äußere Not es ist, was ihnen den Gedanken an einen Übertritt zum Christentum nahelegt. Wissen wir doch, welch mächtiges Mittel die Not dieses Lebens ist, um Menschen für das Evangelium empfänglich zu machen. Auch ist das, was sie nach Maßgabe ihres armseligen Verständnisses vor allem im Christentum zu finden hoffen, an und für sich nichts Verwerfliches, es sind vielmehr wertvolle und erstrebenswerte Güter, die zu einem menschenwürdigen Dasein gehören, ja es sind Güter, die als Früchte des Christentums bezeichnet werden dürfen und als solche ihre gottgeordnete Bedeutung für die Evangelisierung der Heidenwelt haben ... An den mannigfachen Segnungen, welche das diesseitige Leben dem Christentum zu verdanken hat, offenbart sich auch für Fernerstehende in unverkennbarer Weise der Reichtum des Evangeliums an Segenskräften zur Erneuerung der Menschheit." [1])

Der fast ununterbrochene Krieg, die Stammesfehden und die Blutrache vermehren die Leiden der Naturvölker, denn „den Frieden kennen sie nicht". Das Verlangen nach Frieden hat auf Sumatra und auf Nias oft wesentlich dazu beigetragen, die Kriegs-

1) Hoch, a. a. O. S. 29 f.

müden willig zu machen zur Annahme des Evangeliums.[1]) Die Verheißung: „Friede auf Erden" hat für sie einen lieblichen Klang, und es ist nicht zum wenigsten die Sehnsucht zunächst nach äußerem Frieden, die ihnen die Ohren öffnet für dessen Bedingungen.

All dieser Jammer hat den Wert einer Pflugschar, die hartes Erdreich aufbricht. Es ist ausgeschlossen, daß man in der evangelischen Mission die Elenden in die Kirche aufnimmt, nur weil sie sich elend fühlen und die dunkle Hoffnung haben, daß ihnen dort geholfen werde. Ein solches soziales Evangelium predigt die evangelische Mission nicht. Aber als Wegbereiter ist der große Jammer der Heidenwelt ein Bundesgenosse der Mission, er macht aufmerksam auf eine Macht, die auf den Plan getreten ist mit einem Heilmittel. Dieses Heilmittel ist freilich anders geartet, als die bedrückten Heiden vorläufig noch wissen können; es faßt das Übel an der Wurzel, es beseitigt nicht alles Elend der Welt, aber seine Bitterkeit. So kann das Elendsgefühl in die Mauer der Gleichgiltigkeit und Indifferenz, die um das heidnische Herz gelagert ist, eine Bresche schlagen, durch welche die Kunde vom Heiland den Weg ins Herz finden kann.

Zu den providentiellen Wegbahnern des Evangeliums dürfen wir ferner das Bildungsbedürfnis rechnen, das sich vielfach heute in der Heidenwelt findet. Wo es vorhanden ist, kann es zum kräftigen Antrieb werden, den Missionaren als Vertretern imponierenden Wissens das Ohr zu leihen. Bei Kultur- sowohl wie bei Naturvölkern zeigt sich vielfach das Verlangen nach Bildung, deren Übergewicht man bei der Berührung mit den westlichen Nationen zu fühlen bekommt. In Indien, China und vor allem in Japan hat das Bedürfnis nach Aufklärung und Wissen den Sieg davongetragen über die traditionelle Abneigung gegen das Ausländische. Sanguiniker haben große Hoffnungen für den Sieg des Evangeliums darauf gesetzt, die sich zum größten Teil nicht erfüllt haben. Ein Volk kann sich die Segnungen des Christentums aneignen, ohne deren Quelle sich zu sichern, wie

1) Sundermann, Nias, S. 183; Vergl. Kruyt, Inlander, S. 114 ff.

es heute in Japan geschieht, wo die Bildung nur als Weg zur Macht geschätzt wird. Die Mission hat dabei geholfen; aber nur in einzelnen Fällen hat der Bildungstrieb zur Wurzel der Wahrheit hingeführt. Die Entwicklung Chinas wird wahrscheinlich denselben Weg gehen. Und in Indien, wo die Mission von jeher mit besonderem Fleiße sich um Verbreitung aufklärender Bildung bemüht hat, sieht man auch nicht die erwünschten Früchte.

Günstiger liegen die Verhältnisse bei Naturvölkern. In ihrer früheren Abgeschlossenheit hielten sie sich für einzigartig klug;[1]) die über sie hereinbrechende europäische Kultur drängte ihnen aber die demütigende Erkenntnis auf, daß sie unwissend seien.[2]) Damit erwachte das Verlangen, auch etwas von dem wertvollen Wissen der weißen Leute sich anzueignen. Manche animistische Vorstellung erleidet empfindliche Stöße durch die aufklärende Vorarbeit der Kultur. Auch wo die Heiden der evangelischen Botschaft noch kein Interesse entgegenbringen, wollen sie sich gern vom Missionar über nützliches Wissen belehren lassen. Um seiner Klugheit willen schätzen sie ihn und legen seinem Worte Bedeutung bei. Man will von ihm lernen. Damit ist aber der Mission eine weite Tür aufgetan. Wenn auch die Alten sich zu alt zum Lernen fühlen, so kommt doch die junge Mannschaft willig zum Unterricht, eine herrliche Gelegenheit, sie mit den Gaben des Evangeliums bekannt zu machen. In Sumatra fängt die Evangelisierung einer Landschaft gewöhnlich damit an, daß die Heiden eine Schule bauen und um einen Lehrer für sich und ihre Kinder bitten. Das geschieht meistens nicht aus Heilsverlangen; jedenfalls nicht da, wo die Bittenden von dem Heilsinhalte der neuen Botschaft noch nichts wissen. Es ist in vielen Fällen der Trieb zur Bildung, die ihnen wertvoll erscheint. Aber nun können sie belehrt und ins Christentum eingeführt werden. Ähnlich geht es auf Nias und in den meisten Missionen Niederländisch-Indiens

1) Fast jedes Naturvolk behauptet von sich, die wahren Menschen zu sein. Selbst ein so tief stehendes Volk wie die Bergdamra nennt sich Haukhoin, d. i. Menschen, die wahren Menschen. Ebenso die Niasser u. a. m.

2) Wenn die Batak irgend ein ihr Staunen weckendes Gebilde der Kultur sehen, dann rufen sie aus: „Wir Batak sind doch Büffel."

zu. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die unterrichteten jungen Leute alle Christen werden; die Schule hat aber den Weg gebahnt in eine bisher verschlossene Landschaft.[1])

Da das Heidentum Unwissenheit und Irrtum ist, so kann das Christentum als Träger der Klugheit und des Wissens sich empfehlen. Das geschieht sehr oft. Jellinghaus bezeugt von den Kols: „Das, was sie besonders empfänglich für das Christentum machte, war ihr tiefes Gefühl und ehrliches Eingeständnis davon, daß sie ‚finster' und wie ‚dumme verirrte Schafe' in diesem rätselhaften Leben seien." „Man hat allen Grund zu vermuten, daß es bei ihnen schon die beiden Hauptmotive waren: Sehnsucht nach Freiheit von Dämonenfurcht und -Dienst, und die Hoffnung, durch die Missionare Rat und Hilfe in ihren gefährdeten Besitzverhältnissen, Bildung und Unterricht für sich und ihre Brüder zu erlangen."[2]) Von den Waganda wird berichtet, daß hauptsächlich der Bildungstrieb sie in Scharen dem Christentum zuführt; daß sie darum auch in der konkurrierenden römischen Kirche sich nicht wohl fühlen, weil diese ihr Bildungsbedürfnis nicht genügend befriedigt.[3]) Unter dem Abo-Stamm in Kamerun erwachte ein allgemeiner Lerneifer und führte viele zu den Missionaren, trotz heftiger Gegenwehr des Heidentums.[4])

Wir lesen oft in den Missionsberichten, daß in den ersten Zeiten der Missionsarbeit in heidnischem Gebiet Kinder und junge Leute einen überraschenden L e r n e i f e r entfalten. So wird von der Landschaft Toba (Sumatra) berichtet, daß bald nach der Ankunft der ersten Missionare die heidnischen Kinder und Jünglinge

1) Die Neger am Kongo kamen den baptistischen Missionaren mit großer Empfänglichkeit entgegen: die meisten wollten lesen und schreiben lernen. Später stellte es sich heraus, daß sie durch diese zauberhafte Kunst reich und angesehen zu werden hofften. Immerhin diente ihr Wissenstrieb dazu, das Land dem Evangelium zu öffnen (P. Richter, Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo, A. M.-Z. 1903, S. 109 f.).

2) Jellinghaus, die Kols, S. 112; 172.

3) Ein charakteristisches Beispiel, wie ein Heide aus Lerntrieb zur Mission kommt und dann viel mehr findet, als er gesucht, bei Trittelvitz, Die Bielefelder Ostafrika-Miss. A. M.-Z. 1908, S. 131.

4) Deutsche Kolonien, S. 16.

sich innerhalb und außerhalb der Schule nicht genug tun konnten im Lernen.[1]) Das gleiche wird von der jungen Mission bei den Ovambo bezeugt.[2]) In der Minahassa war zu Riedels Zeiten oft das Bildesbedürfnis der Alifuren der Anlaß, der ihnen das Christentum begehrenswert machte. Die Missionare hatten mit richtigem Blick erkannt, daß dies Verlangen einen höchst günstigen Ausgangspunkt für die Christianisierung der Minahassa bot, und verwandten allen Fleiß auf die Schularbeit.[3]) Dem Bildungshunger der Alifuren entstammte ihr Eifer, das Neue Testament oder Teile desselben zu besitzen und zu studieren.[4]) Ähnliches erlebten die Missionare in Madagaskar. Dieser Eifer, Gottes Wort lesen zu können, entstammt zunächst nicht der Sorge um das Heil der Seele, man verbindet sogar vielfach noch abergläubische Vorstellungen mit der Bibel, in der man die Weisheit der Europäer zu finden hofft.[5]) Aber diese mangelhafte oder gar verkehrte Vorstellung kann der Annahme des Christentums den Weg bahnen.

---

1) Berichte der Rhein. Miss. 1882, S. 54; 242.

2) Ebenda, 1893, S. 20.

3) Grundemann, Riedel, S. 141; vergl. S. 110; 113.

4) Ebenda, S. 184. — So auch in Uganda, wo ein förmlicher Lesehunger herrscht.

5) Vergl. Kruyt, Inlander, S. 121 ff. — Bei einem Erdbeben wurde van Hasselt von einer heidnischen Papuafrau gefragt, was die Bibel dazu sage, ob es besser werden würde oder schlimmer (van Hasselt, a. a. O. S. 150). Auf Madagaskar kamen die Heiden zu Missionar Nilson Lund mit der Bitte, er möge in seiner Bibel nachsehen, ob ein Raubzug, den man plane, gut ablaufen werde (Kruyt, Inlander, S. 114). Heidnische Tibetaner hatten vielfach in ihren Häusern Bibeln, die man nicht las, sondern wie Götzen verehrte, indem man Weihrauch davor verbrannte (Ebenda, S. 99). Die Waschamba hielten die Bibel für ein Zauberbuch, in welchem die Missionare nachsehen sollten, wer ihre Kranken verzaubert habe, oder wohin ihre Ziege gelaufen sei (Döring, Morgendämmerung, S. 164). Sekeletu, Häuptling der Barotsi, begünstigte die Ansiedelung der Missionare in seinem Gebiete, wollte aber selbst nicht lesen lernen, aus Furcht, daß „die magische Macht des Buches ihn nötigen würde, der Polygamie zu entsagen" (Bilder aus der franz. Sambesi-Mission. A. M.-Z. 1892, S. 21). — Bestohlene Niasser baten Missionar Fries, in „dem Buche" nachzuschlagen, wo sie den Dieb zu suchen hätten, und als das abgelehnt wurde, baten sie: „Dann tue uns doch wenigstens den Gefallen, aus dem Buche den Dieb zu verfluchen." (Fries, Rundbrief, Nr. 26, S. 39).

Gott hat in die Herzen der Unwissenden den Trieb nach Wissen gelegt, damit die Suchenden im Unterricht besseres finden, als sie zu suchen ausgegangen waren.

Hiermit hängt noch ein anderer Umstand zusammen, der nach göttlicher Leitung dem Evangelium unter gleichgiltigen Heiden den Weg bahnen muß, das ist die Übergelegenheit der weißen Rasse, welche die Trägerin des Christentums ist. An ihr, die überall in der heutigen Heidenwelt eine Herrscherstellung einnimmt, sieht auch das blöde heidnische Auge den das Christentum begleitenden irdischen Segen und lernt so die neue Religion um ihrer segensreichen Folgen willen schätzen. Die altkirchliche Missionstätigkeit genoß diesen Vorteil nicht. Damals waren die Boten des Evangeliums unansehnlich, sie galten für ungebildet und entstammten einem Milieu, auf welches die stolzen Römer und Griechen mit Verachtung herabsahen. Es bedurfte anderer Mittel, um die heidnische Welt auf die neue Botschaft, die sich durch nichts empfahl, aufmerksam zu machen. Gott verlieh daher seinen Boten die Macht, Wunder zu tun, Zeichen, welche das Staunen und Nachdenken der Heiden hervorriefen und ihre Augen hinlenkten auf eine Verkündigung, die sich so einzigartig legitimierte.[1]) In dem Maße als das Christentum bekannt und eine Macht wurde, an der die Heiden nicht mehr achtlos vorübergehen konnten, hörten diese göttlichen Ausrufungszeichen auf. Solche auffallenden Zeichen der göttlichen Macht erlebt die heutige Heidenmission auch, aber nicht allzu häufig. Wir werden darauf noch zu reden kommen. Die Boten des Evangeliums sind im allgemeinen nicht mit der Gabe des Wundertums ausgerüstet, weil ihre Stellung in der heidnischen Umgebung schon an sich eine hervorragende ist. Sie erregen als Träger einer weit überlegenen Kultur die allgemeinste Aufmerksamkeit. Auch in der primitivsten Pioniermission tritt der Missionar, ob er will oder nicht, vor die Heiden als Vertreter einer Kultur und Bildung, die wie aus einer

1) Vergl. dazu: Zahn, Zeichen und Wunder in der Mission. A. M.-Z. 1893, S. 241 ff.

höheren Welt stammend angestaunt wird. Durch seine Werkzeuge und Instrumente, durch seine Kenntnisse und Fertigkeiten macht er den Eindruck eines höheren Wesens. Alles Interesse konzentriert sich auf den wunderbaren Mann, der auf Meilen im Umkreis das Tagesgespräch bildet. Man bringt vor ihn die schwebenden Streitsachen und Stammesfehden, damit er sie durch weises Urteil beendige, jede Art Krankheit und Gebrechen soll er heilen, für alles einen Rat wissen, man erwartet von ihm einen allgemeinen Aufschwung des Landes.[1]) Weil er aber so hohe Achtung genießt, ist auch sein Wort gewichtig. So wunderlich seine Botschaft klingt, man kann doch nicht umhin, sie des Botschafters wegen anzuhören. So wird die Überlegenheit des Europäers zu einem Zauberstabe, der dem Evangelium die Türen des heidnischen Landes sprengt. Weltliche Motive sind oft die Brechstangen, mit denen die Sprenglöcher ins Heidentum hineingebohrt werden, dann erst kann das Pulver des Evangeliums hineingelegt werden, um nun von innen heraus den Felsen aus einander zu sprengen.

Wenn die Naturmenschen den ihnen so überlegenen Missionar in ihrer Mitte freundlich aufnehmen, so leitet sie wohl die Hoffnung, daß von seiner Klugheit etwas für sie abfallen wird, sei es, daß sie von seinen Künsten und Fertigkeiten profitieren, sei es, daß sie unter seiner Anleitung klug und geschickt wie die Europäer werden wollen. Sie beobachten, daß die christlichen Nationen den heidnischen weit voraus sind. Wenn das Christentum sie dahin gebracht hat, so wäre es vielleicht ratsam, dieser kräftigen Religion näher zu treten. Die Wirkung der christlichen Religion stellt man sich dabei oft wie einen starken Zauber vor. Jener Schluß ist halbwahr, und die ihn ziehen, sind noch fern vom Reiche Gottes, aber doch nicht mehr so fern wie der stumpfsinnige Heide, der nicht einmal über die Früchte der verschiedenen Religionen sich Gedanken macht.

Die Überlegenheit der christlichen Rasse wird freilich auf nicht wenigen Missionsgebieten paralysiert durch den zuchtlosen Wandel mancher Europäer. Der Heide wird im Blick auf sie

2) Die Batak sagen oft zu uns: „Es gibt nichts, was ihr Weißaugen nicht könnt.“

folgern, daß Klugheit und Herrscherstellung nicht notwendig abhängig sind von der Beobachtung der christlichen Religionsvorschriften. So kann, was nach Gottes Willen Förderung sein sollte, durch menschliche Schuld zur Hemmung werden.

Nachhaltiger als die genannten Wegbahner des Evangeliums wirkt ein anderer Faktor, das ist die Macht, welche die sittliche Person des Trägers des Evangeliums auf die Heiden ausübt. In dem Evangelisten sehen sie die christliche Religion verkörpert und ahnen etwas von ihren Vorzügen, längst ehe das gepredigte Wort auf sie Eindruck macht. Zweierlei besonders tritt ihnen an dem Boten des Evangeliums groß und gewinnend entgegen, das ist seine Liebe und seine Wahrhaftigkeit. Den animistischen Heiden ist die Liebe und Barmherzigkeit, mit der ihnen der Missionar entgegenkommt, völlig neu. Heidentum ist ja unverhüllte Selbstsucht. Kein Animist hat je mit einem Menschen zu tun gehabt, abgesehen von seinen Eltern, der ihm selbstlos Liebe erwiesen hätte. Überall in der Mission unter den Naturvölkern macht man die Erfahrung, daß die herzliche, erbarmende Liebe der Sendboten das erste ist, was Eindruck auf die starren Heidenherzen hervorruft. Der Aufklärung setzen sie passiven Widerstand und Spitzfindigkeit, der Belehrung ihre Tradition entgegen; aber gegen erbarmende Liebe versagen ihre Waffen. Nicht nur diejenigen, welche später Christen werden, auch verstockte Heiden lassen sich von der Liebe der Boten anregen. In den Bataklanden nennen Christen wie Heiden den in ihrer Mitte wohnenden Missionar ihren Vater, und das ist nicht Phrase; sie bekennen: So wie du zu mir bist, ist mein Vater nicht gewesen, ist meine Mutter nicht gewesen.[1]) Durch die Liebe, die der Sendbote ihnen und ihren Kindern entgegenbringt, werden in ihnen Gefühle ausgelöst, deren

1) Im Jahre 1895 mußte ich nach zweijähriger Tätigkeit unter den Wilden der Insel Samosir diesen Platz verlassen, weil ich anders wohin berufen wurde. Da ist mir so viel Liebe und Dank für Liebe entgegengetreten, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Heidnische Männer, denen ich das nie zugetraut hätte, weinten wie die Kinder (was sie sonst nicht tun) und nannten mich ihren Vater, ihre Mutter, ihren Großvater, der sie mehr geliebt hätte als die eigenen Eltern.

Vorhandensein sie selbst bisher nicht wußten. Es tritt damit ein Neues in ihr Gefühlsleben. Man hört gelegentlich, wie sie untereinander den weißen Mann preisen, der sich nicht scheut, ihre ekelhaften Geschwüre zu behandeln, mit ihnen in ihren schmutzigen Hütten zusammenzusitzen, ihre Kranken bei sich aufzunehmen und dergl. Die Krankenbehandlung seitens der Mission ist ein Hebel, der manche verschlossene Tür ausgehoben hat. Die gesamte Missionsliteratur legt Zeugnis ab für das hier Gesagte: allermeist geht der Weg zu den Herzen der Heiden und zum willigen Hören der guten Botschaft durch die anschauliche Liebestätigkeit der Sendboten hindurch. Wenn dem Heiden deren Freundlichkeit und Leutseligkeit aufgegangen ist, dann wird er willig, sein Ohr ihren Worten zu neigen.[1]) „Indem der Missionar alle seine Gaben in den Dienst der suchenden und dienenden Liebe stellt, darf er sich in der Nachfolge Jesu wissen. Schon lange bevor das verkündigte Wort verstanden werden kann, wird die Predigt der Tat verstanden, sie wirkt unmittelbar von Herz zu Herzen, sie wirkt gerade auch auf jene naiv selbstsüchtigen Herzen.“[2])

Welchen Einfluß die uneigennützige Liebe der Boten des Evangeliums auf wilde heidnische Gemüter ausübt, das haben u. a. in zwanzigjähriger Geduldsarbeit die Missionare unter den Papua in Kaiser-Wilhelmsland erfahren. Als einst ein bewaffneter Heide zu Missionar Kunze kam, und dieser ihn fragte: Willst du mich etwa töten? antwortete der Mann, daß er ihn früher wohl getötet haben würde, wenn die Stimmung gegen ihn gewesen wäre. „Aber heute könnte ich es nicht tun. Dort hast du Missionar Klaus, Pillkuhn und deine Frau begraben; wenn ich daran denke, dann werden mir meine Eingeweide schwach.“ Er hatte etwas von der Liebe der Missionare gefühlt, die auch den Tod willig

1) „Der unschätzbare persönliche Kredit, den jeder Missionar, der eine neue Scholle verfinsterten Heidentums anbricht, sich zuerst erwerben muß, der Kredit, der namentlich bei heidnischen, des Lesens unkundigen Naturvölkern die erste Vorbedingung für ein ersprießliches Wirken ist, der Glaube an die Harmlosigkeit, Uneigennützigkeit und Wohlmeinung der Missionare, an die Reinheit ihrer Absichten“ — so formuliert Schneider diesen wichtigen Faktor persönlicher Missionsarbeit. (Die Buschneger, S. 78.)

2) Fries, Rundbrief Nr. 31, S. 39 (Brief von Dr. Winkler).

auf sich nimmt. In Erinnerung an verstorbene Missionare und Missionarsfrauen sagte der eine oder andere Papua: „Der (oder die) hatte ein so sanftes Auge, wenn er mich anschaute, schmerzten mich meine Eingeweide."[1]) Dasselbe erlebte Missionar Krumm auf Nias, als seine Frau heimging. Der einst so gefürchtete Schädeljäger Siwahumola sagte unter Tränen: „Als ich es hörte, daß die Mutter weggegangen sei, da war mir, als wenn mir einer den Hals zugeschnürt hätte. Sie hat uns lieb gehabt." Und dann erzählte er von allerlei Erweisen der Liebe und Freundlichkeit, die ihnen die junge Frau erzeigt hatte.[2]) — So machte im Ovamboland der Tod des jungen, geliebten Missionars Stahlhut auf die Heiden einen tiefen Eindruck. Viele suchten seine Witwe auf und weinten mit ihr.[3]) Von Segen für die Heiden war das Sterben der Frau Coillard.[4]) Müller bezeugt von dem Stamme der Anglo unter den Ewe, daß die hingebende Pflege, welche die Missionare den im Kriege Verwundeten angedeihen ließen, die Herzen der Ewe gewann; von da an trat ein Umschwung ein in ihrem Verhältnis zu den Missionaren.[5]) Hoch erzählt von Indien, daß die fürsorgende Liebe der Missionare, ihre philanthropische Tätigkeit, ihre selbstlose Hilfeleistung, mächtig auf solche wirken, die dem Christentum noch fern stehen.[6]) Kruyt sagt: „Der Missionar muß beginnen, bei den Leuten Vertrauen zu seiner Person zu wecken; im Anfang muß seine Person mehr sprechen als sein Wort, denn er muß davon durchdrungen sein, daß man im Anfang allein um seinetwillen auf die Predigt des Evangeliums hören wird; und daß alles Predigen nutzlos ist, wenn die Hörer kein Vertrauen zum Prediger haben. Dies Vertrauen ist der Weg, auf dem Gottes Geist in die Herzen kommt und da wirkt."[7]) Vertrauen wird aber durch Liebe erworben.[8])

1) Kunze, a. a. O. IV. S. 30; III. S. 63.
2) Berichte der Rhein. Miss. 1902, S. 331.
3) Ebenda, 1901, S. 45.
4) A. M.-Z. 1892, Beibl. S. 59.
5) G. Müller, Die Ewe, S. 72 f.
6) Hoch, a. a. O. S. 29.
7) C. A. Kruyt, Het Karakter der heiden-zending, S. 50.
8) Selbst auf die fanatischen Feinde der Christen, auf die Moham-

Sodann ist es die den Heiden vorgelebte Wahrhaftigkeit des evangelischen Boten, welche ihn empfiehlt. Diese Tugend ist den meisten Heidenvölkern neu, wenn auch nicht in der Idee, so doch in der Wirklichkeit. Unsere Batak haben vor der Ankunft der Missionare noch keinen Menschen gesehen, dem sie aufs Wort glauben durften, und die Niasser, Alifuren, Papua und viele andere auch nicht. Kein Wunder, daß sie anfangs dem Missionar auch nicht trauen und allerlei versteckte Absichten bei ihm vermuten. Nun lebt er aber länger unter ihnen, scharf beobachtet durch Hunderte von argwöhnischen Augen. Allmählich konstatiert man, daß dieser Mann nie eine Unwahrheit sagt, nie mit List und Betrug geheime Pläne verfolgt, sondern genau so spricht, wie er denkt. Je mehr sich diese Beobachtung zu einer Erfahrung verdichtet, um so mehr wird man geneigt, ihm zu glauben, zunächst infolge eines empirischen Schlusses; schließlich aber gewinnt man herzliches Vertrauen zu ihm. Seine Uneigennützigkeit, seine Liebe und Wahrheit haben ihm den Weg zu den verschlossenen Herzen geöffnet.

Damit ist viel gewonnen, denn nun wird man auch seiner Botschaft Glauben schenken. Nicht daß man sich gleich darunter beugte oder sie auf sich anwendete, aber man hält doch das noch unverstandene, geheimnisvolle Wort des als wahrhaftig erprobten Mannes für wahr. Man weiß wenigstens, daß der Bote seine Hörer nicht hinters Licht führen will und keine selbstsüchtigen Absichten hat. Es muß doch wohl ein gutes Wort sein, weil der Verkündiger sich als zuverlässiger Mann erwiesen hat. Mit barmherziger Liebe und unwandelbarer Wahrhaftigkeit kommt der Missionar weiter als mit Disputationen und Beweisen. „Die Waffe der Ehrlichkeit und Wahrheit ist ein Schwert, das die Heiden nicht kennen, denn kluge Heiden sind alle schlaue Diplo-

medaner, macht deren Liebestätigkeit Eindruck. Das Krankenhospital der Rheinischen Mission in Pea Radja (Sumatra) nötigte vielen Mohammedanern das Zugeständnis ab: Solche Liebe gibt es doch nur bei den Christen. Allerdings wurde sofort von den Führern die Erklärung abgegeben: Ja die Christen pflegen unsere Kranken und tun ihnen Gutes, aber gerade dazu hat Allah sie bestimmt, die Kafirs müssen den Gläubigen diese niedrigen Dienste verrichten.

maten. Dieses Schwert schlägt daher auch die nachhaltigsten Wunden, wenn es die Liebe regiert."[1])

Die Rheinische Mission arbeitet seit zwei Jahrzehnten in Neu-Guinea, bis vor kurzem ohne greifbare Erfolge, denn niemand hatte Lust, Christ zu werden. Und doch waren die Missionare guten Muts und wollten nichts wissen vom Aufgeben des scheinbar unfruchtbaren Gebietes, denn es war ihnen gelungen, das Vertrauen der Papua zu gewinnen, wie sich bei manchen Gelegenheiten zeigte. Jetzt ist dort wirklich eine Bewegung zum Christentum hin in Fluß gekommen.[2]) Weil sie Vertrauen zu den Missionaren gefaßt, kamen in Nias die wilden Fraono Huna, berüchtigte Kopfjäger und Menschenräuber, mit ihrem gefürchteten Oberhaupte, dem Siwahumola, zu Missionar Krumm und wandten sich hernach in corpore dem Christentum zu. Missionsarzt Dr. Winkler äußert sich darüber: „Erst wenn das Vertrauen zum Missionar gefestigt ist, findet die Predigt, das Wort Gottes, Gesetz und Evangelium, willige Ohren, allmähliches Nachdenken und Begreifen. Man überträgt das Vertrauen zum Wort des Missionars, das sich in den äußeren, irdischen Angelegenheiten als zuverlässig erwiesen, auf das, was er sagt über die neue fremde Lehre; ist das eine wahr und zuverlässig, so wird auch das andere wahr und zuverlässig sein. Vom Vertrauen zum Missionar in irdischen Angelegenheiten geht's zum Vertrauen in geistigen Dingen. Aus dem Vertrauen auf die Person des Missionars entwickelt sich das Vertrauen auf den Gott des Missionars, der ihm ja oft sichtlich beisteht und der auch sie nach der Versicherung des Missionars lieb hat und auch ihnen helfen will und helfen kann, wie man es ja schon öfters in merkwürdiger Weise erlebt hat; — entwickelt sich das Vertrauen zu dem Heiland, von dem zu reden und zu zeugen der Missionar nicht müde wird."[3]) Das Vertrauen, welches Livingstone unter den Wilden Afrikas säen durfte, hat den dunklen Erdteil für die Missionsarbeit erschlossen. Wie oft haben Missionare vermitteln können zwischen Kolonialregierung und einer aufgeregten

1) Gloyer, a. a. O. S. 20.
2) Vergl. A. M.-Z. 1908, S. 26 ff.
3) Fries, Rundbrief Nr. 31, S. 39.

Bevölkerung, weil sie deren Vertrauen besaßen; oder auch zwischen kriegführenden Stämmen, die beide von dem Wohlwollen und der Unbestechlichkeit der Friedensboten überzeugt waren.

Es muß demnach in der Regel dem Eindringen der göttlichen Botschaft eine vorbereitende Wirksamkeit persönlicher Art seitens der Überbringer des Wortes vorangehen. Unter gebildeten Heidenvölkern mag ja das gedruckte oder geschriebene Wort die persönliche Vermittlung teilweise ersetzen können; bei tiefer stehenden Völkern wird nur in seltenen Fällen die Botschaft an sich, lediglich durch ihren Inhalt, zur Wirkung gelangen. Es bedarf, um die Eismauer um das Heidenherz zu durchdringen, einer persönlichen, liebewarmen Einwirkung. Auf die sittliche Person, die dem Heiden entgegentritt, antwortet das Sittliche, das in seinem Herzen bisher geschlummert hat; der sittlichen Forderung hätte es sich trotzig verschlossen. Nicht daß ihn nun immer nach dieser Sittlichkeit verlangte, aber er fühlt eine sittliche Realität, die ihn anzieht. Der Rest sittlichen Fühlens, der noch im Heiden vorhanden ist, zieht ihn zu der sittlichen Person hin, wie der Magnet die verwandten magnetischen Kräfte im Eisen zu wecken imstande ist. Die Folge ist eine Wertschätzung dieser Person, ja mehr, Vertrauen und schließlich Gegenliebe. Damit ist eine Basis für die Verkündigung des Evangeliums gewonnen.

Die meisten der heute missionierten Völker werden von einer europäischen Kolonialmacht beherrscht. Wenn diese es auch nicht für ihre Aufgabe halten kann, die beherrschten Stämme zu christianisieren, ja selbst wenn sie der Missionsarbeit (etwa der evangelischen innerhalb katholischer Schutzgebiete) unfreundlich gegenüber steht, so kann es doch nicht ausbleiben, daß sie als Vertreterin der Humanität und Aufklärung unbewußt mithelfen muß, der evangelischen Verkündigung vorzuarbeiten. Nach zwei Seiten hin: Zunächst trägt eine zivilisierte Kolonialmacht dazu bei, das Heidentum zu erschüttern.[1] Nicht, indem sie den Heiden ihre Religionsausübung verbietet oder ihnen nahe legt,

1) Vergl. dazu den Aufsatz von C. A. Kruyt, De Inlandsche staat en de Zending, S. 79—109.

Christen zu werden. So hat es früher die holländische Kompanie in Niederländisch-Indien getan und damit Tausende der christlichen Kirche in die Arme getrieben; aber nicht zu ihrem Heil. Heute geschieht dergleichen nirgends. Wohl aber sieht sich die Kolonialgewalt veranlaßt, manche heidnische Sitten, welche eng mit der religiösen Tradition zusammenhängen, zu untersagen, z. B. die Menschenfresserei, die Schädeljägerei, das Menschenopfer bei Totenfeiern, die Hexenprozesse, die Gottesurteile, das Töten von Menschen, um Zaubermittel aus der Leiche zu gewinnen, Witwenverbrennung und manches andere. Das alles sind Gebräuche, welche die animistische Religion stützen. Werden sie mit Gewalt verboten, so ist damit die animistische Tradition durchbrochen und eine Bresche in das System gelegt. „Dann verliert alle Überlieferung ihre Kraft: Die Götter (d. h. Ahnen), denen nicht mehr auf die Weise gedient werden kann, wie sie es wollten, müssen ihren Nachkommen den Rücken zukehren, und darum urteilen diese, es sei besser, sich unter Götter zu stellen, die man auf eine ihnen genehme Weise verehren kann. Diese Götter sind entweder Allah kaala der Mohammedaner oder der Gott der Christen."[1]) Auf diese Weise hat die holländische Staatsgewalt in Niederländisch-Indien gelegentlich dem Christentum in die Hände gearbeitet.[2])

1) Ebenda, S. 89.

2) Ein Beispiel für diese Art der Wegbahnung: „Ein Distrikt in der Minahassa, der lange dem Christentum Widerstand geleistet hat, ist Tonsea gewesen. Der heidnische Staat (d. h. die religiöse Tradition) wurde dort so viel wie möglich bewahrt durch die Priester, aber das Gebäude war morsch. Nun kam einst der große Mann von der Minahassa, Resident Jansen, in den Brennpunkt des Minahassischen Heidentums, wo gerade ein Opferfest von zehn Tagen gefeiert wurde. Der Resident sah, wie die Wohlfahrt des Volkes durch solch ein Fest zurückging, wie in wenigen Tagen alles, was mit Mühe erworben war, durchgebracht wurde, und die Leute dadurch während eines großen Teils des Jahres Mangel litten; wie durch die Feste das Volk tagelang von der Arbeit zurückgehalten wurde. Diese Entdeckung hatte zur Folge, daß der Resident verordnete, daß ein Opferfest nicht länger als drei Tage dauern dürfte. Resident Jansen traf diese Bestimmung im Interesse der Bevölkerung, aber er war sich sicher nicht voll bewußt der Tatsache, daß er durch seinen Befehl dem heidnischen Staat (d. h. der Religion, Kruyt sieht Staat und Religion als

Eine zivilisierte Regierung hebt auch die **Sklaverei** auf, die mit der religiös-staatlichen Tradition des Heidentums eng verbunden ist. Frei gewordene Sklaven werden sich eher von der Volksreligion frei machen, wenn sie europäischer Hilfe ihre Freiheit verdanken. Auch der verderblichen Wirksamkeit der Zauberer und Fetischmänner wird ein Zaum angelegt; sie können nicht mehr wie früher unkontrolliert Unheil stiften, wenn auch ihre Zunft nicht aufgehoben wird. Grausame Gottesurteile sind nicht mehr möglich. Durch all das wird der heidnischen Tradition, die bisher ein geschlossenes Ganze war, ein empfindlicher Stoß beigebracht.

Wichtiger aber ist ein zweites: Die Kolonialregierung macht den endlosen blutigen Stammesfehden ein Ende, **sie schafft Frieden und damit die Bedingung für ungestörte Evangelisationsarbeit.** Wir sehen mit Recht in dem durch Roms Weltherrschaft hergestellten Weltfrieden eine vorbereitende Tat Gottes, durch die seinen Aposteln der Weg erschlossen und die Verkündigung der frohen Botschaft in vielen Ländern möglich gemacht wurde. Überall, wo heidnische Naturvölker politisch sich selbst überlassen sind, kann die Missionsarbeit nicht recht gedeihen. Unter der Herrschaft von großen oder kleinen Despoten, wie in Asante, Uganda,

---

eng verbunden an) einen großen Stoß gab. Man glaubte, daß, da man den Göttern nicht mehr auf die gebräuchliche Weise dienen konnte, man den ganzen Staat (d. h. Religion) ändern müsse — und die Leute von Tonsea wurden Christen" (Ebenda S. 94). Der Einfluß des Gouvernements ist hier wohl überschätzt; es haben sicher andere Motive mitgesprochen, so daß die Beschränkung der Opferfeste nur den Anstoß gab zu einer längst vorbereiteten Umwälzung. Aber die Mitwirkung, die rein äußerliche Wegbahnung durch die Staatsgewalt, erhellt allerdings aus diesen und ähnlichen Tatsachen, deren Kruyt noch mehrere berichtet. — Ein anderes Beispiel aus der Rhein. Mission: Neuerdings sah sich die holländische Regierung genötigt, eine Strafexpedition nach der Insel Mentawei (westlich von Sumatra) zu machen, welche (durch die Vermittlung des Missionars Lett) unblutig verlief. Bei dieser Gelegenheit wurde das greuliche Hexenaufhängen und die verderblichen Opferfeste verboten. Die Folge dieser in die heidnische Sitte tief einschneidenden Verbote war, daß die bisher außerordentlich spröde Bevölkerung begann, eifrig und zahlreich die christlichen Gottesdienste zu besuchen und ihre Kinder in die Missionsschule zu schicken.

Niederländisch-Indien, ist dem Volke der Zugang zum Christentum bedeutend erschwert, oft direkt verlegt. Fortgehende Stammesfehden und Blutvergießen machen nicht nur die Herzen zur Aufnahme des Evangeliums unempfänglich, sondern geregelte Verkündigung meist geradezu unmöglich und gefährden fortwährend den Bestand der etwa gewonnenen kleinen Gemeinde.[1]) Wo aber eine feste Kolonialregierung Frieden schafft und die Willkürherrschaft der kleinen Tyrannen bricht, da steht jeder Untertan der evangelischen Botschaft frei gegenüber. Der Häuptling kann ihn vielleicht schikanieren, aber seine Macht reicht nicht mehr hin, den Untertanen das Anhören des Wortes zu verbieten. Die Rheinischen Missionare, die unter der Friedensherrschaft des holländischen Gouvernements arbeiten, erkennen dankbar den Segen an, der von demselben ausgeht. In Sumatra sowohl wie in ganz Niederländisch-Indien verlangen nicht nur die Missionare, sondern auch die unterdrückte Bevölkerung danach, dem Kolonialregiment einverleibt zu werden. Hier und da treibt sogar die Hoffnung, daß den Missionaren die Regierung folgen werde, die nach Frieden verlangenden Heiden zur Annahme des Christentums; oder man hört sie sagen: Sobald das holländische Gouvernement uns übernimmt, wollen wir Christen werden; aber erst muß Friede sein. Ist das Faustrecht endlich gebrochen, dann atmet alles auf, und man ist auch nicht abgeneigt, die „Friedensreligion" anzunehmen. So schreibt Missionar Kramer von Nias: „Die eben erwähnten berüchtigten Raubritter (Baluhalu, Sitambaho, Bawaduha), die früher ihre Raubzüge nach allen Strecken ausdehnten, haben sich durch Vermittlung der Missionare und der christlichen Häuptlinge von Lolowua und Sogae Adu der holländischen Regierung unterworfen. Nun verlangen diese Leute danach, daß die Missionare zu ihnen kommen sollen."[2]) Bald erwarten die gequälten Leute,

1) Wenn in den unabhängigen Gebieten Sumatras Krieg herrschte (in Uluan, Samosir), durfte es niemand wagen, zum Gottesdienst oder zur Schule zu kommen, denn selbst Frauen und Kinder wurden erbarmungslos aufgegriffen oder gemordet.

2) Zitat bei Kruyt, De Inlandsche staat, S. 93.

daß der Missionar der Regierung folgen, bald umgekehrt, daß die Friede bringende Regierung die Mission begleiten werde.[1])

Wir wollen die Bedeutung einer humanen europäischen Regierung für die Missionsarbeit nicht überschätzen. Schließlich sind es innere Motive, welche die Leute in die christliche Kirche führen. Denn von der ersten Bereitschaft, das neue Wort anzuhören, bis zur innerlichen Annahme desselben mit ihren weittragenden Konsequenzen ist ein weiter Weg. Aber das darf gern zugegeben werden, daß eine weise und wohlwollende Kolonialregierung zu den Kräften gehört, die nach Gottes Willen die Heilsbotschaft den Naturvölkern näher bringen helfen. Daß leider andrerseits durch mancherlei die europäische Herrschaft begleitende Nebenströmungen die Ausbreitung des Christentums auch gehemmt werden kann, ist bekannt. Aufs Ganze gesehen dürften indessen die heilsamen Einflüsse überwiegen. Alle hier skizzierten, dem Christentum vorarbeitenden Mittel sind Werkzeuge, welche Gott den Menschen in die Hand gibt, damit sie helfen, das Kommen seines Reiches anzubahnen. Es sind Hilfsgerüste, die mit der Fertigstellung des Baues überflüssig werden. So nötig sie sind, zu den bauenden Kräften gehören sie nicht.

Wir müssen aber noch von einer andern tiefer gründenden Art der Wegbahnung reden, die, wenn auch in den meisten Fällen auf natürliche Zwischenursachen zurückführbar, doch unmittelbarer Gottes eigenstes Tun enthüllt, welcher in der Absicht, daß allen Menschen geholfen werde, selbst in das Leben der heidnischen Völker eingreift und die Verblendeten auf das aufmerksam macht, was zu ihrem Frieden dient. Sichtbarer und häufiger als in der Christenheit hebt Gott in der missionierten Heidenwelt den Finger, um den Unwissenden zuzurufen, daß heute der Tag des Heils für sie ist. Wir sahen vorhin, daß augenfällige Wunder, wie zur Zeit der Apostel, heute nicht mehr die notwendig mitfolgenden

1) Vergl. Sundermann, Nias, S. 183. — Ebenso hat in Asante, in Uganda, in Südafrika, in Ostafrika das europäische Regiment Zustände geschaffen, in denen die Verkündigung des Evangeliums ungestört und darum fruchtbar vor sich gehen kann.

Zeichen der Heidenmission sind, weil es andere Mittel gibt, um die Heiden aufmerksam zu machen. Aber die Spuren der kraftvollen Gegenwart Gottes sind auch heute in der Mission deutlich wahrnehmbar. Gott läßt sich bisweilen dazu herab, den ihn noch nicht kennenden Heiden seine Macht und gleichzeitig die Ohnmacht ihrer Götter zu zeigen, Lästerer zu strafen, in die mit großer Schwachheit gegebenen Medikamente seiner Boten einen augenfälligen Segen zu legen, stammelnde Gebete solcher zu erhören, die wissen möchten, ob bei ihm die Macht ist, und seine Diener auf wunderbare Weise zu bewahren. Die Batakmission hat manches spürbare Eingreifen Gottes erlebt, besonders in den Anfängen; mehrere Male wurden die ersten Missionare vor Mordanschlägen bewahrt, sie haben Gift genossen, ohne daß es ihnen schaden durfte, ihre Feinde sind durch Gottes Hand zurückgehalten worden, so daß Christen und Heiden Gottes Finger erkannten.[1]) Dieselben Erfahrungen hat die Niasmission, besonders in dem von Lett und Reitze besetzten Westen und in dem durch Missionar Krumm erschlossenen Gebiet Lahusa gemacht.[2]) Ohne solche den Heiden spürbare Erweise der göttlichen Macht wären beide Gebiete kaum zu halten gewesen; so aber hat unter wunderbaren Umständen in beiden eine reiche Ernte eingebracht werden können. Wer Missionsschriften liest, wird nicht wenige Beispiele derart finden, welche an die Erlebnisse alt- und neutestamentlicher Gottesboten erinnern. Den vielfach angefochtenen, von keiner christlichen Gemeinschaft getragenen, mit den finsteren Mächten des Heidentums ringenden Missionaren und ihren Helfern dienen diese Erfahrungen zur Glaubensstärkung. Es wird leicht sein, solche Gottestaten kritisch anzufechten; denen aber, die sie erleben, Missionsarbeitern wie Heidenchristen und Heiden, bedeuten sie köstliche Erfahrungen, von denen nachhaltige Wirkung und Segen ausgeht.

---

1) Vergl. J. Warneck, Wie ein Wohnsitz der bösen Geister zu einem Wohnsitz des Geistes Gottes wurde; Wegner, a. a. O. S. 41—49.

2) Vergl. A. Witteborg, Ein früh vollendetes Missionarsleben; Sundermann, Nias, S. 159—180; A. Lett, Im Dienst des Evangeliums auf der Westküste von Nias, III, S. 43 ff.

Diese Machterweisungen Gottes haben wir später einzustellen in die Untersuchung über die vom Evangelium ausgehenden Kräfte und Gaben. Hier beschäftigen sie uns nur insoweit, als sie zu den vorbereitenden Mitteln gehören, denn sie treten zumeist erst da auf, wo das Evangelium bereits Eingang gefunden hat, und zählen zu den Erfahrungen der Empfänglichen. Mit einer Erscheinung aber müssen wir uns hier ausführlicher auseinandersetzen, in der Gottes Tun und menschliches Seelenleben eng in einander verschlungen sind. In Träumen und Gesichten wirkt Gott häufig auf das Innenleben der Heiden ein, in einer Weise, daß bei aller psychologischen Erklärung doch ein Rest bleibt, der in der menschlichen Rechnung nicht aufgeht. Wo Träume und Visionen in der Heidenwelt erlebt werden, da haben sie immer die Aufgabe, auf das bisher wenig beachtete Evangelium hinzuweisen. In der Batakmission sind nicht selten Heiden durch Träume auf das Christentum aufmerksam geworden. Viele Heidenchristen wissen von Träumen zu berichten, die für ihr Leben bestimmend wurden. Noch häufiger sind sie in Nias. So träumte eine alte Priesterin: Es erschienen ihr die verstorbenen Ahnen der Verwandtschaft und sagten ihr, daß die neue Religion gut sei, sie möchten ihr alle folgen, dann würden sie mit ihren Ahnen wieder vereint werden. Auf alle Verwandte, denen die Alte ihren Traum mitteilte, machte derselbe einen tiefen Eindruck, besonders die Aussicht, mit den Ahnen wieder vereint zu werden.[1]) Unter den wilden Iraono Huna auf Nias gab ein Traum den Anstoß zur Annahme des Christentums. Die Frau des Solago, der später eine Hauptstütze des Christentums wurde, träumte: Sie sah einen großen Mann in weiter Ferne, seine Füße standen auf der Erde, sein Kopf reichte bis an den Himmel. Er wurde immer kleiner, schließlich saß er als kleiner Mann mit einem weißen Kleide auf einem Steine: „Ich komme aus dem Himmel und habe euch Leute von Lolowau zu fragen, ob ihr nach Lahusa zur Kirche geht? Wollt ihr der Lehre Gottes folgen?“ Dann beteten sie zusammen, und er ermahnte sie nochmals zum Missionar zu gehen, damit er ihnen den Weg des Lebens zeige. Andern Tags kam

1) Lett, a. a. O. III, S. 43.

das ganze Dorf um zu lernen und man warf die Götzen weg. So wurde dieser Traum entscheidend für die ganze Landschaft.[1]) Andere träumten von einer guten Quelle, die beim Missionshause entsprang, oder von der Stadt Gottes. Heiden von Lahomi empfingen im Traum den Auftrag, sie sollten sich nach der Sitte der Missionare richten und zur „alten Sitte", d. h. der ursprünglichen, wahren Religion zurückkehren.[2])

Büttner hat in einem Aufsatze „Träume und Gesichte in der Mission" eine Menge Material zusammengetragen.[3]) Er unterscheidet zwischen erwecklichen Träumen und solchen, durch die Träge ermuntert werden sollen, und endlich Visionen Sterbender. Er berichtet von vielen Träumen, durch welche Heiden auf das Christentum als etwas Heilsames hingewiesen wurden. Den Konde wurde vor Ankunft der Missionare durch eine am Himmel sichtbare Erscheinung vorhergesagt, es würden Männer mit einer Botschaft kommen, die sie annehmen sollten.[4]) Auf der Moskitoküste wurde Missionar Colditz freundlich aufgenommen, weil vorher ein Indianer im Traum einen weißen Mann gesehen hatte, der ihn aufforderte, Missionare holen zu lassen.[5]) Auch bei den Kols hat man vor der Ankunft der Missionare von ihnen geträumt.[6]) Ein eifriger Götzendiener unter den Buschnegern Surinames wird im Traum gewarnt und bekommt Befehle, gegen den Götzendienst zu zeugen und Missionare aufzusuchen. Er wurde dann ein gesegneter Evangelist.[7]) Einzelne Leute werden durch Träume gedrängt, sich zur Taufe zu melden.[8]) Von den Kols sagt Nottrott, daß „einzelnen in Form von Visionen und Träumen göttliche Verkündigungen zuteil wurden, ihnen die Richtung ihres Strebens zeigend und zu diesem oder jenem Schritt ihren Willen bestimmend."[9])

1) Ebenda III, S. 44 f.

2) Berichte der Rhein. Miss. 1894, S. 45.

3) Büttner, Träume und Gesichte in der Mission. Evang. Miss.-Magazin, 1900, S. 420 ff.

4) Ebenda, S. 422.

5) Ebenda, S. 424 f.

6) Ebenda, S. 426.

7) Ebenda, S. 423 f.

8) Ebenda, S. 425; 428; 429; 430 f.

9) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874. S. 161.

Auch Miescher bringt viele Beispiele bedeutungsvoller Träume beisammen, von den Kols, von der Goldküste, von einem Kaffernjüngling und von dem Hottentottenanführer Jager Afrikaner; auch berichtet er von „Ahnungen, die wie Weissagungen klingen.“[1]) Aus Indien bezeugt Hoch: „Auch Träume und Gesichte dienen häufig als Boten Gottes, um Heiden auf das ihnen noch unbekannte Evangelium aufmerksam zu machen, oder das gehörte Wort zu bekräftigen.“[2])

Kruyt hat in seinem Buche De inlander en de zending den Träumen ein Kapitel gewidmet, in dem er zunächst ausführt, daß Träume für die animistischen Heiden Realitäten bedeuten, weil nach ihrer Meinung die Seele im Schlaf den Körper verläßt und wirklich das erlebt, was sie träumt. Besonders mit ihren verstorbenen Angehörigen pflegt sie im Traume Umgang und erhält von ihnen Weisungen. Weil dem Animisten viel auf Kontakt mit seinen Ahnen ankommt, so legt er derartigen Träumen großen Wert bei. Nichts hindert den Naturmenschen mehr an der Annahme des Christentums als die Furcht, durch einen Religionswechsel seine Ahnen zu verletzen. Wenn nun im Traume einer der gefürchteten Vorfahren ihm rät, der neuen Religion zu folgen, so bedeutet das für ihn einen mächtigen Antrieb. Der Glaube an seine bisherige Religion wird damit in den Grundfesten erschüttert. Kruyt unterscheidet drei Arten Träume: solche, die eine Weissagung enthalten, solche, die Anlaß werden zum Übertritt, und solche betreffend den Zustand nach dem Tode. Infolge einer Offenbarung im Traum ist die Gemeinde Lamongan entstanden. Daß weiße Männer kommen würden, ist oft geträumt worden (Nias, Minahassa). Ein Dajak träumte, wie traurig das Los der Heiden im

1) Miescher, a. a. O. S. 32—35.

2) Hoch, a. a. O. S. 10. — Gloyer: „So eilte im Jahre 1899 bis 1900 in Jeypur der Hungersnot das Gerücht voraus: Alle würden sterben, die keinen Freund hätten. Das Gerücht ging von Puri in Orissa aus. Der Oberpriester dort beschäftigte sich mit der Offenbarung Johannis und weissagte zu der Zeit: Suche dir einen Freund, sonst mußt du sterben. Als wir dann mit der Antwort kamen: Jesus ist der beste Freund, da fielen dem Evangelium Hunderte zu“ (Gloyer, a. a. O. S. 19.)

Jenseits sei, und wie angenehm das der Christen; darum wünschte er Christ zu werden.[1]) „Wo der Mensch zum Heil noch nicht durch höhere Beweggründe kommen kann, da braucht Gott Mittel, welche im Denken und Fühlen dieser Naturmenschen selbst ihren Grund haben. Solch ein Mittel ist der Traum. Im Traume kriegen sie keine geistlichen Belehrungen oder tiefe Aussprachen, sondern sehr materielle Anweisungen, noch ganz in Übereinstimmung mit ihrem verhärteten, natürlichen Herzen. Die Hauptsache ist, daß ihr Herz geöffnet wird, daß das Evangelium darin wirken kann. So nimmt Gott in seiner großen Liebe den Naturmenschen so wie er ist, um diesen Menschen zu seinem Kinde zu erziehen."[2])

Von den Basuto sagt Merensky: „Häufig waren Träume das Mittel, durch welches angeregte Heiden zur Entschiedenheit gedrängt wurden. . . . Der Inhalt der Träume war nach unsrer Anschauung oft nichtssagend, aber die Leute hatten ein anderes Gefühl dafür und erhielten häufig durch sie bleibende Eindrücke. Manche glaubten im Traume den Herrn gesehen nnd Befehl von ihm empfangen zu haben."[3]) Der norwegische Missionar Skrefsrud erzählt aus der Santalmission: Ein älterer Mann träumte, ein Mann erschien ihm und sagte: Gehe aus deinem Dorfe an einen Platz, welchen ich dir zeigen werde, du wirst dort etwas finden, das bringe zu den Missionaren, damit sie es dir erklären. Dadurch wirst du Leben erhalten und es dann andern bringen. Er ging zu dem Platze in der Nacht und fand nach langem Warten ein Stück beschriebenes Papier, das er dem Missionar brachte. Es war ein christliches Santalgedicht, an welches an-

---

1) Kruyt, Inlander, S. 127—162.

2) Ebenda, S. 162.

3) Merensky, a. a. O. 152 f. Dort weitere Beispiele. Ein gewisser Makadi träumte, der Tag des Endgerichts sei da; ein andermal sah er im Traume ein Papier gen Himmel fliegen und hörte eine Stimme: „So sollst du gen Himmel ziehen, wenn du stirbst"; das dritte Mal sah er im Traume des Himmels Herrlichkeit. Der Mann lernte dann mit großem Eifer (S. 92; 94).

knüpfend der Missionar ihm die Heilsbotschaft auslegte. Er kam zu Christo und wurde seinem Dorfe ein Führer zur Wahrheit.[1])

Auch alte Weissagungen bereiteten die Annahme des Evangeliums vor. Missionar Döring berichtet aus Ostafrika von einem Manne, der von klein auf gehört hatte von einer alten, in seinem Volke lebendigen Prophezeiung, daß nach der Zeit der Araber eine Zeit weißer Leute anbrechen werde, und daß diese von Gott gelehrt seien.[2]) Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts versammelte ein alter Mann aus dem schwarzen Volke in Afrika, ein Kaffer, alle seine Kinder um sich und sprach zu ihnen: „Liebe Kinder, ich habe eine gewisse Ahnung, als ob in einiger Zeit gute Leute zu uns von weither kommen würden, die uns sagen, daß nach unserm Leben unsre Seelen entweder an einen guten oder an einen schlimmen Ort kommen werden. Wenn ihr nun einmal hören werdet, daß solche Leute gekommen sind, dann bleibt nicht hier sitzen, sondern gehet hin und höret sie.“[3]) Das Eigenartigste der Art wird von den Karenen berichtet: Bei ihnen bestand eine alte Weissagung, die auch gelegentlich durch Zauberer in ekstatischem Zustande wiederholt wurde, daß einst ihre Befreiung durch weiße Fremde geschehen würde. Diese besäßen das „Wort Ywahs“ (Gottes), das die Karenen verloren hatten; eines Tages würden die weißen Männer es ihnen bringen. Die allgemein verbreitete Hoffnung auf die weißen Fremden, die ihnen Gottes Buch bringen würden, öffnete in vielen Landschaften dem Evangelium den Weg. Auch die später eingreifenden Evangelisten aus den Karenen fanden überall bei den Heiden Eingang, sobald sie sich auf die allgemein bekannte Weissagung vom Buch Gottes beriefen.[4])

---

1) Jellinghaus, Ein Blick in die Santalmission. A. M.-Z. 1877, S. 127. — King, später ein gesegneter Evangelist unter den Saramacka, wurde durch Träume bestimmt, sich vom Götzendienst abzuwenden. Bis ins einzelnste wurde ihm in Gesichten sein Weg vorgezeichnet. (Schneider, Die Buschneger S. 55 f.) Sein ganzes Dorf folgte ihm später.

2) Döring, Morgendämmerung, S. 40. Daselbst und S. 104 noch mehr Beispiele von erweckliche n Träumen.

3) Mieſcher, a. a. O. S. 33 f.

4) Eppler, Die Karenen, S. 66; 133 f.; 136 ff.

Auf einer Stufe mit den Träumen stehen die Visionen, die auch bei Naturvölkern zu Wegweisern werden können. Von den Papua in Kaiser-Wilhelmsland kam kürzlich die Kunde von einer absonderlichen Vision: Zu Missionar Hanke kamen eines Tages Leute in höchster Aufregung und baten ihn, in ihr Dorf zu eilen. Dort war alles feierlich versammelt, und der Missionar erfuhr folgendes: Im Innern des Landes sei ein lan tamo (Himmelsmann) mit seinem Kinde auf die Erde gekommen. Er habe alle Waffen und Zaubergeräte zerbrochen und den Papua befohlen, ihre heidnischen Geräte in Körbe zu packen. Er habe ferner Kerne von allen Früchten in einen andern Korb gepackt, zum Zeichen, daß er alle Dinge geschaffen habe, und daß sie sein Eigentum seien. In einen andern Korb habe er ein Kind getan. Der Geheimkult aber (der Kern der papuanischen Religionsübung) sei erlogen; sie sollten alle dazu gehörigen Geräte verbrennen. Alles hingegen, was der Missionar ihnen von der Gottesrede gesagt habe, sei wahr; ihm sollten sie die Körbe übergeben. Damit stellten sie die Körbe vor Hanke hin. Dieser bemerkt dazu: er könne sich die Sache durchaus nicht erklären. „So viel ist jedenfalls sicher: es ist durch irgend etwas, was ich noch nicht ergründen kann, unter göttlicher Leitung ein Feuer entzündet worden, das weiter brennt, freilich mit viel Rauch- und Qualmentwicklung.“ Am Sonnabend darauf meldeten sich 23 Männer zum Taufunterricht, am Tage darauf noch 9 Mädchen und 2 Frauen.[1]) Diese Vision scheint der Anfang einer Wendung der Dinge zu werden. Denn während bisher nach 20jähriger tränenreicher Missionsarbeit noch so gut wie nichts erreicht war, ist nach diesem Erlebnis das Heidentum in seinen Grundfesten erschüttert, und die Zahl der Taufbewerber nimmt stetig zu.

Psychologisch werden wir uns solche Träume und Visionen (mit denen, wenn man sie aus den Missionsschriften zusammentragen wollte, man Bücher füllen könnte) so zurecht legen, daß die Heiden in der Umgebung des Missionars mehr oder weniger lebhaft sich mit der neuen Religion beschäftigen, und nun im

1) Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 28 ff.

Traumleben Gedanken darüber und noch kaum zu klarem Bewußtsein gekommene Antriebe sich abspiegeln.[1]) Bei der hohen Meinung, die der Animist von Träumen hat, weil in ihnen Berührung mit einer übersinnlichen Welt stattfindet, wird ihn das im Traum Erlebte, dessen inneren Zusammenhang mit seinem eigenen Seelenleben er nicht durchschaut, innerlich kräftiger ergreifen als verstandesmäßiges Überlegen. Nach Art eines Erziehers läßt sich Gott zu der kindlichen Denkweise des Naturmenschen herab, um ihm in einer ihm faßlichen Weise sagen zu können, was jener sonst kaum annehmen würde.[2]) Einer göttlichen Einwirkung können wir bei diesen Seelenvorgängen nicht entraten, denn sie stellen sich oft in Gegensatz zu dem derzeitigen Erkennen und Willen des sie Erlebenden, sie drängen ihn zu Handlungen, zu welchen er in sich selbst weder Neigung noch Kraft verspürt. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß irrige Vorstellungen und Mißverständnisse beigemischt sein können. Es handelt sich ja nicht um Offenbarungen, sondern um derbe Anstöße, welche auf die Offenbarungswahrheit hinweisen sollen.

Wir dürfen solche Erlebnisse nicht ins Reich der Fabel verweisen, dazu sind sie viel zu gut bezeugt; auch begegnen wir ihnen mit ziemlicher Regelmäßigkeit überall unter animistischen Völkern. Wir dürfen sie aber auch nicht überschätzen. Sie haben lediglich **vorbereitende** Bedeutung, sie sollen nur bis an die Pforte des Evangeliums hinführen. Sie können wie andere göttliche Mementos überhört, sie können auch mißdeutet und mißbraucht werden. Jedenfalls haben sie in ungezählten Fällen

---

1) „Tiefere Eindrücke oder Regungen des Gewissens fühlt ein solcher (Natur-) Mensch, ohne sie zu fassen oder sich vergegenständigen zu können. Im Traume nehmen dann derartige Erfahrungen eine faßliche Gestalt an." (Krüger, die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz. A. M.-Z. 1895, S. 169.) Dort noch mehr Beispiele von folgenschweren Träumen. S. 169; 218.

2) „Wir sehen, mit welcher Herablassung sich Gott dem Verständnis des Menschen anbequemt. Uns, denen die Sonne der Wahrheit aufgegangen ist, offenbart er sich als am Tage durchs Wort, jenen, die in finstrer Nacht sitzen, durch das Dämmerlicht von Träumen und ähnlichem" (Lett, a. a. O. III. S. 46).

ihren Zweck erfüllt, abgestumpfte Heiden hinzuweisen auf die Gabe des Evangeliums, die bisher von ihnen übersehen war. In dergleichen göttlich-beeinflußten Seelenvorgängen, zu denen die alt- und neutestamentliche Geschichte genügend Parallelen bietet, erkennen wir das Walten Gottes, dessen souveräne Hand in die Geschicke der Menschen eingreift und ihre Herzen lenkt wie Wasserbäche.

Dasselbe Eingreifen der göttlichen Hand bewirkt eine andere Art der Wegbereitung, die zu erörtern noch erübrigt. Starr und ablehnend stellt sich das Heidentum als Ganzes dem Evangelium entgegen; um so mehr muß es auffallen, daß doch in den meisten Missionsgebieten sich bald einzelne wahrheitsuchende Seelen finden, die unter den erschwerendsten Umständen, während ihre Umgebung der neuen Religion Feindschaft entgegenbringt, der fremden Botschaft Ohr und Herz öffnen. Es sind Leute, die aus dem Rahmen der traditionellen Volksreligiosität herausfallen, nicht reife Früchte derselben, Männer, welche von Gott prädisponiert sind, in denen das Ahnen von dem lebendigen Gott, das in dem Durchschnittsheiden fast erstorben ist, wach wurde und sich bis zur Sehnsucht steigerte, in deren Herzen bei der ersten Verkündigung der guten Botschaft eine Saite mitschwingt. Diese Männer haben mit ihrer anima naturaliter christiana die Aufgabe empfangen, ihren heidnischen Volksgenossen Anführer und Interpreten der christlichen Religion zu werden. Sie sind Keile, die in das Heidentum hineingetrieben werden. So gewiß die Mission in der Volkschristianisierung ihre letzte Aufgabe sieht, so darf sie doch nicht mit der Taufe einzelner Williger, man möchte sagen: Vorläufer, zögern. Denn solche sind bestimmt, ein Segen zu werden. Die Herde bedarf anführender Individuen, die es wagen, die Tradition zu durchbrechen; an ihnen sieht die Menge, daß auch sie Christen werden können, ohne Schaden zu leiden. Natürlich wird auf sie zunächst das ganze Odium verletzter Tradition fallen, es wird bei ihnen ohne Martyrium selten abgehen, aber sie selbst werden darin erstarken, und ihre Kraft, andere nach sich zu ziehen, wird wachsen. Das Leiden der Gerechten wird wie so oft in der Geschichte ihrem Volke zum Heil werden.

Allerdings darf die Mission ihre Aufgabe **nicht** darauf **beschränken**, diese prädisponierten Seelen dem allgemeinen Verderben zu entreißen und aus ihnen Auswahlgemeinden zu sammeln.[1]) Sie muß sich bewußt sein, daß diese als erste aus der Mauer des Heidentums gebrochenen Steine den Zugang zur Festung bloßlegen sollen, daß die Mission in ihnen Hilfskräfte der Volkseroberung empfangen hat. Beschränkt und kleinlich wäre die Arbeit des Missionars, wenn sie sich in der Gewinnung und Pflege dieser Gottsucher erschöpfte. Aber freuen darf man sich ihrer von Herzen; sind sie doch ein in schwerer Zeit gewonnener Beweis, daß auch ein sprödes Heidenvolk christlich werden kann; sie verbürgen dem Missionspionier die Kraft Gottes, der es gelingen wird, die Burg des Volksheidentums ins Wanken zu bringen.[2])

Die meisten Missionsgebiete sind von Gott mit solchen **Erstlingschristen besonderer Prägung** beschenkt worden. Die Batakmission hat in jeder neubesetzten Landschaft einen oder mehrere außerordentliche Männer als Bahnbrecher gehabt. Dem Missionar Nommensen trat, als er unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren in Silindung, einer bisher völlig verschlossenen Landschaft, sich niederließ, bald ein Häuptling, Radja Pontas, zur Seite, der zwar aus Klugheit sich nicht sofort taufen ließ, aber durch seine entschiedene Stellungnahme und seine persönliche Überzeugung von der Wahrheit dem Christentum unter den 15000 Einwohnern des Tales Eingang verschafft, ja noch weit darüber hinaus es hat verbreiten helfen. Ein solcher Vorläufer kann

---

1) Zinzendorf riet seinen Missionaren allerdings, „an keinem Heyden direkt zu arbeiten, in dem man nicht eine glückliche Disposition zu einem rechtschaffenen Wesen findet, weil es eben die sind ex gr. Cornelii, Candacaeus etc., denen Jesus seine Boten schickt" (Roy, Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit. A. M.-Z. 1892. S. 366). Für den Anfang war das eine weise Vorschrift.

2) „Diese einzelnen von Gott gesandten Persönlichkeiten „sind Goldmünzen in der diesseitigen Belohnung des Missionars. Sie sind es hauptsächlich, welche den Missionar bei seiner Wirksamkeit aufrecht erhalten, wenn er sonst nicht viel Erfolg sehen darf" (Bohner, Wie ich den Heiden predige. S. 20)

unter seinem Volke tiefgreifender als der fremde Missionar wirken. Als die Landschaft Toba, eine Hochburg des Heidentums, in Angriff genommen wurde, fanden sich wieder, wo man es gar nicht vermutet hatte, einige Seelen, die nur auf das Christentum gewartet zu haben schienen, und ihm den Eingang in das heidnische Gebiet ermöglichten, Vorkämpfer, die alle übrigen, nachdem die Mehrzahl Christen geworden war, um eines Hauptes Länge überragten. Auch mir, als ich auf Samosir Pionierarbeit tat, war ein von Gott zugerüsteter Heide beschert, ein früherer Zauberpriester, dem Gott das Herz auftat; nach dem ersten Anhören der göttlichen Einladung warf er seine Götzen und Zaubergeräte weg, begann mit seiner Familie einen neuen Lebenswandel und wurde ein unermüdlicher Evangelist unter den Heiden, die sein Benehmen und seine Umwandlung nicht begriffen. Dieser Mann, welcher viel zu leiden hatte, war ein aller Arbeit vorauflaufendes Gottesgeschenk für die Mission. Kürzlich ist im Norden des Tobasees unter den Heiden die Arbeit begonnen worden, und bald stellte es sich heraus, daß auch dort schon ein von Gott zugerüsteter Heide zur Hilfe bereit stand. Ehe Missionare kamen, war er durch wunderbare Führungen am Heidentum irre geworden und dann durch ein Lukasevangelium, das ihm in die Hände fiel, zum Christentum hingeführt. Seine Geschichte ist um so auffallender, als das Batakvolk sonst noch nicht reif ist zur Buchlektüre; nur das mündliche Wort hat Aussicht verstanden zu werden, und auch dies nur, wo geregelter Unterricht und fortgesetzte Veranschaulichung das Verständnis langsam erschließt.

Lett erzählt in seinen Erinnerungen von einem Heiden, Ama Gahonoa, später als Fetero getauft, der ihm auf der Westküste von Nias vom ersten Beginn seines Wirkens an mit geöffnetem Herzen entgegenkam, mit ungeahnter und unerklärlicher Empfänglichkeit das Evangelium sich zu eigen machte, darin wandelte und dann mit Energie seine Stammesgenossen zu Christo hinführte.[1]) Auch dem Missionar Krumm war ein solcher Mann beschert,

---

1) Lett a. a. O. II. S. 27 ff. Vergl. auch Gundermann, Nias, S. 160 ff. und Fetero.

einer von den wilden Schädeljägern, Solago, der durch ein sog. Herzbüchlein im Innersten erschüttert, alle Kammern seines Herzens der guten Botschaft öffnete und seinen Volksgenossen weit vorauseilte.[1]) Neuerdings weiß Missionar Fries in seiner Pionierarbeit von einem solchen von Gott zugerüsteten Manne zu berichten: „Je mehr ich so den Gang der Christianisierung unsers niassischen Volkes fassen und verstehen lerne als eine Gewinnung des ganzen Volkes für den lebendigen Gott, welche erst die Basis bildet für die Erziehung der einzelnen Individuen zum Glauben, um so größer wird mir die persönlich gewollte Umkehr unsers Ama Dahambawo, der tiefsten Herzens das Wesen der Sache erfaßt hat und nun an andere weiter gibt. Solche Männer werden nicht mühsam gewonnen und gesucht, sondern von Gott gegeben und wollen als Gottes Geschenk erbeten, erbetet sein."[2]) Den Missionaren in Holländisch-Neu-Guinea schenkte Gott einen Mann, der sehr bald das Evangelium bereitwillig annahm, während alle andern sich noch ablehnend verhielten, ein Beweis, „daß auch auf dem härtesten Boden Gottes Wort Blumen sprießen läßt, die der himmliche Vater gepflanzt hat."[3]) Im Ovamboland fanden die Rheinischen Missionare beim Beginn ihrer schweren Arbeit einige Gottsucher; besonders tat sich der Erstling hervor, der auf den Namen Abraham getauft, alsbald sich als eifriger Evangelist bewies.[4]) Merensky traf in Bapediland ganz unerwartet vier Leute, welche mitten in der Finsternis sich nach dem Evangelium gesehnt hatten, welche selbst stark genug gewesen waren, den Herrn vor ihren heidnischen Landsleuten und deren Häuptlingen furchtlos zu bekennen. Schon lange hatten sie Gott gebeten, ihnen Missionare zu senden. Merensky erzählt den Lebensgang dieser Männer, welche die Ursache zu einer mächtigen Bewegung unter ihrem Volke wurden.[5])

1) Sundermann, Nias, S. 168 ff. und Berichte der Rhein Miss. 1900, S. 160. Die Erlebnisse des früh heimgegangenen Miss. Krumm sind wie wenige Missionsschriften geeignet, das Walten des lebendigen Gottes in der Mission zu illustrieren.

2) Berichte der Rhein. Mission, 1907, S. 275.

3) Van Hasselt, Gedenkboek, S. 104.

4) Berichte der Rhein. Miss. 1899, S. 19.

5) Merensky, a. a. O. S. 88 ff.

So kann man auf vielen Missionsgebieten die Beobachtung machen, daß Gott selbst sich unter dem zu missionierenden Volke Männer ausrüstet, an denen das, man möchte sagen psychologisch Unmögliche Tatsache wird, daß die oben charakterisierten Kräfte des Heidentums und die daraus resultierenden Hemmnisse für sie nicht vorhanden sind, und die sonst so nötigen Brücken nicht gebaut zu werden brauchen; Männer, welche die Kluft zwischen Heidentum und Christentum, zwischen Finsternis und Licht, zwischen Lüge und Wahrheit kühn zu überspringen wagen, weil Gott besonderes mit ihnen vorhat und sie darum abweichend von der Menge ausrüstet. Die von ihrem Vorhandensein freudig überraschten Missionare sehen in ihnen nicht Früchte ihrer Geduldsarbeit, auch nicht reife Garben des Heidentums, sondern unmittelbare Gottesgaben. Nicht als ob diese Männer alsbald fertige christliche Charaktere wären; aber sie sind vom ersten Hören des Evangeliums an nicht mehr Heiden, sie gehen den Weg ins Heiligtum schneller und sicherer, als es sonst bei Heiden möglich ist. Gott erweckt sich solche Leute, weil er sie als Bahnbrecher unter ihrem Volke gebrauchen will. Dankbar erkennen wir in ihnen Beweise der vorlaufenden Gnade des Allmächtigen.

Damit dürften wohl die Faktoren, welche inmitten einer unempfänglichen Heidenwelt vorbereitend für das Evangelium wirken, gewürdigt sein. Bald dieses, bald jenes Moment wird vorherrschen, je nach der Eigenart des missionierten Volkes. Für das animistische Heidentum werden mit den genannten Hilfsmitteln der Wegbahnung — Elendsgefühl der Heiden, ihr Bildungsbedürfnis, Überlegenheit der christlichen Rasse, Einfluß der sittlichen Persönlichkeit des Trägers des Evangeliums, Beeinflussung des Heidentums durch die christliche Kolonialgewalt, göttliches Eingreifen und Vorarbeit wahrheitsuchender Seelen — diejenigen Kräfte aufgedeckt sein, welche in der Regel vorerst einsetzen müssen, wenn das Evangelium wenigstens Hörer finden soll, und welche somit die Voraussetzungen für die Kraftentfaltung der Botschaft selbst schaffen.

Nachdem wir das animistische Heidentum kennen gelernt, seine prinzipielle Ablehnung des Evangeliums plausibel gemacht

und die wegbahnenden Faktoren in Rechnung gesetzt haben, können wir nun an die Hauptfrage herantreten: Wenn kleinere oder größere Gruppen von Heiden nicht nur freiwillig die überlieferte Religion verlassen, sondern auch durch das Evangelium neue Menschen werden, welche Kräfte des Evangeliums offenbaren sich dabei? Das einfachste scheint zu sein, die Heidenchristen selbst zur Beantwortung dieser Frage zu veranlassen. Sie müssen doch Rechenschaft geben können über das innere Erlebnis. So weit Äußerungen von ihnen vorliegen, wollen wir sie gern als Kronzeugen zu Worte kommen lassen. Leider steht aber wenig diesbezügliches Material zur Verfügung. Man vergegenwärtige sich, daß von den aus dem Animismus herübergekommenen Heidenchristen selbst eine klare Analyse dessen, was in ihnen vorgeht, und der dabei wirksamen Kräfte kaum erwartet werden darf. Es geht ihnen wie einem Rekonvaleszenten: er fühlt die wiederkehrende Gesundheit, er freut sich der den matten Körper durchströmenden Kraft, aber man verlange nicht von ihm eine begrifflich klare Beschreibung seines Zustandes. Was liegt ihm an der Zergliederung seiner Lebenskräfte; genug, daß er ihre Wirkung auf sich fühlt. Wer derartige Kräfte beobachten will, muß eine gewisse Entfernung innehalten. Auch sind die jungen Heidenchristen, die aus dem Animismus kommen, einer solchen, psychologische und theologische Schulung voraussetzenden Aufgabe zur Zeit noch kaum gewachsen. Wir sind also auf Tatsachen und auf die Beobachtungen der Missionsarbeiter angewiesen, aus welchen in aller Vorsicht Rückschlüsse zu ziehen sind.

III. Die siegreichen Kräfte des Evangeliums.

Der Verlauf der Missionsarbeit unter den Batak dürfte für den modernen evangelischen Missionsbetrieb unter animistischen Völkern typisch sein: Bei der ersten Berührung des Heidentums mit dem Christentum wurde letzteres entschieden abgelehnt;[1]) in zäher Geduldsarbeit wurden allmählich einzelne gewonnen, damit aber zugleich dem Volksverbande entfremdet. Nach etwa 10—15 Jahren mehrten sich die Übertritte, die starke Spannung zwischen Heiden und Christen ließ nach, die Anziehungskraft des Evangeliums wuchs; endlich gingen größere Gemeinschaften, Landschaften und Stämme ins christliche Lager über. Heute, nach 45jähriger Arbeit, ist das Land stellenweise christianisiert, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo das Volk in seiner Mehrzahl mit dem Heidentum brechen und zum Christentum übertreten wird. Daß es sich hierbei nicht um eine Kette zufälliger, der Christianisierung günstiger Umstände, sondern um die Gesetze sich machtvoll durchsetzender Kräfte handelt, beweisen die gleichen Erfahrungen anderer Missionsgebiete. In ungefähr derselben Zeit hat die Mission in Nias den gleichen Entwicklungsgang durchgemacht; auch dort ist nach Überwindung der sehr mühevollen Kleinarbeit die Zeit vielleicht nicht mehr allzufern, wo die ganze Insel dem Christentum zufallen wird. Den gleichen Prozeß durchlief die Mission unter den Kols, den Karenen, in Uganda, am Niger, in Südafrika, in der Südsee, früher schon in der

1) Der erste Missionar, der ins Innere Sumatras eindrang, wurde höflich aber entschieden zurückgeschickt, die zwei folgenden ermordet und aufgefressen. Dann kam die Rheinische Mission, deren erste Sendboten mit schier unüberwindlichen Widerständen zu kämpfen hatten.

Minahassa, Ambon u. a. m. Wenn unter den heidnischen Kulturvölkern es bis heute noch nicht zur Gewinnung eines ganzen Volkes gekommen ist, so beweist das nicht, daß die Kräfte des Evangeliums sich nur auf sogenannte Naturvölker beschränken, denn Einzelbekehrungen sowie Gemeindesammlungen hat auch die Mission in Japan, China und Indien reichlich aufzuweisen. Aber aus Gründen, die zu erörtern hier nicht der Ort ist, haben sich die Kräfte des Evangeliums dort noch nicht in größerem Maßstabe entfaltet.[1]) Der Boden der meisten Naturvölker ist zurzeit für die Annahme des Christentums besser vorbereitet als der Boden der Kulturnationen; bei den letzteren bedarf es einer längeren Unterminierarbeit.

Was aber bringt die einzelnen Heiden dazu, den Dämonendienst freiwillig zu verlassen? Welche Kräfte des Evangeliums treten in Wirksamkeit, um diesen Entschluß zu zeitigen und in Tat umzusetzen, um die Gewonnenen innerlich zu erneuern, um schließlich das ganze Volk umzugestalten und in den vollen Segen der christlichen Gabe hineinzustellen? Wir reden nicht von den Motiven des Übertritts einzelner oder größerer Korporationen. Diese können nebensächlicher Art sein; sie liegen an der Oberfläche; sie sind nur Anlässe, nicht zureichende Ursachen. In ihnen decken sich noch nicht die Kräfte des Evangeliums auf. Auch die Motive stehen unter göttlicher Leitung, aber sie sind nur die Brücken, die hinüberführen in das neue Land. Von den Motiven ist schon oben gehandelt, sie ergeben sich aus den verschiedenen Wegbahnungen der evangelischen Botschaft: Die Heiden können sich dem Christentum zuwenden, weil sie darin Hilfe in ihren großen Nöten suchen; weil sie dadurch klug und sozial gehoben zu werden hoffen; weil die Überlegenheit des Europäers und seine Kulturgüter sie anziehen; weil die Liebe des Missionars sie allerlei Gewinn erhoffen läßt; weil sie sich nach Frieden sehnen und dergl. mehr.

Aus dem eigenen religiösen Erleben wissen wir, daß das Evangelium mancherlei verschiedenartige Kräfte in sich birgt. Auch in der Heidenwelt läßt es eine Fülle von Kräften spielen.

---

1) Manche Gründe für diese Erscheinung lassen sich aus dem im zweiten Kapitel Erörterten ableiten.

Von verschiedenen Seiten aus können seine Gaben annehmbar erscheinen. Den Juden empfahl es sich als die Religion der erfüllten Weissagung, den Griechen als die wahre Weisheit, den Römern als das vollkommene Gesetz, den Germanen als die ideale Gefolgschaft des Himmelsherrn. Die Missionspredigt ist bei aller Einfachheit unendlich reich und kann jedem etwas bieten, von wo aus er später das Ganze erfaßt. Harnack sagt von der Missionsverkündigung der alten Kirche: „In unzähligen Fällen war das, was die Entscheidung bewirkte, nur ein Strahl des Lichts: der eine wurde durch das alte Testament gewonnen, der andere durch Dämonenbeschwörer, ein Dritter durch die Reinheit des christlichen Lebens, wieder ein anderer durch den Monotheismus oder durch die Aussicht auf das ewige Leben oder durch die Tiefe der Spekulationen oder durch den sozialen Halt, den er gewann."[1]) Ähnlich Hoch: „Schon die Vielseitigkeit des Christentums, begründet wie sie ist in der Mannigfaltigkeit der in Christo dargebotenen Gabe und in den ebenso mannigfaltigen Bedürfnissen des menschlichen Herzens, muß den Gedanken nahelegen, daß das Evangelium aus mehr als einem Grunde einem Heiden als aller Annahme wert erscheinen mag. Ist Christus uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, so liegt darinnen auch, daß das Verlangen nach der einen oder andern dieser Gaben ein Menschenherz zu Christo führen kann."[2]) „Wo das Licht begriffen wird, da geschieht es in sehr verschiedenem Grade und von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus. Das Heil in Christo hat ja auch so manche Seiten."[3])

Man wird nicht erwarten dürfen, daß die ganze Fülle der Gotteskräfte sofort in einem umkehrenden Heidenherzen wirksam wird. Bald diese bald jene Kraft tritt bestimmend in den Vordergrund, kann dann aber nicht isoliert bleiben, sondern wird die andern nach sich zu ziehen bemüht sein. Welche Seiten der evangelischen Verkündigung werden den Animisten gewinnen?

---

1) Harnack, a. a. O. S. 63.
2) Hoch, a. a. O. S. 11 f.
3) Miescher, a. a. O. S. 26.

Doch wohl diejenigen Gaben, die einen empfindlichen Mangel des Heidenherzens ausgleichen, einer nicht zur Entfaltung gekommenen Anlage Befriedigung versprechen. Nur so weit findet die Botschaft vorbereitete Herzen. Es sind im Heidenherzen leere Räume, die das Christentum ausfüllen will. Nur dasjenige am Evangelium, was je nach der Verfassung des Heiden einer bewußten oder unbewußten Frage seines Innern die Antwort bringt, wird Eindruck machen. Das Evangelium wird dem Heiden aller Annahme wert erscheinen, soweit es einem unter dem Angebot fühlbar werdenden Mangel seiner Religion die entsprechende Gabe lichtvoll gegenüberstellt. Diejenige Gabe wird ihm wertvoll scheinen, welche in ihm dem Gefühl des bisherigen Entbehrens und Irrens zur Geburt verhilft. Hätte der Animist ein schmerzliches Gefühl seines sittlichen Tiefstandes, so würde wahrscheinlich die christliche Moral an erster Stelle ihm das Christentum begehrenswert erscheinen lassen. In einzelnen Fällen mag das vorkommen, die Regel ist es nicht. Die Kenntnis der charakteristischen Züge und Kräfte des animistischen Heidentums wird uns den Weg weisen, auf dem wir den Spuren der evangelischen Kraftwirkungen nachgehen können.

Wir erinnern uns, daß dem Heidentum Unsicherheit eignet. „Wir wissen nicht" — das ist die Antwort auf alle tiefer grabenden Fragen an das animistische Heidentum.[1]) Die Unsicherheit tritt allermeist erst dann ins Bewußtsein, wenn ihr eine andersartige religiöse Überzeugung gegenübertritt. Der Bote des Evangeliums aber tritt auf als Zeuge einer bestimmten Kunde, mit dem Anspruch, sichere Nachricht zu geben von Gott und dem Verhältnis zu ihm, von Ursprung und Bestimmung des Menschen, vom Leben nach dem Tode, von Gut und Böse. Die Sicherheit der Verkündiger über Dinge, von denen der Animist allgemein annimmt, daß niemand sie wisse, imponiert. Die eigene Unsicherheit wird peinlich fühlbar. Der Effekt ist zunächst nur formal. Sicheres Auftreten imponiert überall den Unsicheren. Ehe sich die Heiden

1) S. S. 75—81.

noch irgendwie klar werden über den Inhalt der Botschaft, und wie auch immer sie sich zu ihr stellen werden, die Sicherheit ihrer Verkündiger und ihrer Bekenner läßt sie zum ersten Mal die Unsicherheit des gedankenlos überkommenen Erbes empfinden. Eine ähnliche Erfahrung, wenn auch auf anderer psychologischer Grundlage, machte man in der Zeit der ersten Missionstätigkeit der Kirche: Völlig unsicher gemacht durch die Fülle einander widersprechender Religionen, und zur Erkenntnis des Nichtwissenkönnens gekommen, fühlte man sich von der mit kategorischer Bestimmtheit Glauben fordernden christlichen Botschaft angezogen. Harnack sagt davon: „Man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß die runde Forderung, einfach den Autoritäten zu glauben und die Vernunft zu verabschieden, auf die Mehrzahl der Menschen als starkes Hindernis bei der Annahme der christlichen Religion gewirkt hat. Das Gegenteil ist sicher der Fall gewesen. Je peremptorischer und exklusiver eine Religion die Glaubensforderung geltend macht, desto zuverlässiger und sicherer scheint sie der Mehrzahl zu sein; je mehr sie ihnen die Pflicht der Verantwortung, über ihre Wahrheit nachzudenken, abnimmt, desto willkommener ist sie. Jede kräftig eingesetzte Autorität wirkt hier als Beruhigung; ferner aber: gerade die paradoxesten Glaubenssätze, welche jeder Erfahrung und vernünftiger Überlegung spotten, sind die willkommensten; denn die scheinen die Gewähr zu bieten, daß hier nicht nur Menschliches und daher Unzuverlässiges dargereicht wird, sondern göttliche Weisheit." [1]) Damit wird eine formale Kraft der evangelischen Verkündigung umschrieben, die Kraft der Autorität gegenüber der Unsicherheit, welche dem Heidentum eignet.

Diese überspringende Kraft der Überzeugung kommt auch der mohammedanischen Propaganda zugut. Auch sie behauptet etwas, von dessen Wahrheit der Verkündiger voll durchdrungen ist, sie krankt an keinem Zweifel, stützt ihre Positionen mit fanatischem Eifer und schlägt so die Unsicherheit des Heidentums. Der Islam beweist nicht, überredet nicht, disputiert nicht, er

1) Harnack, a. a. O. S. 164.

behauptet einfach, und die heidnische Unwissenheit hat dieser Sicherheit nichts entgegenzusetzen.

Es liegt in der Menschenseele ein Bedürfnis nach Gewißheit über das, was über die Sinneswahrnehmungen hinausgeht. Darum hängt sich der Heide an seinen Priester, froh, jemand zu haben, bei dem er sicheres Wissen voraussetzen darf; darum lauscht und gehorcht man den Worten des begeisteten Mediums, weil es aus einer Welt berichtet, von der die Menge nichts zu wissen eingesteht; darum das ängstliche Festhalten an der Tradition und allen von den Alten überkommenen Sitten. Wenn der Vertreter der christlichen Religion eine gewisse Botschaft bringt, so kommt er damit einem bisher nicht bewußt gewordenen, nun aber im Gegensatz empfundenen Bedürfnis der Heiden entgegen.

Darum muß der Bote des Evangeliums, wenn er Eindruck machen will, selbst überzeugungsgewiß sein. Käme er ohne die felsenfeste Überzeugung, die absolute, wahre Religion zu bringen, so würde sein Wort kein Echo finden in den nach Gewißheit hungernden Herzen. Er würde im Wettbewerb mit dem Islam unterliegen. Er muß überzeugt sein von der Göttlichkeit seines Auftrags, muß für diese Überzeugung auch leiden und sein Leben einsetzen können; nur so weckt er das antwortende Gefühl der Gewißheit in den heidnischen Herzen. Gesetzt, das Christentum sei nicht die absolute Religion, sondern nur eine gute, vielleicht die beste unter den zur Zeit vorhandenen, so ginge ihm die Kraft des Missionierens verloren. Rein formal betrachtet würde die Verkündigung eindruckslos bleiben. „Wenn er (der Missionar) nicht felsenfest davon überzeugt ist, daß er den Heiden etwas bringt, was ihnen fehlt und was sie bedürfen, und tief durchdrungen ist, daß das Christentum für die ganze Menschheit bestimmt ist, daß es die Wahrheit enthält — er bliebe besser daheim; denn er würde mit halbem Herzen arbeiten, und seinem Wort würde die Werbekraft fehlen, die nur der von Glaubensgewißheit getragenen Rede entströmt.“[1]) Nur die unerschütterliche Glaubens-

1) Mirbt, Die innere Berechtigung und Kraft des Christentums zur Weltmission. A. M.-Z. 1906, S. 464.

gewißheit trägt in sich die Kraft, andersdenkende Menschen zu sich herüberzuziehen; nur sie wird die nach etwas Gewissem verlangenden Herzen der Nichtwissenden befriedigen. Wer diese Gewißheit vom Beruf des Christentums als Weltreligion nicht hat, kann auch an der von ihr ausgehenden Kraft nicht teilhaben und wird gut tun, auf jede Missionstätigkeit zu verzichten. Ein solcher Missionar „tritt auf den Heiden zu und sagt ihm: ich bringe dir eine neue Religion; ob sie aber die vollkommene ist, weiß ich nicht. Der Heide müßte recht naiv sein, wenn diese Art von Predigt ihn dazu locken würde, die Religion aufzugeben, in der er geboren und erzogen ist."[1]) „Die Heidenpredigt", so bezeugt ein Missionar aus seiner Erfahrung heraus, muß sehr bestimmt sein. Man muß allezeit bereit sein, für das Gepredigte seinen Kopf zu lassen. Predigten, die nicht mit voller Gewißheit gehalten werden, können keinen Eindruck auf harte Heidenherzen machen .... Ich habe immer gefunden, daß die Form, in welcher die Propheten den ungebildeten Völkern predigten, die gegebene Form der Heidenpredigt ist .... Sie stellten sich hin als Boten Gottes mit direkter Rede: So spricht der Herr .... Heidenprediger sollen wissen, daß Gott sich zu ihnen bekennt, wenn sie selber fest an das von ihnen gepredigte Wort glauben."[2]) Dem wird jeder Heidenmissionar beistimmen. Nur Überzeugungsfestigkeit weckt Vertrauen zu dem gehörten Wort; die Sicherheit des Verkündigers teilt sich den Hörern mit.

Man bedenke dabei, daß der Bote dieser gewissen Kunde sich den Heiden durch die Reinheit seines Wandels als vertrauenswürdigen Mann legitimiert hat, und so die Heiden gelernt haben, seinen Worten Glauben zu schenken. Wenn er nun bei der Verkündigung der Heilstaten seines Gottes betont: wir sind des Zeugen, dann muß dieses mit voller Kraft abgelegte Zeugnis den Heiden Eindruck machen. Es liegt auf der Hand, daß darum das durch lebendige Persönlichkeiten vertretene Zeugnis vor dem gedruckten Wort viel voraus hat. Auch dieses bringt

---

1) Von Walter, Die Absolutheit des Christentums und die Mission. Neue Kirchl. Zeitschr. 1906, S. 833.

2) Gloyer, a. a. O. S. 21 f.

sichere Kunde, aber ohne Vermittlung eines sein Leben für die Wahrheit seiner Botschaft einsetzenden glaubwürdigen Zeugen. Unter Naturvölkern ist persönliche Anbietung der neuen Religion unentbehrlich, und der Buchstabe des geschriebenen oder gedruckten Wortes als Evangelisationsmittel, wenigstens in rein heidnischen, vom Evangelium noch unberührten Gebieten, meist wirkungslos. Erst bei höherer Urteilskraft der Missionsobjekte wird auch das unvermittelte Schriftwort Zeugniskraft beweisen.[1])

Formell wird sich also die missionarische Verkündigung als Behauptung, als These, gestalten müssen. So gab sich die Predigt der Apostel: sie bezeugten, was sie gehört und gesehen hatten, sie bewiesen nicht, überredeten nicht; sie behaupteten, sie darbten, litten und starben für die Wahrheit ihres Wortes; und so gewannen sie die Herzen, die von der Gewißheit der an sich fremdartigen und paradoxen Botschaft innerlich erfaßt wurden. Gewißheit über die verkündigten Gottestaten wird nie durch Beweise oder Dispute gewonnen — das Verkündigte liegt ja auf einem logischen oder geschichtlichen Beweisen nicht zugänglichen Gebiete, jenseits von Verstand und Unverstand — sondern sie springt über in die Herzen der Hörer wie der elektrische Funke. Überall in der Heidenmission unter Kultur- und Naturvölkern hat sich die thetische Form der Darbietung, vermittelt durch persönliches Zeugnis und bekräftigt durch Leiden der Zeugenden für die Wahrheit des bezeugten Wortes, als erfolgreich bewährt. Dem verirrten Wanderer muß der rechte Weg in Form einer gewissen Behauptung gewiesen werden. Die Bestimmtheit des Führers gibt ihm Vertrauen und benimmt die Unsicherheit; er schlägt die gewiesene Richtung ein, ohne nach Beweisen zu fragen.

1) Auch Traktate und christliche Werbeliteratur können von Nutzen nur da in der Heidenwelt sein, wo man entweder gewöhnt ist, seine Weisheit aus Büchern zu schöpfen, oder wo vom Evangelium schon einige Kunde aus benachbarten Gebieten durchgesickert ist, und man neugierig wurde auf seinen Inhalt. Übrigens verbindet der Heide leicht abergläubische Vorstellungen mit dem „Buch" des Missionars, in dem er ein Zauberbuch vermutet (vergl. S. 168, Anm. 5). Es wird sich oft empfehlen, das „Buch" anfangs zurücktreten zu lassen. Es eignet ihm ja keine Autorität, wo Gott noch nicht erlebt ist. Vergl. G. Warneck, Missionslehre III B. (Die Missionsmittel), S. 93.

Ich wiederhole, diese Kraft des Evangeliums ist eine formale. Es kann auch eine falsche, mit der Sicherheit der Überzeugung vorgetragene Botschaft geglaubt werden, wie die Ausbreitung des Mohammedanismus und die kräftigen Irrtümer innerhalb der christlichen Kirche beweisen. Es müssen noch andere Kräfte des Evangeliums hinzukommen. Ist doch auch das Heidentum nicht nur Unsicherheit, sondern ein Komplex von Kräften. Aber so gewiß dem animistischen Heidentum Unsicherheit eignet, und darin die Schwäche seiner Position liegt, so gewiß muß die evangelische Verkündigung als überzeugungsgewisses Zeugnis auf den Kampfplatz treten, wenn ihr siegreiche Kraft innewohnen soll. Fehlt ihr diese Gewißheit, tritt sie den Mächten der Finsternis ohne den unerschütterlichen Glauben an ihren Sieg gegenüber, so ist sie geschlagen, ehe der Kampf noch begonnen hat.[1])

Dem Heidentum eignet formal Unsicherheit, weil es inhaltlich auf Lüge aufgebaut ist. Wir sahen oben, daß im Heidentum Kräfte der Unwahrheit wirksam sind, welche die ihm beigemischten Wahrheitsgedanken binden und eine Lügenatmosphäre erzeugen, in welcher die animistischen Heiden ebenso bereit zum Lügen und Betrügen werden, wie auch willig, sich in schamlosester Weise belügen und betrügen zu lassen.[2]) Dieser Macht der Unwahrheit, die dem Heiden die Urteilsfähigkeit in religiösen und sittlichen Fragen verwirrt hat, tritt das Evangelium als objektive Wahrheit entgegen, als Botschaft, die wahr sein will, weil sie von Gott selbst kommt. Damit tritt in den Gesichtskreis des animistischen Heiden etwas ihm völlig Neues, eine geoffenbart sein wollende Religion. Den animistischen Religionen fehlt der

1) „Die Heiden müssen es fühlen, daß der Missionar von etwas spricht, von dem er überzeugt ist, daß Leben und Tod davon abhängt. . . . . Sie müssen die Überzeugung bekommen, daß er spricht, weil er glaubt, und auch sie vor allem gläubig machen will, damit sie Kinder Gottes werden und das Himmelreich ererben mögen." (Dahle, Wie soll die Verkündigung des Evangeliums durch Missionare beschaffen sein? Verhandlungen der 11. Kontin.-Miss.-Konf. 1905, S. 100).

2) S. S. 81—89.

Begriff der Offenbarung; keine der Religionen des Indischen Archipels und Afrikas hat je den Gedanken gedacht, daß Gott selbst den Menschen Kunde von sich habe zukommen lassen.[1]) Die Quelle, aus der man sein religiöses Wissen ableitet, sind die Alten, nicht Gott oder Gottheiten.

Wie stellt sich das animistische Heidentum zu der Behauptung des Evangeliums, daß es von Gott geoffenbart sei? Man darf erwarten, daß die Heiden skeptisch das Angebot der absoluten Wahrheit als unbewiesen und unbeweisbar ablehnen. Dem ist aber innerhalb der animistischen Religionen nicht so. Solange der Missionar seiner Umgebung noch wenig bekannt ist, hört er wohl Einwände wie die: „Woher willst du wissen, daß deine Religion von Gott ist?" „Wenn du Tote auferwecken kannst, wollen wir dir glauben." Das sagen aber nur Leute, denen noch kein Begriff von der neuen Botschaft aufgegangen ist, oder solche, die gute Gründe haben, das scharfe Schwert von sich abzulenken. Auch verstummen dergleichen Reden sehr bald. Wohl behandeln die meisten das Evangelium mit Gleichgiltigkeit, viele auch mit Feindschaft, aber es ist nicht sein Anspruch auf Offenbarung, der sie abstößt. Denjenigen, die sich zum Hören des Wortes entschlossen und Vertrauen gefaßt haben zu seinem Herold, bereitet der Begriff der Offenbarung keine Schwierigkeit. Man braucht ihnen deren Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit nicht vorzudemonstrieren, niemand zweifelt an ihrer Tatsächlichkeit. Es liegt etwas in dem verkündeten Evangelium, was die Heiden von seiner göttlichen Herkunft überführt. Während meiner evangelistischen Tätigkeit hat mich nie ein Heide gefragt, woran er erkennen solle, daß die Botschaft wahr, daß sie von Gott sei. Die Heiden nehmen ablehnend oder zustimmend Stellung zu dem, was sie hören; aber niemand hat etwas dagegen einzuwenden, daß man es mit einer Botschaft von Gott, bezw. vom Gott der weißen Leute, zu tun habe.[2]) Was viele schließlich abhält, das

1) Mit dieser Prätension tritt nur der Mohammedismus auf. Der aber hat diesen dem polytheistischen Heidentum fremden Gedanken dem Christentum entlehnt, dessen Affe er ist.

2) Darum heißt bei den christlichen wie heidnischen Batak das Evan-

„Gotteswort“ sich anzueignen, ist nicht Zweifel an seiner göttlichen Herkunft, sondern es sind Gründe, die auf sittlichem Gebiete liegen, man will sich nicht von Gott abhängig machen, oder man ist zu indolent, um den empfangenen Eindrücken nachzudenken. Die Wahrheit bezeugt sich selbst.[1]) Allen Reden menschlicher Klugheit würden die Indonesier mit Zweifeln und spitzfindigen Vernunfteinwänden begegnen, aber an der einfachen Wahrheit zerschellt das auf Lügen gegründete Heidentum. Sein ganzes Leben lang mit Lügen genährt, wird der Heide von der Wahrheit der Offenbarung überführt, auch wenn er sich nicht in ihre Zucht begibt. Vor ihr verstummt der sonst so beliebte Widerspruch. Daß die Botschaft von Gott selbst sein will, macht sie gerade anziehend. Der Heide dürstet nach Autorität, er ist willig, sich unter eine solche zu beugen, wenn sie ihm machtvoll sich bezeugt. Vor dem auf die Autorität der Wahrheit gegründeten, weil von Gott kommenden Evangelium gibt er die Richtigkeit seiner Religion zu, auch wenn er keineswegs gesonnen ist, dieselbe zu verlassen.[2]) Die sichere Mitteilung von Gott, weil sie sich als

---

gelium „Gottes Wort“, bei den Niassern: „Gottes Sitte“ (Recht), die Christen heißen: „die Gottes Wort haben“. — Unter dem brennenden Weihnachtsbaum in Sifaoroasi (Nias) rief ein Heide aus: „Sieh, was unsere Priester sagen, ist alles körperlos (soll heißen: ohne Wirklichkeit, Trug); was der Missionar sagt, ist nicht von ihm erdacht, das hat er aus dem Buch Gottes.“ Das war kein Autoritätsglaube, sondern es wurde ganz impulsiv gesprochen unter dem Eindruck der Weihnachtsbotschaft.

1) Dasselbe kann Paulus seinen Heidenchristen nachrühmen: Sie haben die Verkündigung, die sie von ihm zu hören bekamen, aufgenommen nicht als Menschenwort, sondern als das, was sie wirklich ist, als Gottes Wort (1. Thess. 2, 13).

2) Ein angesehener heidnischer Ewe sagte: „Die Axt ist ein sehr kleines Werkzeug, und sie wird an die dicksten Bäume gelegt. Die Christen sind die geschwungene Axt, ihre Zahl ist noch klein, aber sie werden den großen Baum des Heidentums zum Falle bringen.“ Man befreite darum die Christen von der Beobachtung der heidnischen Gesetze. Denn „wir wollen nicht immer erfunden werden als die gegen Gott streiten; wir haben erkannt, daß es umsonst ist“, sagten die Heiden. (A. M.-Z. 1883, Beiblatt S. 46 f.) — Es ist doch nicht nur Phrase, wenn batakische Heiden immer und immer wieder antworten: „Euer Wort ist wahr, es ist Gottes Wort — aber ich habe noch dies oder jenes vor, ehe ich komme.“

göttlich bezeugt, trägt ihre Legitimation in sich. Auch die zehn Gebote mit ihrem bestimmten: du sollst, du sollst nicht, imponieren; denn der Heide hört in ihnen Gottes Stimme. In Sumatra und Nias haben wir oft erlebt, wie der Dekalog durchschlagenden Eindruck machte, und man ihm unbedingt zustimmte. Es hat etwas Glaubenstärkendes, die unmittelbare Wirkung des Wortes der Wahrheit auf rohe Heidenherzen zu beobachten.

Die Selbstbezeugung der Offenbarungswahrheit innerhalb der heidnischen Welt ist nur möglich, weil sie einem ins menschliche Herz gepflanzten Bedürfnis die Erfüllung bringt. Auch der verkommenste Heide verlangt nach Berührung mit Gott und deshalb nach authentischer Kunde von ihm, die ihm nur Gott selbst geben kann. Die geoffenbarte Wahrheit könnte aber solche Wirkung nicht ausüben auf heidnische Gemüter, die, in ein Lügensystem verstrickt, jede Orientierung und Urteilsfähigkeit verloren haben, wenn sie nicht Kraft aus Gott wäre. Was der Heide braucht, um zu genesen, ist nicht Offenbarung im Sinne einer vom denkenden Teil der Menschheit allmählich erarbeiteten Erkenntnis des Übersinnlichen; für solche geistige Kultur wäre die animistische Welt noch längst nicht reif; sie würde in Gegensatz treten zu dem Entwicklungsgang des Volkes und nur abstoßend wirken. Daß der Heide aber für eine Selbstmitteilung Gottes reif ist, indem er ihr unmittelbares Verständnis entgegenbringt, bezeugt die Missionserfahrung. Scheinbar bietet die Behauptung des Christentums, geoffenbarte Religion von Gott zu sein, dem Heidentum die breiteste Angriffsfläche dar; gerade diesen, für seine weiteren Gaben und Forderungen grundlegend notwendigen Beweis erbringt es nicht und kann es nicht erbringen. Aber kein Heide fordert diesen Beweis. Er erlebt die Wahrheit des Gehörten in seinem Innern. Es ist etwas in ihm, das mit der Sicherheit eines Echos darauf antwortet.[1]) Das ist nicht Leichtgläubigkeit, sondern Über-

1) Ein Taufbewerber in Ovamboland sagte zu Missionar Wulfhorst: „Lehrer, es ist wahr; sicher, sicher, es ist wahr; Gottes Wort ist wahr. Ich fühle es; ich habe etwas von dem Frieden Gottes. Wirklich, wirklich, es ist so; ich fühle es in meinem Herzen" (Wegner, a. a. O. S. 40).

wundensein, nicht Urteilslosigkeit, sondern innerstes Ergriffensein vom Göttlichen.

Die Botschaft von der geoffenbarten Wahrheit appelliert an das Gewissen, d. i. an das Organ für das Göttliche im Menschen. So verkümmert dies bei den Heiden ist, der angebotenen Wahrheit gegenüber erwacht es. Wie das Eisen, auch wenn es jahrhundertelang in der Erde begraben lag, auf den Magneten reagiert, sobald es mit ihm in Berührung kommt, so inkliniert das lange verschüttete Gewissen auf das göttliche Wort zu, sobald dieses bei ihm anklopft. Der Geist Gottes unterstützt den Appell an das Gewissen. Der Heide erlebt die Macht der Wahrheit an sich. Zweifel kommen ihm nicht. Manche Sünden haften den Taufbewerbern und Heidenchristen an, Schwächen aller Art, oft noch ziemlich grobe; aber eins kennen sie nicht, was uns viel zu schaffen macht, nämlich Zweifel an der Wahrheit der Botschaft, die von oben zu ihnen gekommen ist.[1]) Dieselbe Erfahrung machte die älteste Mission. Bezeichnenderweise hat Paulus, der uns in seinen Briefen manchen Blick in die zum Teil noch großen Defekte seiner Gemeinden tun läßt, nie gegen Zweifel zu polemisieren gebraucht. Nur einmal, im 15ten Kapitel des ersten Korintherbriefes, setzt er sich mit Zweiflern auseinander; aber auch diese zweifeln nicht an der Tatsache der Auferstehung Jesu, kann doch der Apostel Christi Auferweckung zur Basis seiner Beweisführung machen. Kein Heidenchrist bezweifelt die Wahrheit der Gottestaten, die das Evangelium ihm verkündet. Nie ist mir zu Ohren gekommen, daß ein Taufbewerber oder Heidenchrist abfällig wurde, weil er seiner Zweifel nicht Herr werden konnte. Nie haben einem animistischen Heiden Zweifel an der Wahrheit d. i. Göttlichkeit der evangelischen Kunde den Weg zum Glauben verlegt. Wenn ein Christ zum Mohammedanismus abfällt oder ins Heidentum zurücksinkt, so tut er das niemals, weil der Islam oder die Religion der Väter ihm mehr die Wahrheit zu verbürgen

---

1) In Indien, Japan und China, wo der missionarischen Verkündigung gelegentlich Zweifel entgegengehalten werden, dürften diesen Zweifel wohl zum Teil europäischen Rüstkammern entnommen sein. Das genuine Heidentum kennt den Zweifel gegenüber der christlichen Botschaft nicht.

scheint als das Christentum, sondern es sind praktische Erwägungen, verwandtschaftliche Verwicklungen, Furcht vor Matyrium, Fleischessinn und ähnliche Motive, deren Minderwertigkeit er selbst zumeist zugibt. Die animistischen Heiden sind allerdings leichtgläubig und mancherlei Beeinflussungen zugänglich; ein oberflächlicher Beobachter möchte geneigt sein, ihre Zustimmung zur Wahrheit des Evangeliums auf Rechnung ihrer Leichtgläubigkeit zu setzen. Aber diese besteht nur innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Religion; jedem Zauberer und Wahrsager glauben sie, ihren magischen Künsten vertrauen sie, obgleich oft getäuscht. Was aber über die eigene Religion hinausliegt, wird äußerst mißtrauisch betrachtet und vorsichtig abgelehnt. Wenn trotzdem auch diejenigen, die weit davon entfernt sind, an Übertritt zu denken, die Wahrheit der christlichen Verkündigung anerkennen und in die Tatsache der Offenbarung, obgleich sie ihnen völlig neu ist, keinen Zweifel setzen, so muß die das angeborene Mißtrauen überwindende Kraft eben in der geoffenbarten Wahrheit selbst liegen, deren einfache Verkündigung genügt, um sich an den Herzen auch der Widerwilligen als göttlich zu beweisen. Den in Lügen und Unsicherheit verwirrten und verirrten Heiden scheint die Wahrheit in die Herzen, welche wohl verroht nnd verfinstert sind durch Dämonendienst und Furcht, aber in ihrer Empfänglichkeit für geoffenbarte Wahrheit beweisen, daß sie auf diese angelegt sind.

Wiederum liegt es auf der Hand, daß nur diejenigen Boten darauf rechnen können, die Heiden durch die Macht der Wahrheit zu gewinnen, welchen die christliche Religion eine von Gott geoffenbarte ist. Nur sie gehen hinaus mit dem Glauben, daß die Offenbarungswahrheit die heidnischen Herzen überwinden muß; sie verzichten wie Paulus auf Vernunftbeweise und kluge Umwege, und erzählen die Offenbarungstaten Gottes, überzeugt, daß in diesen die Kraft liegt, sich selbst zu bezeugen. Ein Missionar, der nicht an die Offenbarung der christlichen Religion glaubt, kann sich auf ihre Kraft nicht stützen und wird keinen Eindruck machen. Denn nicht geoffenbarte Religion haben die Heiden auch, was sie brauchen, ist Verbindung mit Gott. Nur

eine Botschaft, die von Gott selbst zu kommen behauptet, darf überhaupt auf den Kampfplatz gegen das animistische Heidentum treten; nur sie kann in den Augen der Heiden möglicherweise einen Vorzug vor ihrer von den Vätern ererbten Religion haben. Jeder andern Religion glauben sie Gleichwertiges entgegensetzen zu können. Geben wir den Anspruch auf, im Christentum der Heidenwelt Gottesoffenbarung zu bringen, dann müssen wir auch ruhig zusehen, wie diese über kurz oder lang dem Islam zufällt, denn der gibt den Anspruch auf Offenbarung nicht auf, und wird damit die heidnischen Nationalkulte schlagen.

Kommen wir nicht als Träger des Offenbarungsgedankens, dann haben wir auch **kein Recht**, den Heiden ihr Weltbild, wie sie es im Animismus sich zurechtgelegt haben, mit brutaler Hand zu zerstören, oder ihnen den fatalistischen Glauben, der ihnen Rückgrat gibt in des Lebens Misere, zu rauben. Dann ist für sie in der Tat ihre Religion die beste, weil sie ihrem geistigen Niveau und ihrer Anlage entspricht. Der nicht vom Offenbarungsgehalt des Evangeliums durchdrungene Missionar wird auf der Animisten Einrede: „unsere Religion ist gut für uns, jene für euch“, tatsächlich nichts zu entgegnen haben. Wäre das Christentum nur die höchste bisher erklommene Stufe der Menschheitsentwicklung, dann würde es für die in den Anfängen der Entwicklung stehenden Völker nicht passen, so wenig wie die über ein Naturvolk plötzlich hereinbrechende Kultur. Diese erzeugt bei Naturmenschen nicht nur Karikaturen, sondern sie hat, weil nicht erarbeitet, nur zu oft mehr Fluch als Segen im Gefolge. Das Christentum, welches ein Produkt des menschlichen Geistes ist, würde nur für den entwickelten Teil der Menschheit sich eignen, der durch geistige Mitarbeit seinem Verständnis entgegenreift. Den Animisten und Polytheisten aber könnte es keine Förderung bringen, weil es doch nicht innerlich von ihnen angeeignet werden könnte, sie müßten denn zuvor alle Stufen der Religionsentwicklung durchlaufen.[1]) Dann hieße aber die Parole nicht: die Völker

1) „Das Christentum hat dann eben nicht mehr das Vorurteil unbedingter Überlegenheit für sich; es nimmt eine besondere Stufe in der religiösen Entwicklung ein. **Lediglich auf seine Vorstufen, und zwar auf die**

missionieren, sondern: sie allmählich zur Kultur erziehen. Oder noch richtiger überließe man sie sich selbst, denn jedes Eingreifen in ihr fremdartiges Geistesleben würde der naturgemäßen Entwicklung nur schaden.

Das Evangelium aber, welches den Anspruch erhebt, von Gott zu kommen, ist den Völkern aller Kulturstufen bestimmt und allen faßlich. Daß die Animisten für seine Annahme trotz geringer Intelligenz und verkehrter Moral reif sind, beweist die freudige Aufnahme, die das „Gotteswort" als solches findet. Der Offenbarungsgedanke setzt sich in der Heidenwelt siegreich durch. Hier handelt es sich um eine in ihren Wirkungen zu beobachtende, wesenhafte Kraft des Evangeliums, die Kraft der Wahrheit, d. h. der von Gott selbst in die Menschheit hineingebrachten, von innen heraus alle menschlichen Irrtümer überwindenden Mitteilung vom Göttlichen. Sie lüftet das Geheimnis des Erfolges der Heidenmission.

Von der Realität dieser Kraft überzeugt hat sich aber der Missionar vor einer Gefahr zu hüten. Er darf der Macht der Wahrheit nicht zu Hilfe kommen wollen durch gewaltsame Angriffe auf das Heidentum. Die Gewißheit von der einzigartigen Kraft seiner Heilsbotschaft darf ihn nicht dazu verführen, die Idole und Symbole des Heidentums niederzureißen, sei es durch rohe Gewalt oder durch Spott. Es macht keinen Eindruck auf den Heiden, wenigstens nicht den beabsichtigten, wenn der Bote des Evangeliums ihm seine Religion lächerlich macht, wenn er mit Spott oder Ironie polemisiert, oder gar mit täppischer Hand seine Fetische und Amulette zerschlägt. Wenn auch vom christlichen Standpunkt aus das Heidentum zumeist als Zerrbild der Religion zu beurteilen ist, dem Heiden ist es mit seiner Religion heiliger Ernst. Er hat ein Recht, zu verlangen, daß sein Gottesdienst ernst genommen werde. Spott über seine Religion würde ihm Spott über die Religion überhaupt bedeuten. Dieser Weg kann viel-

---

unmittelbaren, wird es förderlich wirken. Bringt man es den Menschen auf weit tieferen Stufen, so wird es verwirren." (Kähler, Angewandte Dogmen, S. 358).

leicht zur Religionslosigkeit führen, aber nicht zu einem neuen Glauben überleiten. Wer dem Heiden durch eine Operation Genesung verschaffen will, muß aseptisch verfahren; an seinem Messer dürfen nicht die giftigen Keime zersetzenden Spottes haften.

Der zum Polemisieren und Spotten geneigte Missionar wird anfangs die betreffende heidnische Religion viel zu wenig kennen, als daß er erfolgreiche Streiche dagegen führen könnte. Statt den Götzendienst aus den Angeln zu heben, wird er sich blamieren.[1]) Seine ironische Behauptung: ihr betet ja Holz und Steine an, die gar nicht leben, wird Lächeln hervorrufen, denn Holz und Steine betet kein Animist an; die geschnitzten Figuren bergen in besonderem Maße Seelenstoff oder sind beseelte Medien der Geisterverehrung, wie die Ahnenbilder der Niasser, Papua usw. Wenn er ein Opfer damit lächerlich machen will, daß er sagt: die geopferten Speisen werden von den Geistern nicht verzehrt, denn sie bleiben ja liegen, so verrät er damit nur seine Unkenntnis der animistischen Opferidee, denn kein Heide glaubt, daß die Geister die Materie der Speise sich aneignen; es ist die in ihnen enthaltene Seele, die Lebenskraft, die sie dem Opfer entnehmen. Kommt es doch selbst den lebenden Menschen nicht auf die Materie der genossenen Speise an, sondern auf die darin enthaltene Seele. So hat der Missionar allen Grund, mit seinem Spott zurückzuhalten. Die grauenhafte Macht des Heidentums über die Gemüter wäre schwach fundamentiert, wenn eine so wohlfeile Polemik sie überwinden könnte.

Götzen zertrümmern und Heiligtümer zerstören schadet nach heidnischer Überzeugung dem Europäer nichts, wohl aber dem Inländer. Gesetzt, ein Missionar in Niederländisch-Indien

1) Merensky, a. a. O. S. 131: „Wir wagten selten Polemik gegen die heidnischen Anschauungen und Gebräuche des Volks, weil zu solcher eine genaue und tiefgehende Kenntnis dieser Seite des Volkslebens notwendig ist, welche uns damals noch vollständig abging.“ — Miss. Becker in Ostafrika bekam von einem Manne, den er von seinen abergläubischen Vorstellungen abbringen wollte, die Antwort: „Das weißt du nur noch nicht, weil du erst kurze Zeit bei uns bist. Später wirst du es schon erfahren“ (Döring, Lehrlingsjahre, S. 51).

oder in Afrika würde eine Götzenfigur zertrümmern oder schänden und dann folgern: ihr seht, eure Geister tun mir nichts an, also sind sie ohnmächtig, und ich rate euch, sie zu verlassen — welchen Eindruck würde er damit hervorrufen? Die Betroffenen würden denken: der weiße Mann hat gut reden, über ihn haben die Geister keine Macht, denn er steht unter einem andern Gott und gehört einem andern Volk an; uns aber wird nun ihr Zorn treffen. Einen Beweis der Ohnmacht seiner Götter wird kein Heide darin sehen, wenn der Europäer unverletzt bleibt. „Wir haben alle Götter der Toradja herbeigerufen und sie aufgefordert, uns zu strafen für die Predigt von dem lebendigen Gott, aber die Toradja sagten uns dann, daß die Götter uns nichts Böses tun dürften, aber wohl ihnen."[1]) Bei einer Seefahrt fürchteten sich die wilden Papua vor einem bösen Geist. Um ihnen die Grundlosigkeit ihrer Furcht zu beweisen, fing Missionar van Hasselt selbst an zu rudern, aber nur mit dem Erfolg, daß die Papua sagten: „Euch Weißen wird der Geist nichts tun, aber wohl uns Schwarzen." Dieselbe Entgegnung hörte man auf dem Njassasee.[2]) Die Basuto glaubten, der Gott der Weißen sei eben ihr Gott, dem sie dienten, aber die Basuto müßten, wenn sie Glück haben wollten, ihren Göttern dienen.[3]) Von den Buschnegern in Suriname sagt Schneider: Will der Missionar ihnen durch gewaltsames Eingreifen die Ohnmacht der Götzen beweisen, so heißt es: „Unsere Religion ist nur für uns Schwarze, darum schadet euch dergleichen nicht. Wir hingegen würden vom Strafgericht der Götter getroffen."[4]) Im Anfang der Missionsarbeit auf Sumatra ließen die Batak ihre heiligen Haine von keinem Missionar betreten, nicht aus Besorgnis, daß den Weißen Unheil zustoßen könnte, das wäre den Heiden damals nur erwünscht gewesen. Sie fürchteten vielmehr, daß der dadurch beleidigte Geist sich an seinen ihm verpflichteten Verehrern rächen würde.[5])

1) Kruyt, Inlander, S. 92.
2) Ebenda, S. 92; dort noch mehr Beispiele.
3) Merensky, a. a. O. S. 250.
4) Schneider, Die Buschneger, S. 21.
5) Die Papua in Holl.-Neu-Guinea glaubten, die Missionare seien

Man wird durch ein ikonoklastisches Vorgehen Zorn anrichten, denn man lädt damit nach der Überzeugung der Animisten ohne eigene Gefahr Unglück auf ihr Haupt. Erfahrene Missionare sind daher mit ihrer Polemik sehr vorsichtig. Nach 25jähriger Arbeit unter den Papua in Holländisch-Neu-Guinea sagt van Hasselt: „Von einem starken Polemisieren gegen die Abgötterei und das Ankleben daran bin ich zurückgekommen. Ich schweige davon zwar nicht ganz, aber die Kraft der Predigt liegt darin nicht."[1]) Den jungen Missionaren in Ostafrika sagte ein Schambala: „Ihr müßt nicht denken, daß es uns nicht weh tut, wenn ihr sagt, daß die Worte unserer Väter Lüge seien."[2]) Es ist nicht weise, Opferfeste zu stören und heilige Bäume umzuhauen, wo der Boden des Heidentums noch nicht präpariert ist.[3]) Der Europäer beweist damit die Ohnmacht der heidnischen Götzen nicht, verletzt vielmehr das religiöse Gefühl der Heiden und steigert ihre Angst.

---

schuld an einer Epidemie. Die Ahnen zürnten ihretwegen, schlügen aber ihre Enkel, nicht die fremden Beleidiger (van Hasselt, a. a. O. S. 148).

1) Gedenkboek, S. 137.

2) Döring, Lehrlingsjahre, S. 51. — Auf der Insel Ceram zerstörte Domine Brund in Kaibobo das „Teufelshaus", den heidnischen Tempel, und verbrannte ihn. Es hatte aber die Folge, daß man allgemein um so fester am Heidentum hielt (Coolsma, a. a. O. S. 21). In Duma (Halmahera) verbrannte Miss. van Dijken Geisterhäuser (Totenhäuschen) öffentlich vor der Kirche. Aus Reaktion dagegen richtete das Heidentum um so höher das Haupt auf (Ebenda S. 735). Als ein römischer Priester in Madagaskar einem Häuptling die Amulette mit Gewalt abriß und ins Feuer warf, wurde er von diesem im Zorn erschlagen (Eppler, Madagaskar, S. 52). In der Nigermission ereiferte sich Miss. Fehne unvorsichtig gegen die heidnischen Gebräuche (Menschenopfer, Töten von Zwillingskindern, Giftbecher und ähnl.); er erreichte damit nur, daß der König von Onitscha ihm das verwies und ihm nur über dasjenige zu predigen erlaubte, was er für gut befände. Dadurch war er gezwungen, die Gottesdienste einzustellen (Ranke, a. a. O. S. 107). Bei den Verhandlungen der Bremer Kontin.-Miss.-Konf. 1905 äußerten sich die Missionare Spieth und Ostermeyer dahin, daß es nicht ersprießlich sei, gegen die Irrtümer des Heidentums polemisch vorzugehen und die Heiden auf diese Weise zu reizen (Verhandlungen, S. 103).

3) Für den Hindu gehört die Toleranz zur Noblesse einer Religion von der Bedeutung des Christentums. Eine Propaganda, die irgendwie Zwang anwendet, macht ihn mißtrauisch (Stosch, Indien, S. 213).

Etwas ganz anderes ist es, wenn später mutige Heidenchristen einen solchen Schritt wagen, etwa ein Ahnenbild zerschlagen oder einen heiligen Baum fällen. Ihre Polemik gegen die ererbte Religion hat in den Augen ihrer Volksgenossen Beweiskraft, denn sie stehen mit unter dem unheilvollen Einfluß ihrer Dämonen und Ahnen.

Daß solcher Polemik keine Überzeugungskraft eignet, bezeugt Rösler von den Schambala: „Wir könnten versuchen, ihnen die Gegenstände ihrer Furcht lächerlich zu machen. Diesen Weg wird der Neuling meist geneigt sein, erst zu betreten. Er nimmt dann wohl solch ein Zauberkrüglein, wie es im Maisfeld versteckt ist, kühn in die Hand und zerschlägt es. Oder er begegnet einer Schlange und schießt ihr mutig eine Kugel in den Kopf und spricht: Sehet, ihr dummen Schwarzen, was seid ihr doch so abergläubisch! Glaubt doch all den Unsinn nicht! Das tönerne Krüglein und diese tote Schlange können euch doch nichts anhaben! Ja, ja, Bwana, ertönt's da von allen Seiten, wir sind sehr dumm, und du hast ganz recht. Wir glauben auch gar nicht dran. Das sind auch nur unsere Medizinmänner, die uns so angeführt haben. Am nächsten Morgen aber kann man dieselben Schwarzen wieder mit ihrer alten Furcht zum Orakel laufen sehen, und wenn sie überhaupt etwas nachdenken über das, was der Europäer den Tag zuvor ihnen gesagt hat, dann denken sie: Ja, der hat leicht reden. Der ist ein Weißer, der ist selber ein großer Zauberer, dem kann ja der Zauber unsrer größten Zauberer nichts anhaben. Und wenn sie ein andermal wieder mit demselben Europäer zusammentreffen, werden sie sich schön hüten, ihm irgend etwas weiteres von ihrem Aberglauben zu verraten. Der verspottet uns ja doch nur damit! Nein, dieser Weg wird sich immer wieder als ungangbar erweisen."[1]) Schon Zinzendorf warnte seine ersten Sendboten vor solcher Taktik. Schädlich ist „unzeitiger Eiffer, Leute, die gar nicht in unser Departement gehören, zu corrigieren, zu straffen, d. i. die

1) Rösler, a. a. O. S. 139.

Säue herauszufordern, daß sie sich wenden und uns ein Knopff-loch entzwey reissen sollen."[1])

Die heidnische Religiosität ist durch Furcht bestimmt. Durch Hohn aber oder mit roher Gewalt beseitigt man keine Furcht, wie man an furchtsamen Kindern beobachten kann. Das Heidentum seufzt unter einer Last von Elend und Not. Wer aber möchte elenden Menschen wehe tun, indem er die Lauge des Spottes über ihr Unglück ausschüttet! Auch der große Heidenapostel, das Vorbild aller Missionare, hat trotz gelegentlicher Ironie keine Heiligtümer zerstört oder lächerlich gemacht. Der Beamte in Ephesus stellt Paulus und seinen Gefährten das Zeugnis aus: Diese Männer sind weder Kirchenräuber noch Lästerer unserer Götter (Act. 19, 37). Es nützt auch nichts, wenn man das Tun der Zauberer verspottet und als Betrug brandmarkt. Darin glauben die Heiden dem Missionar einfach nicht. Auch wird ein Kenner des animistischen Heidentums es kaum wagen, alles schlechthin Betrug zu nennen, was der Zauberer oder die Geistermedien anstellen. Jedenfalls sind die Heiden fest überzeugt, daß durch das Medium der Ahnengeist zu ihnen redet, und daß der Zauberpriester die Wissenschaft besitzt, mit den Geistern verkehren zu können. Der Spott wird in den Augen der blindlings glaubenden Heiden nur dem Spötter schaden. Die Waffe des Hohnes darf nur derjenige schwingen, der selbst in die ganze Lügenwirrnis als Betrogener und Betrüger mitverflochten gewesen und dann herausgerettet ist, also der Heidenchrist, besonders der bekehrte Zauberpriester. Wie das Zeugnis eines solchen unter den Heiden einschlägt, habe ich oft erlebt. Man muß die heilige Scheu des Volks vor dem gefürchteten Manne kennen, um einzusehen, daß sein Thron zu fest steht, als daß Spottreden ihn umstürzen könnten. Wenn aber gar Mächte der Finsternis dieses dunkle Gewerbe und das Heidentum überhaupt inspirieren, dann muß man sich nach schärferen Waffen zum Kampfe umsehen, als rohe Gewalt oder loser Spott sie bieten.

---

1) Roy, Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit. A. M.-Z. 1892, S. 376.

So sehr den Naturmenschen die überlegene Klugheit des weißen Mannes imponiert, so weit reicht diese nicht, daß ein spöttisches Wort oder eine brutale Gewalttat seinerseits ihre religiösen Traditionen, die Wurzeln ihres Lebens, ins Wanken brächte. Natürlich wird der Bote des Evangeliums mit seiner Ansicht von der Nichtigkeit der heidnischen Religion nicht zurückhalten; aber er wird solche Erörterungen nicht zum Ausgangspunkt seiner Botschaft machen; er wird davon reden, aber nie verletzend, und nur in Verbindung mit der positiven Darbietung des Neuen. Man macht nicht gewaltsam Frühling durch Abreißen des dürren Laubes; die neuen Keime müssen die welken Blätter abwerfen. Neger in Suriname beantworteten die Aufforderung zum Zerstören ihrer Idole und des heidnischen Kultus schlagfertig: „Wir werden das schmutzige Wasser doch nicht ausschütten, ehe wir reines bekommen haben.“ [1])

Es ist auch nicht möglich, die animistischen Heiden auf logischem Wege durch verstandesmäßige Deduktionen von der Unwahrheit ihrer Religion und von der Wahrheit der Gottesoffenbarung zu überführen. Religiöses Leben wird nicht auf dem Wege logischer Klarlegung erzeugt, und religiöse Irrtümer werden nicht durch Aufklärung überwunden.[2]) Das hohe Maß der Kultur und Bildung, wie es die Völker Europas genießen, hat dem fadesten Aberglauben unter Ungebildeten und Gebildeten die Wurzeln nicht abzugraben vermocht. Es ist auch innerhalb der Christenheit an dem, daß nur innige Religiosität, d. h. ein wahres Verhältnis zu Gott, Aberglauben und falsche religiöse Vorstellungen überwindet. Darum glauben wir denen nicht, welche den niedrig stehenden Heiden erst aufklärende Bildung bringen wollen, in der Hoffnung, daß dann ihr sinnloser Aberglaube vor den Strahlen der Aufklärung wegschmelzen werde. Nach dieser Theorie müßten die gebildetsten Heidenvölker die am meisten religiös aufgeklärten

---

1) Schneider, Die Buschneger, S. 78.

2) Utschimura wurde durch Verstandesbeweise nicht angesprochen. Er meint, daß die Japaner nicht durch den Verstand zum Christentum bekehrt werden (S. 85).

sein. Krassester Aberglaube und Geisterfurcht wuchern aber in Indien und China nicht minder üppig als einst im strahlenden römischen Weltreich. Den animistischen Heiden verlangt nicht nach religiöser Aufklärung. Wohl möchte er die Künste des weißen Mannes durchschauen, seine Flinten, Maschinen und Reichtümer erwerben; aber seine Religion wird durch die Zauberkraft der europäischen Bildung nicht erschüttert. Es ist dem Animisten völlig unerfindlich, wie man ihm Bildung ohne Religon anbieten kann. So fremd ihm das Christentum ist, er versteht doch, daß man eine Religion mit einer andern vertauschen kann, wenn sie einem wertvoll erscheint. Aber Aufklärung ohne Religion ist dem Inländer widersinnig.[1]) Die Religion wird durch Belehrung über Mathematik, Physik, Astronomie, Geschichte gar nicht berührt, die Furcht wird dadurch nicht gehoben, die Macht der Lüge nicht gebrochen. Wohl ist Bildung und allerlei Verstand eine der vielen diesem Leben verheißenen Früchte des Evangeliums, aber eben Frucht, nicht Wurzel. Das Evangelium mit seiner Gabe der wiederhergestellten Gemeinschaft mit Gott ist die einzige tragfähige Grundmauer; darauf läßt sich Bildung und Kultur erbauen, nicht aber umgekehrt. Man kann dem Heidentum nur an seiner Wurzel beikommen.

Aber ein anderes wird der Missionar gern tun, wenngleich er von der einzigartigen Wahrheit seiner Botschaft und deren Macht voll durchdrungen ist: Er wird die vorhandenen, vielfach in einem Wust von Aberglauben vergrabenen Wahrheitselemente innerhalb der heidnischen Religion liebevoll aufsuchen. Er wird die Heiden als Suchende behandeln und ihr religiöses Leben auch in seiner Verirrung achten. Wenn die Heiden bei ihren Zeremonien behaupten: wir suchen damit „Leben“, so glaubt er ihnen. Das forschende Auge entdeckt manche Züge, die sich ihm als Lebens-

---

1) Hierin fühlt Heide und Mohammedaner gleich. Den Javanen sind religionslose Europäer ein Rätsel. Sie fassen es einfach nicht, daß es Menschen ohne Religion geben soll, und glauben, daß auch die sogenannten Religionslosen heimlich einer Religion huldigen, die sie nur aus irgend welchen Gründen verbergen.

äußerungen der auf Gott hin geschaffenen Seele offenbaren. Er freut sich darüber, wie alle Ereignisse und Unternehmungen des heidnischen Lebens der Weihe der Religion bedürfen. Das Gottsuchen der Verirrten, das Gefühl der Abhängigkeit vom Überirdischen, spürt und achtet der Bote des Evangeliums durch alle Verirrungen hindurch. Hier findet er überleitende Gedanken und Brücken der Verständigung. Die δεισιδαιμονέστεροι sind ihm erwünschtere Zuhörer als die religiös Gleichgiltigen.

Alle evangelischen Missionare sind darin einig, daß es ihre Pflicht ist, dem dunkeln Rest des Gottesbewußtseins innerhalb des Heidentums aus seiner Gefangenschaft herauszuhelfen und so eine Basis zu gewinnen, von welcher die Verkündigung des Neuen ausgehen und verstanden werden kann.[1]) Eine Ahnung von *Gerechtigkeit* schlummert in den heidnischen Herzen. In der Praxis herrscht ja trostlose Verwirrung über die sittlichen Begriffe. Aber es geht doch ein Erinnern an reinere sittliche Normen durch die Herzen hindurch, das zwar nicht Energie genug besitzt, sich in Tat umzusetzen, aber doch so viel Zähigkeit, daß es in dem Sumpf der Unsittlichkeit nicht ganz und gar erstickt ist. Gott als *Schöpfer* gehört zwar nicht durchweg zum heidnischen Glaubensbekenntnis, aber die Idee ruht auf dem Grunde des heidnischen Herzens und bietet einen verständlichen Ausgangspunkt. So finden sich noch mancherlei verschleierte Wahrheitserinnerungen: die *Opfer*, die Gewißheit eines *Zusammenhangs dieser Welt mit der jenseitigen*, die Erinnerung, daß es früher besser war.

1) Wo immer über Heidenpredigt verhandelt ist, wird das hervorgehoben. Vergl. G. Warneck, Evang. Missionslehre, III. 1. S. 131; 2. S. 95; Bohner, Wie ich den Heiden predige, S. 3 f.; Hesse, Heidenpredigt in Indien Zahn, Die evangelische Heidenpredigt, S. 72; Dahle, Verhandlungen der Kontin. Miss.-Konf. 1905, S. 103. — Mit welchem Ernst und liebevollen Verständnis die evangelische Mission die heidnischen Religionen studiert und nach Goldkörnern durchsucht, beweisen Arbeiten wie: Dilger, Die Grundzüge der Missionspredigt in Indien (A. M.-Z. 1890 S. 505 ff.); Stosch, Einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache (Im fernen Indien); Kruyt, Het Animisme; derselbe, De Inlander en de Zending; Brutzer, Der Geisterglaube bei den Kamba; Gloyer, Die Heidenpredigt; Spieth, Die Ewe-Stämme usw. Niemand hat dem Studium der Religionskunde fleißiger obgelegen und ihre Kenntnis intensiver gefördert als die Missionare aller Denominationen.

Eine eigenartige religiöse Handlung, die Wahrheitsmomente enthält, findet sich bei den Batak und sei hier als Beispiel erwähnt: Wenn jemand lange von Unglück verfolgt ist, so konstatiert der Zauberpriester, daß er unter einem Fluche steht, der ihn verfolgt, weil in seiner Familie irgend ein noch ungesühntes Verbrechen, d. h. Fehler gegen die Sitte, heimlich begangen sei. Der betreffende Familienvater begibt sich mit dem Zauberer auf einen Hügel, wo geopfert wird; dann legt er seine Hand auf eine vorher eingefangene Schwalbe und einen Käfer, wodurch seine Schuld und deren Fluch auf diese übertragen wird. Danach läßt man die Tiere mit dem Fluche davonfliegen. Diese Sühnehandlung heißt „den Fluch fortfliegen machen". Darin verrät sich eine Ahnung von persönlicher Schuld, natürlich animistisch umgebogen. Bei genauerem Studium werden sich in jeder heidnischen Religion entsprechende Züge finden.[1]) Die Kols haben eine fast christlich anmutende Sage von einem Sohne Gottes, der, um die elenden Menschen zu erlösen, Mensch und aussätzig wurde.[2]) Der Sage von einer Flut, die über die boshafte Menschheit als Strafgericht hereinbrach, begegnen wir bei nicht wenigen heidnischen Völkern.[3]) Der Missionar wird dergleichen Stimmen liebevoll sammeln und in der Heidenpredigt mit pädagogischem Geschick anklingen lassen. „Nirgends unter all diesen Heidenvölkern steht das Christentum, wenn es mit ihnen in Berührung kommt, einer tabula rasa gegen-

1) Nach niassischer Vorstellung entstehen Erdbeben dadurch, daß Bauwa dano, der diese Erde auf seinen Schultern trägt, sich ab und zu schüttelt, wenn das Unrecht der Menschen, d. i. der Niasser, gar zu groß geworden ist. Dann erschrecken die Menschen und erinnern sich, daß sie das Recht oft gebeugt haben Die Häuptlinge versammeln sich, vor allem Volke wird das Recht von neuem bekannt gegeben, die Maße werden einheitlich normiert, und jede Übervorteilung verworfen. Ist beim Erdbeben irgendwo ein Erdspalt entstanden, dann findet die feierliche Gerichtsversammlung an dieser Stelle statt, und als Sühnopfer für begangenes Unrecht werden Schweine, Hühner und Geld in die Tiefe geworfen. Welch prachtvolle Gelegenheit zur Anknüpfung christlicher Gedanken! (Fries, Rundbrief Nr. 30, S. 28). Der Schrecken dauert freilich nur so lange, als die Erde in ihren Grundfesten erzittert.

2) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 61 ff.

3) Vergl. S. 95. Anm. 4.

über; nicht bloß abstoßende, sondern auch anziehende Elemente, nicht nur heterogene, sondern auch verwandte Ideen findet es vor, an welche es anknüpfen kann."[1])

Kanso Utschimura äußert sich darüber: „Für Paulus und Leute seines Sinnes ist das Heidentum nichts zum Lachen, auch nichts zum Bemitleiden, sondern etwas, für das man Verständnis haben, in das man sich hineinversetzen, und das man rücksichtsvoll und mit christlicher Freundlichkeit behandeln muß." Utschimura verlangt, daß man die Lichtseiten des japanischen Heidentums würdige, er behauptet: „Gerade die tugendhaften Leute (innerhalb des Heidentums) haben am meisten Sehnsucht nach dem Christentum." „Wenn wir Heiden nur wenig besser wären als die höheren Affen, so könnte die Christenheit das Missionswerk als hoffnungslos aufgeben. Aber gerade, weil wir etwas von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Lüge wissen, lassen wir uns gern zu dem Kreuz Christi führen."[2])

Aber wohl gemerkt, diese verstreuten Wahrheitsmomente sind für die evangelische Verkündigung nur Anknüpfungspunkte.[3]) Sie gleichen Haken, an welche man ein Bild aufhängen kann. Das Bild aber muß von anders woher kommen. Nur die Verbindung mit positiver Heilsbotschaft verleiht ihnen Wert. Die schwachen Lichtstrahlen haben das Heidentum weder vor dem Verlieren Gottes noch vor dem sittlichen Ruin bewahren können.

---

1) Wagner, a. a. O. S. 103.

2) K. Utschimura, S. 88.

3) „Man verwechsle nur bei jener Anerkennung (der vorhandenen Religiosität) ja nicht zwei sehr verschiedene Dinge, nämlich Anknüpfungspunkte für die Einwirkung und Grundlagen für den Aufbau. Wo Religionen und Religiosität gefunden wird, da gibt es Anknüpfungen für das Christentum, so weit es eben Religion ist; sie liegen im Inneren des Menschen und in der Überlieferung. Dagegen auch die sogenannten höchsten Kulturreligionen bieten keine verwendbaren Grundlagen für eine fruchtbare Evangelisierung . . . Hier ist keine Grundlage für den Christenglauben, aber auch keine Gleichwertigkeit, sondern nur grundlegender Gegensatz" (Kähler, Angewandte Dogmen, S. 358).

Wahr ist, was göttliche Art an sich hat. Die Wahrheit überführt die Heiden, weil sie den lebendigen Gott zum Inhalt hat. Er ist das Geheimnis der Kraft des Evangeliums. Diesen lebendigen Gott bringt die evangelische Botschaft der Heidenwelt. Das Heidentum ist fern von Gott.[1]) Es ahnt wohl die höchste Gottheit; aber Gott ahnen ist nicht Gott haben. Das animistische Heidentum hat Gott nicht; es hat ein Verhältnis zu den Dämonen, aber den wahren Gott hat es verloren. Das Evangelium macht sich anheischig, diesem Mangel des Heidentums die entsprechende Gabe entgegenzusetzen. Es bringt ihm die Botschaft: es gibt einen Gott, der Himmel und Erde und die Menschen geschaffen hat; er ist allmächtig, allein Herr, nur er ist anzubeten und zu fürchten. Das ist die erste positive Kunde, die der Animist in seinem Leben über Gott hört; damit wird ihm Gott aus einem nebelhaften Schemen zu einer lebendigen Person. Sie wirkt machtvoll, wie eine Befreiung auf die Polytheisten, welche bisher sich von einem Heer böswilliger Geister und niederer Gottheiten umringt glaubten. Wie erlösend schon der Gedanke, es nur mit einem Gott zu tun zu haben! Daß die Botschaft vom wahren Gott so befreiend auf Heidenherzen wirkt, ist nur möglich, weil sie einer Anlage des Menschenherzens entgegenkommt. Auch den Heiden gilt das Augustinische tu fecisti nos ad te (vergl. 1. Kor. 8, 6: ἡμεῖς εἰς αὐτόν). Der Heide leidet unter dem Druck verfehlter Bestimmung, bis er den Anschluß an den unbewußt vermißten und auf Irrwegen gesuchten Gott erreicht hat. Denn Gott hat den Menschen geschaffen, damit er in der Gemeinschaft mit ihm seine Bestimmung finde. Auch ein jahrtausendlanges Irren hat diese Anlage nicht ertöten können. Das dunkle Gefühl der nicht erreichten Bestimmung blieb dem Menschen auf seinen Irrwegen und trieb ihn, die Gottheit in seiner Weise aufzuspüren. Darum gehört die Kunde von dem wahren Gott zu den Wahrheiten, die in der Heidenwelt nur ausgesprochen zu werden brauchen, um sofort begriffen zu werden. Die Idee der Gottheit, die in allen Heidentümern ihrer Auferstehung entgegenschlummert, ist stark genug

1) S. S. 89—104.

geblieben, um das Herz für die Verkündigung der Wahrheit zu öffnen und die polytheistischen Heiden die Botschaft von Gott, der allein wahrer Gott ist, verstehen und annehmen zu machen.

Ergreifend schildert Utschimura, wie die Kunde von dem einen Gott befreiend auf sein Gemüt wirkte: „Man lehrte mich jetzt, daß es nur einen Gott gebe, und nicht viele — über acht Millionen, wie ich früher geglaubt hatte. Der christliche Monotheismus legte seine Axt an die Wurzel meines Aberglaubens ... Mein Gewissen und meine Vernunft sagten ja dazu. Ein Gott und nicht viele, das war frohe Botschaft für meine Seele. Nun mußte ich nicht mehr jeden Morgen den vier Gruppen von Göttern in den vier Himmelsgegenden und dem Gott jedes Tempels, an dem ich vorüberkam, ein langes Gebet vorsprechen. Ich mußte nicht mehr einen Tag diesem und einen Tag jenem Gott mit Gelübden und der Enthaltung von bestimmten Dingen weihen. Nun ging ich stolz mit erhobenem Haupt und unbeschwertem Gewissen an den Tempeln vorbei. Kein Gott dieser Tempel konnte mich wegen unterlassenem Gebete strafen, denn ich wußte, der Gott der Götter schütze mich. Meine Freunde bemerkten bald meine veränderte Stimmung. Sonst war ich, sobald ein Tempel in Sicht kam, verstummt, denn ich mußte ja im Herzen mein Gebet sprechen. Jetzt plauderte und lachte ich fröhlich auf dem ganzen Schulweg. Ich bedauerte nicht, daß ich dem Bund beigetreten war, denn der Glaube an einen Gott machte mich zu einem neuen Menschen ... Ich bildete mir ein, das ganze Christentum zu verstehen, so begeistert war ich von dem Glauben an einen Gott."[1]) Er charakterisiert damit den Glauben an einen Gott als die erste Stufe seiner Bekehrung, die, so elementar sie war, eminent befreiend auf ihn wirkte. Dies Zeugnis eines intelligenten Heidenchristen, eines der wenigen, die ihren Weg zum Christentum zu beobachten und darzustellen verstehen, ist typisch für den Weg vieler Heiden zu Gott.

Der eine Gott wird den Heiden lebendig als der starke, machtvolle, wirkende, seine Gottheit betätigende. Die Gottheit der

---

1) K. Utschimura, S. 17 f.

Heiden ist ohne Macht und fern vom Menschen, darum wird sie nach den Gesetzen der Perspektive klein gesehen, verdunkelt durch die in nächster Nähe drohenden Dämonen. Die evangelische Botschaft rückt Gott nahe, und damit wird er groß. Seine Macht und Größe erhellt aus der Weltschöpfung, die als Gottestat bereitwillig von den Heiden geglaubt wird. Jeder Heide bejaht diese Mitteilung.[1]) Desgleichen begreift er, so neu ihm der Gedanke auch ist, daß Gott die geschaffene Welt trägt und regiert, daß er in lebendiger Beziehung zur Welt und zu seinen Menschen steht. Seit der Rede auf dem Areopag ist die Botschaft von Gott dem Schöpfer und Weltregierer ein Evangelium der Heiden geworden, das den Schleier über dem Bilde des unbekannten Gottes lüftet.

Die von den Heiden verehrten Götter sind machtlos. Ihre Dämonen verfügen nur über schädliche Kräfte, denen der Mensch durch Magie wieder entgegenwirken kann. Der über allem erhabenen Gottheit aber schreibt man keine Allmacht zu; sie vermag dem Menschen in seinem Kampf mit den Dämonen nicht zu helfen, ihn auch nicht aus dem Tode wieder zu erwecken; dem Fatum gegenüber ist die Gottheit machtlos. Darum ist den animistischen Heiden die Botschaft von einem allmächtigen Gott, der alles vermag, etwas ganz Neues. Aber nun ist es gerade die Macht Gottes, die ihnen imponiert. Um ihrer Unwissenheit entgegenzukommen, läßt der lebendige Gott die zugänglichen Heiden seine Macht oft greifbar erfahren. Kranke erleben die Ohnmacht ihrer Amulette, die Nutzlosigkeit der Opfer und sodann Gottes machtvolle Hilfe. Als eine schwerkranke niassische Frau, die auf Gott vertraute, wie durch ein Wunder genesen war, erklärten die Heiden: „Die hat wirklich einen großen starken Gott.“[2]) Ein heidnischer Priester wandte in Balige (Sumatra) bei einer Choleraepidemie seine üblichen Zaubereien an. Am dritten Abend

1) „Für zwei tatsächliche Manifestationen Gottes finden wir im Bewußtsein der Heiden unmittelbares, eingeborenes Verständnis, für die Weltschöpfung und das Weltgericht“ (Stosch, Vermag die Mission, S. 103).

2) Berichte der Rhein. Miss. 1886, S. 146. Weitere Beispiele bietet die Missionsliteratur in Menge.

aber erklärte er: „Nehmt alles weg, was ich hier im Dorfe aufgestellt habe, tut nichts mehr, um den Krankheitsgeist zu vertreiben. Diesmal trifft es nicht; Gott ist stärker.“ Dann starb er mit seiner Familie.[1])

Ein batakscher Lehrer nennt die Erfahrung von der Ohnmacht der heidnischen Heiligtümer und Götzen unter den Gründen, die oft auf die Heiden bestimmend einwirken, um sie zum Christentum herüberzuholen. Er erzählt von Heiden, in deren Familien ein Todesfall auf den andern folgte, und immer war die Wissenschaft der Priester machtlos. Da entschlossen sich die Glieder jener Familie, Christen zu werden. Ein andermal erzeigten christliche Älteste einem heiligen Baum, dem Wohnsitze eines Ahnengeistes, nicht die schuldige Ehrerbietung, ja sie beschimpften ihn vor den Augen der furchtsamen Heiden, die ihnen Krankheit prophezeiten. Als ihnen aber innerhalb eines Monats nichts geschah, erklärten sich die Heiden für besiegt und kamen zur Kirche. In Huta Djulu (Sumatra) fällte ein christlicher Ältester einen solchen heiligen Baum, worauf die Heiden riefen: „Der Christengott ist stärker, der Christengott hat gesiegt.“[2]) Bei der Vergiftung einer kürzlich getauften niassischen Familie segnete Gott die angewandte Arznei auf sichtbare, den Heiden seine Macht beweisende Art.[3]) Ein niassischer Heide mußte nach der Geburt eines Kindes die zu dessen Wohlergehen notwendigen Opfer aus Armut unterlassen. Das Kind aber gedieh wider alles Erwarten prächtig. Der Vater kam zu dem Schluß: „Dies Kind ist mir ein Beweis, daß der Götzendienst unnötig ist . . . . Bei meinem Kinde habe ich nichts getan und es lebt doch.“[4]) Ein niassischer Häuptling bezeugte: „Ich habe seit sechs Jahren die Götzen nicht mehr verehrt, und doch hat mich Gott in dieser Zeit

1) Ebenda, 1902, S. 221.

2) Berichte der Rhein. Miss. 1897, S. 370. — Die jungen Christen fordern manchmal die Rache der Geister geradezu heraus, um den Heiden deren Ohnmacht zu beweisen, oder gehen gern auf Kraftproben ein, die ihnen die Heiden vorschlagen, um festzustellen, wessen Gott der stärkere sei (Wegner, a. a. O. S. 44 f.; 46 f.).

3) Lett, a. a. O. IV. S. 40 ff.

4) Wegner, a. a. O. S. 32.

reich gesegnet. Hierdurch habe ich ganz deutlich erkannt, daß wir die Götzen nicht nötig haben, und daß es viel besser ist, wenn alle Christen werden."[1]) In einem heidnischen Gebiet von Nias hatte ein gewisser Ama Dahambowo in Abwesenheit des Missionars seine Götzen weggeworfen und rechtfertigte sich darüber vor den Heiden: „Nicht der Missionar reinigt unsere Häuser von den Götzen, wir selbst tun es, wenn wir überzeugt sind, daß wir sie nicht brauchen, sobald wir erst den lebendigen Gott kennen." Er erzählte, seine Frau sei schwer krank gewesen, Priester und Opfer halfen nichts. Die vom Missionar gegebene Medizin aber heilte sie. Ebenso erging es später bei seinem Bruder. Als dann auch der andere Bruder erkrankte, baten sie den Missionar, daß er zu seinem Gott beten möge; wenn das hülfe, dann solle sein Gott auch ihr Gott sein. Der Kranke wurde gesund. „Da haben wir es uns doch gründlich überdacht und erwogen, und sind dabei zu dem Schluß gekommen, daß Gott stärker ist als unsere Götzen, und daß er hört, wenn wir zu ihm beten. Dann habe ich den ersten Versuch gemacht und aus meiner Kammer die Götzen entfernt, ohne daß es mir geschadet hat .... So haben wir ganz allein und aus freiem Willen die Götzen weggeworfen, und ich für meine Person kehre nicht wieder zu ihnen zurück."[2]) Die jungen Christen und die Heiden erleben die Macht des lebendigen Gottes. Das Erlebnis überführt sie.

Gott läßt sich als den mächtigen, der seiner nicht spotten läßt, gelegentlich auch in Strafen erfahren, mit denen er Christen und Heiden einen heilsamen Schrecken einflößt und sie von sich überführt. So geschah es oft bei den Dajak auf Borneo.[3]) Auf Sumatra haben wir das häufig erlebt. Auf Nias griff Gott nicht selten mit Strafen ein bei Unentschiedenen und offenkundigen Feinden. So starb z. B. plötzlich ein feindseliger Zauberer mit seiner Familie in Lahagu, ein allen sichtbares Gottesgericht.[4])

1) Berichte der Rhein. Miss. 1896, S. 74.
2) Fries, 29. Rundbrief 1907, S. 19.
3) Berichte der Rhein. Miss. 1880, S. 328.
4) Ebenda 1896, S. 84 f.

Es ist zu begreifen, daß die Heiden, wenn sie von dem allmächtigen Gott hören, seine Macht mitunter zaghaft auf die Probe stellen, ehe sie sich definitiv für ihn entscheiden. Gott kommt ihnen auch darin entgegen, denn das Verbot, Gott nicht zu versuchen, ist nicht denen gegeben, die Gott noch nicht kennen. Wenn Gott selbst seinem Volke, das ihn doch in langer Geschichte genau kannte und erlebt hatte, erlauben konnte: „Prüfet mich auch hierin" (Mal. 3, 10), wie viel mehr wird er den Heiden, die gern wissen möchten, woran sie mit ihm sind, entgegenkommen und ihnen Proben seiner einzigartigen Kraft geben, wenn sie im aufrichtigen Verlangen nach Gewißheit ihn darum angehen. Die alttestamentlichen Frommen haben Gott manchmal auf die Probe gestellt, und er hat ihnen geantwortet, obgleich sie ihn auch ohne das kennen konnten. Das ist ja gerade Gottes Größe, daß er sich zu den Menschen herabläßt. Eine dajaksche Heidenfrau hatte den Missionar Braches sagen hören, daß die Christen Gott um seinen Schutz bitten und dann seines Schutzes gewiß sind. Da dachte sie: Das will ich probieren; wenn das zutrifft, dann muß auch alles andere wahr sein. Sie versuchte zu beten und wurde von ihrer Plage, den schreckhaften Träumen, in denen sie es mit Gespenstern zu tun hatte, befreit. Ein Häuptlingssohn unter den Kongonegern überzeugte sich in Krankheit von der Machtlosigkeit der Fetische, während ihm durch Missionar Richards geholfen wurde. Nun tat er probeweise seine Götzen für eine Nacht aus dem Hause, wobei ihm noch gar nicht geheuer zumute war. Als ihm aber nichts Böses widerfuhr, faßte er sich ein Herz und entledigte sich ihrer gänzlich.[1])

„Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß, wie in der Anfangszeit der christlichen Kirche, auch heute der Herr dem in ein neues Gebiet eindringenden Evangelium mit besonderen Mitteln, mit Zeichen und Wundern, zu Hilfe komme und Bahn breche, bei kindlichen Völkern sich auf die Stufe ihrer Kindlichkeit herablasse." [2])

Es entspricht der göttlichen Erzieherweisheit, daß, jemehr Heidenchristen und Heiden Gott aus seinem Worte und aus seiner

1) P. Richter, Banza Manteke, S. 471.

2) Mieſcher, a. a. O. S. 35.

Gemeinde kennen lernen, um so mehr die außerordentlichen Erweise seiner Macht zurücktreten. Sie haben nun „Mosen und die Propheten", und brauchen nicht mehr zu sehen, daß „jemand von den Toten aufersteht". Diejenigen, welche in der Gotteserkenntnis zunehmen, erleben Gott innerlich, ihnen gilt dann Jesu Wort: „Du wirst Größeres denn dieses sehen."

Lebendig wird Gott den Hörern der Heilsbotschaft zuerst durch seine Macht, die er sie überzeugend erleben läßt, dann aber denjenigen, die ihn weiter kennen lernen wollen, durch seine Selbstdarstellung in Jesu Christo, in welchem er in das Menschengeschlecht eintrat. Es ist zumeist nicht die Liebe Gottes, welche die animistischen Heiden in Christo als erstes begreifen, sondern die Selbstbezeugung Gottes, der in seinem Sohn sichtbar, begreifbar, anschaulich wird. Ohne noch irgendwie über das Verhältnis des Sohnes zum Vater nachzudenken, freuen sie sich eines Gottes, der Mensch wurde, um den Menschen nahe zu kommen. An Jesus lernen sie Gott kennen. Ehe Jesus ihnen der Weg zum Leben wird, ist er ihnen die Darstellung Gottes geworden, seine Projektion aufs Menschenleben; in ihm tritt der unbekannte Gott aus seiner Verborgenheit hervor, und es wird ein persönliches Verhältnis des Vertrauens zu ihm möglich. So ist die Göttlichkeit Jesu der erste überwältigende Eindruck, den Heiden und Heidenchristen von ihm haben. Der Entwicklungsgang der Jünger schloß damit ab, daß sie bekennen lernten: „Mein Herr und mein Gott." Die Heiden fangen meist mit diesem Eindruck in aller Naivität ihren Werdegang an. Es wird sich darum empfehlen, anfangs von Christo weniger als dem Sohne zu reden, ihn vielmehr einfach Gott zu nennen: Gott wurde Mensch, Gott litt und starb usw. Verschiedene Missionare haben mir diese Erfahrung bestätigt. Jesus, die Selbstoffenbarung Gottes — so tritt er vor das Auge des empfänglichen Heiden, so wird er ihm der Weg ins Christentum hinein. Läßt der Heide diese göttliche Person Macht über sich gewinnen, dann wird sie in stetig wachsender Vertiefung mehr und mehr bestimmend für die Entwicklung seines Innenlebens.

Zu dem lebendigen, wirksamen, in Jesu nahe gerückten Gott tritt der Heide, vorausgesetzt, daß sein Wille auf das innere Er-

lebnis eingeht, alsbald in ein persönliches Verhältnis. In der Realität und Fruchtbarkeit dieses Verhältnisses, in welchem er naturgemäß mehr der Empfangende ist, hat er den Erfahrungsbeweis von der Wahrheit des Evangeliums. Auf allen Missionsgebieten, nicht zum wenigsten unter Naturvölkern, beobachtet man, daß die empfänglichen Hörer der Botschaft mit naiver Unmittelbarkeit Gott sich aneignen, mit ihm verkehren mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und in kindlichem Verkehr ihn erleben, mit ihm reden, ihn bitten und Antwort erhalten. Die heidnischen Gottheiten sind unzugänglich, an die Möglichkeit eines Verkehrs mit ihnen denkt niemand. Welcher Kraftbeweis der Gottesbotschaft liegt darin, daß sie ein so ganz neues, bisher nie erdachtes, reales Verhältnis zwischen Mensch und Gott herstellt. Auf zweierlei Weise äußert sich das neugewonnene persönliche Verhältnis zu Gott: in kindlichem, vertrauensvollem Glauben, und in einfältigem, zuversichtlichem Gebet.

Dem Glauben der jungen Heidenchristen eignet in der Regel eine Kraft und Frische, die uns alten Christen geradezu beschämt. Gott ist ihnen ein lebendiger geworden, dem sie alles zutrauen; sie kennen keine Schranken seiner Macht, freuen sich ihrer kindlich, zeigen sie auch den Heiden gern als einen Vorzug, den die Christen genießen. Daß Gott Wunder tut, ist den Neubekehrten über jeden Zweifel erhaben. Wunderbare Errettungen und Gnadenerweise sind ihnen nicht Mirakel, sondern selbstverständliche Äußerungen seiner kraftvollen Gottheit, nicht τέρατα, sondern δυνάμεις (den Heiden sind sie σημεῖα). Die biblischen Wunder glauben sie ohne Schwierigkeit. Ihr Vertrauen zu dem Können des mächtigen Gottes ist ein unbegrenztes. Man erinnere sich, daß in der animistischen Religion alle Voraussetzungen zu solchen Gedanken über Gott und alle Anknüpfungen für ein glaubensvolles Verhalten zu Gott gänzlich fehlen. Hier jedenfalls kann von einer Entwicklung vorhandener Keime keine Rede sein. Neu ist ihnen der lebendige Gott, neu die Gemeinschaft mit ihm, neu der Glaube, der ihn sich aneignet und ihm etwas zutraut.

Greifbar äußert sich dieser Glaube oft an Sterbebetten der Heidenchristen; sie legen sich ruhig ihrem Heiland in die

Hände und gehen dann still durch die Todespforte, nicht zweifelnd, daß sie mit Gott vereinigt werden. Das ist nicht Heuchelei, denn wie kämen sie dazu, auf dem Sterbebette eine ihnen ganz ungewohnte Maske vorzunehmen, während sonst alle Heiden stumpfsinnig und gleichgiltig in den Tod gehen? Es ist die Gewißheit, zu ihrem Gott einzugehen, die sie ruhig und oft genug freudig sterben läßt. Ihr Glaube hat etwas von der Kinderart an sich, die uns der Herr als Vorbild vorhält: er reflektiert nicht, grübelt nicht, sieht keine Schwierigkeiten, sondern greift frisch und fröhlich zu und genießt dankbar das Dargebotene.

Auf Sumatra und Nias haben die Christen Besessenen gegenüber es gewagt, ruhig den bösen Geist im Namen Jesu gehen zu heißen, dann war es ihnen selbstverständlich, daß der Dämon den armen Menschen verließ; und wenn er gegangen war, dann haben sie kein Aufhebens von der Sache gemacht; nur gelegentlich haben wir davon erfahren. Sie haben das sichere Vertrauen zu dem starken Jesus, daß er mit seinen Feinden fertig wird.[1]) Tapferkeit gehört nicht zu den Tugenden der Batak, aber der Glaube an ihren mächtigen Gott hat oft den Evangelisten und Ältesten bei ihren Missionsreisen in großen Gefahren einen erstaunlichen Mut geschenkt. Schrecklich ist's dem Indonesier, wenn ihm ein Kind, vielleicht gar der einzige Sohn stirbt. Vielen Christen hat ihr Glaube an Gott Trost und Halt in solchem

1) Ein batakscher Lehrer wurde zu einer schwerkranken Christenfrau gerufen, über die ein böser Geist gekommen sein sollte. Sie verlangte ein Opfer, welches der Lehrer verbot. Die Frau geriet darüber in Raserei, und der Geist drohte, sie und den Lehrer zu töten. Der Lehrer: „Das kannst du nicht, denn du hast keine Gewalt mehr über mich; denn ich gehöre Christo an, auch diese alle hier.“ Darauf sang der Lehrer mit seinen Schülern ein christliches Lied (ähnlich unserm: O Durchbrecher aller Bande). Während des Gesanges schrie die Frau: „Mein Bruder, willst du mir nicht geben, was ich bitte, daß ich hinfahre? Ich halte dies nicht aus, ich fürchte mich.“ Der Lehrer: „Ja, fahre aus!“ Darauf sprang die Frau auf, raste im Hause umher und schrie: „Ich gehe hin, denn ich fürchte mich.“ Der Lehrer erzählte die Geschichte Matth. 8, 28—34, bezeugte, daß der Herr Jesus noch heute Gewalt habe über die bösen Geister, und betete mit den Versammelten. Die Frau wurde geheilt, und eine Anzahl Leute wurden dadurch veranlaßt, fortan zur Kirche zu kommen (Wegner, a. a. O. S. 15 f.).

Leid gegeben; weil sie zu Gott im Verhältnis eines Kindes stehen, bleiben sie fest. Darum trauen sie ihm auch alles zu, selbst wenn sie noch wenig von ihm wissen.[1])

Zu den Äußerungen des kindlich festen Glaubens gehört auch ihre Siegesgewißheit. Kein ernster Heidenchrist unter den Batak und Niassern zweifelt daran, daß das Evangelium sein ganzes Volk erobern wird. In Sifaoroasi (Nias) nannten sich die 24 ersten Taufbewerber, die noch viel unter der Feindschaft des Heidentums zu leiden hatten, siegesgewiß „das Samenkorn des Reiches Gottes für Sifaoroasi", womit sie ausdrücken wollten, daß ganz gewiß mit der Zeit alle Genossen ihrer Landschaft, die jetzt von der neuen Sitte noch gar nichts wissen wollten, gleich ihnen Christen werden würden.[2]) Dieser Glaube an die weltüberwindende Kraft des Evangeliums macht aus allen überzeugten Heidenchristen aller Missionsgebiete eifrige Missionsarbeiter, wovon noch die Rede sein wird. Auch Leiden und Verfolgungen können sie in diesem Glauben nicht irre machen. Was sie erfahren haben, hat sie einen Blick tun lassen in die Kraft Gottes, so daß sie nun die Leiden dieser Zeit anders einschätzen.

Mit dem frischen Glauben geht überraschende Gebetsfreudigkeit Hand in Hand. Nachdem der Heide zu Gott in ein persönliches Verhältnis getreten ist, hat er das Bedürfnis, ihm alles zu sagen, was ihn bewegt. Heiden wissen nicht, was beten heißt; sie kennen kein aus dem Drange der Not oder aus dankbarer Freude dem Herzen entsteigendes Gebet zu Gott. Die Heidenchristen aber beten fast ohne Belehrung, in der einfältigsten Weise reden sie mit Gott und tragen ihm ihre großen und kleinen Anliegen vor. In allen außerordentlichen Lebenslagen und Gemütsbewegungen haben sie ganz aus sich das Bedürfnis zu beten.

---

1) Miss. Baßfeld (Nias) erzählt von einem Heiden in Bawalia, der sich zu Gottes Wort hielt. Er wurde von einer giftigen Schlange gebissen. Sofort betete er: „Gott im Himmel, du bist ewig und allmächtig. Siehe, eine Schlange hat mich gebissen, aber wenn du willst, kannst du den Biß unschädlich machen, und darum bitte ich dich, hilf mir." Alsbald hörten die Schmerzen auf.

2) Fries, Rundbrief Nr. 30, S. 29.

Ihre Gebete sind Gespräche mit Gott, oft von ergreifender Kindlichkeit. Woher dieser Gebetsdrang und die Gebetskunst, wenn ihr nicht ein reales neues Verhältnis zu Gott zugrunde läge, dessen natürliche Betätigung der Gebetsverkehr ist?

Diese zwei Züge, einfältiges Glaubens- und inniges Gebetsleben der Heidenchristen, werden durch die Erfahrungen der allermeisten Missionsgebiete bestätigt. Die batakschen Christen beschämen uns oft durch ihren kindlichen Glauben und ihre gläubigen Gebete, besonders solche, die mit Bewußtsein aus dem Heidentum zum Christentum übergetreten sind.[1]) Bei der zweiten Generation ist das Verhältnis zu Gott schon nicht mehr so unmittelbar. Von den Niassern heißt es: „Vom Gebet halten die jungen niassischen Christen überhaupt viel, immer wieder wird man von ihnen aufgefordert, mit und für den Kranken zu beten, und oft erzählen sie von fast augenblicklichen Erhörungen auch ihrer kindlichen Gebete."[2]) „Ferner ist es sehr erfreulich, daß die

---

1) Nur ein Beispiel für viele: In Huta Djulu, einem Bergfiliale Sumatras, erzählten die Christen eine Menge Beispiele, wie Gott sich zu ihren Gebeten bekannt habe, und wie dadurch viele Heiden herüber gezogen seien. Ein Heide, dessen Sohn todkrank lag, versprach, Christ zu werden, wenn Gott das Gebet der Christen für seinen Sohn erhöre. Ein christlicher Häuptling betete darauf: „Herr, du hast unsern Bund gehört, beschäme uns nicht, erbarme dich unser und mache diesen Kranken wieder gesund, auf daß diese meine Kameraden sehen, daß du Gott bist und Gebete erhörst, damit sie dich auch kennen und lieben lernen und nicht mehr zu den toten Götzen ihre Zuflucht nehmen." Der Knabe wurde gesund, und die Familie trat über zum Christentum (Berichte der Rhein. Miss. 1897, S. 369).

2) Sundermann, Nias, S. 144. Derselbe berichtet von einem Gebet, das ein Heide kurz vor seiner Taufe sprach. Dieser Siwahumola war einer der berüchtigtsten Räuber und Schädeljäger gewesen, der viele Morde auf dem Gewissen hatte. Sein ergreifendes Gebet lautete: „O großer Gott, der du uns gnädig bist, der du unser Vater bist! Wir kommen zu dir im Gebete; wir danken dir, daß du so gut gegen uns bist, und daß du uns geholfen hast, uns, den bösen und schlechten Niassern, die vor dir nichts sind, und die verfinsterte Herzen haben. Wir danken dir, daß du die Missionare zu uns gesandt hast, um uns in der guten Lehre zu unterrichten. Nun sollen wir getauft und wirkliche Christen werden. Hilf uns, vergib uns alle unsre Sünden, lehre uns deine Gebote halten. Wenn der Teufel kommt, um uns zu versuchen, dann hilf uns, ihn zu überwinden, und nimm uns alle als deine Hausgenossen in deinen schönen Himmel" (S. 179).

jungen Christen sich so schnell an das Gebet zum lebendigen Gott gewöhnen. In kindlichem Glauben wenden sie sich in allen möglichen Dingen an ihn, ihm vorhaltend, daß sie nun ja doch keinen andern Gott mehr haben, und er also helfen müsse, und dann glauben sie fest an die Erhörung . . . Oft begegnet es uns, daß wir von Heiden, deren Kranke wir besuchen, ersucht werden, doch mit und für den Leidenden zu beten."[1])

Von innigem Gebetsleben weiß die Niasmission viel zu berichten. Ein heidnischer Häuptling war schwer erkrankt und hatte auch Gehör und Sprache verloren. Ein junger Christ Solago geht zu ihm, „damit die Leute am Ojo sehen, daß unser Gott allmächtig ist." Er betet bei dem Kranken: „Großer allmächtiger Gott, du weißt, warum wir hier sind, mache den Mann gesund und zeige den Leuten deine Kraft und Macht, sie werden dir dann auch folgen." Sofort konnte der Kranke hören und sprechen. Als dann Missionar Krumm Medizin schickte, wurde er ganz gesund und warf mit 60 seiner Leute die Götzen weg.[2]) Ama Gahonoa, der Erstling der Westküste, wurde ein eifriger Beter, und zwar vom ersten Augenblick seiner Umwandlung an. Sein Beten war ein Reden mit dem himmlischen Vater. Oft betete er über Kranken, meist mit überraschendem Erfolg. Bezeichnend für sein Verhältnis zu Gott ist folgende Geschichte: Zu einem schwerkranken Kinde gerufen, betete er für dessen Genesung, aber vergeblich. Er betete wieder, aber ohne Erfolg. Darüber machte er sich schwere Gedanken. Auch Nachts beschäftigte es ihn, daß Gott sein Gebet diesmal nicht erhöre; da träumte er, daß die Eltern des Kindes noch Ahnengötzen versteckt hielten, und daß dadurch seine Gebete aufgehalten würden. Kaum graute der Tag, so lief er zu den Eltern und fuhr sie an: „Wo sind die Götzen, die ihr noch versteckt haltet? Heraus damit! Sie machen mein Gebet unwirksam." Erschreckt gaben die Leute die Götzen heraus; nachdem sie entfernt waren, betete er wieder, und in kurzer Zeit war das Kind gesund.[3]) Als später, nachdem die wachsende Christen-

1) Ebenda, S. 185; vergl. Ber. der Rhein. Miss. 1890, S. 107.

2) Berichte der Rhein. Miss. 1901, S. 177.

3) Fetero, S. 22.

gemeinde den Heiden der lebendige Beweis der göttlichen Wahrheit geworden war, die auffallenden Zeichen mehr zurücktraten, fand Ama Gahonoa das ganz in der Ordnung.

Von den Kols bezeugt Jellinghaus: „Da sie als Heiden so sehr in Dämonenfurcht gesessen, so ergriffen sie nun das Gebet im Namen Jesu, dem Besieger von Sünde und Teufel, als eine Waffe wider alle Anfechtung gegen die Dämonen.“ „Daß der Herr Jesus Gebete erhöre, daß alle bösen Geister dem Gebet im Namen Jesu weichen müssen, steht den christlichen Kols unmittelbar fest, und Erzählungen, wie das Gebet in Krankheit, bei Schlangenbiß usw. geholfen, als alle Medizin und alle Zauberei vergeblich war, kann man fast in jedem christlichen Dorfe hören.“ „Vor allem zeichnet sich ihr religiöses Leben, Fühlen und Denken durch eine freudige und mutige Kindlichkeit und gerade auf Gott gerichtete Einfalt aus, und es beweist sich auch in ihnen wieder, daß die kindlichen Gemüter dem Evangelio am nächsten stehen.“[1]) Die Macht des Gebets unter den Kolschristen rühmt auch Nottrott: Heiden kommen oft, um die Christen um ihre Fürbitte zu bitten.[2]) Von den Alifuren sagt Riedel, der gesegnete Apostel der Minahassa: er verwundere sich oft über die Kraft des Gebetes, die bei den heidenchristlichen Alifuren zutage trete.[3]) „Ich glaube, mancher europäische Jüngling würde beschämt dastehen, wenn er die Gabe des Gebetes bei diesen erst kürzlich aus den Heiden bekehrten Jünglingen sehen und hören würde.“[4]) Ein Europäer, der Ternate besuchte, hatte einen tiefen Eindruck von dem Beten der jungen Christen.[5]) Von der Goldküste berichtet Missionar Bellon in Abetifi: „Wer an den Gebetsstunden in unserer Kapelle teilnimmt, dem geht das Herz auf, wenn er hört, wie kindlich die Christen beten. Da ist nichts Gekünsteltes, Sentimentales. Sie glauben wirklich an die Macht des Gebets.“[6]) Sobald der

1) Jellinghaus, Die Kols, S. 172; 247.
2) Nottrott, Die Goßnersche Miss. 1874—1887, S. 217.
3) Grundemann, Riedel, S. 210.
4) Ebenda, S. 225.
5) Ebenda, S. 250.
6) Miescher a. a. O. S. 62.

Japaner Utschimura sich mit seinen Schulgenossen Gott zugewandt hatte, wurde das Gebet von ihnen eifrig gepflegt.

In jedem Missionsblatt finden wir Zeugnisse von der Gebetsfreudigkeit junger Heidenchristen. Sie ist ihnen naturgemäße, fast unwillkürliche Betätigung des neugewonnenen Verhältnisses zu Gott. Aus dem Tode, der Gottesferne, sind sie ins Leben, die Gottesgemeinschaft, eingegangen (μεταβέβηκεν ἐκ τοῦ θανάτου εἰς τὴν ζωήν, Joh. 5, 24; ἡμεῖς οἴδαμεν, ὅτι μεταβεβήκαμεν ἐκ τοῦ θανάτου εἰς τὴν ζωήν, 1. Joh. 3, 14). Tot waren sie, weil außer Verbindung mit Gott; nun haben sie Gott gefunden, und damit leben sie. Das neue Leben in und durch Gott ist die erste, große, fundamentale Gabe des Evangeliums an die darbende Heidenseele. Gott selbst ist die Gabe. In ihr liegt die Kraft, alle Abgötter zu entthronen und religiös neue Menschen aus den Heiden zu machen.

Dieser großen Gabe gegenüber tritt die damit verbundene Aufgabe, der sittliche Gehorsam im Dienst des wahren Gottes, begreiflicherweise noch zurück. Die Gabe ist so überwältigend neu und groß, so ganz Gabe, daß ihre Konsequenzen für das Verhalten gegenüber der Außenwelt erst langsam ins Bewußtsein treten können. Gott bietet sich im Evangelium dem Heiden als persönlichen Freund an, er kommt als der Gebende. Als solcher bricht er das Eis um die starren Heidenherzen. Das ist das Wesen des Evangeliums, daß es Gabe ist, das Sichselbstanbieten eines guten, gnädigen, mitfühlenden Gottes. Darum wird das Leben Gabe genannt (Röm. 6, 23); Hebr. 6, 4 bedeutet „geschmeckt haben die himmlische Gabe": Gott gefunden zu haben; Paulus dankt Gott für „seine unaussprechliche Gabe" (2. Kor. 9, 15). Nach neutestamentlicher Auffassung ist das Evangelium Gnadengabe, δωρεά, χάρισμα. Als solche erweist es unter den Heiden seine Kraft: es gibt den Heiden den wahren, großen, guten Gott; so werden sie wiedergeboren zu neuem Leben. Die erkenntnismäßige und sittliche Auswirkung der Gabe folgt nach, denn diese enthält eine Fülle neuer Antriebe und Kräfte, die sich entfalten müssen. Aber erst muß sich Gott den ihm Entfremdeten als Geschenk geben, diese gewinnen dadurch das „Leben". Der Empfänger fühlt sich zu-

nächst vorwiegend als Genießender und erst allmählich als Verpflichteter. Darum tritt bei Heidenchristen kindliches Vertrauen und starker Glaube an Gott vom Beginn ihrer Umkehr an in leuchtenden Farben heraus, während die sittliche Erneuerung in einer bei solcher Innigkeit des religiösen Lebens beinahe befremdenden Weise noch zurückbleibt, eine Erfahrung, die in den apostolischen heidenchristlichen Gemeinden gemacht wurde und heute auf allen Missionsfeldern mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes sich wiederholt. Dieser Zeit des beginnenden christlichen Lebens eignet das zarte Grün des Lenzes, an dem man noch keine Früchte suchen darf. Der Frühling verspricht mehr als er hält, denn viele seiner Blüten fallen ab, ohne Früchte anzusetzen. Und dennoch ist er die lieblichste Zeit des Jahres.[1]) Davon später mehr.

Wir müssen uns aber noch mit der Frage beschäftigen: Wie entsteht in den Heiden dieses lebensvolle Bild Gottes? Wie muß die missionarische Verkündigung beschaffen sein, damit sie abgestumpften Heiden Gottes Macht und Größe vor Augen stellt? Auf dem Wege verstandesmäßiger Belehrung wird es nicht gelingen; für lehrhafte Vorträge über Gott würde der Heidenmissionar kein Auditorium finden. Leben wird nicht erzeugt durch Aufklärung; Leben springt über durch lebendige Berührung von Person zu Person, von Gott zu Mensch. Die Verkündigung hat weiter nichts zu tun, als die persönliche Bekanntschaft mit Gott zu vermitteln. Das geschieht, indem sie den lebendigen Gott in seinen Taten den Heiden vor Augen malt. Denn Personen lernt man kennen aus ihren Taten. Die Heidenpredigt ruft die Taten Gottes aus, sie erklärt zunächst nichts, legt nichts aus; sie berichtet einfach, was Gott getan hat. Dadurch lernt der Heide Gott kennen. Er fragt nicht, wer Gott ist, sondern was Gott tut und kann. Wie predigten die Apostel den Heiden? Wir wissen wenig davon, aber das steht fest, Petrus sowohl wie Paulus verkündeten ihnen

1) Jellinghaus nennt es die Kinderschwäche der Kolschristen, daß sie bei aller Innigkeit des Glaubens ihre Sünden wenig fühlen und mit Gott gleich wieder im Reinen sind (Die Kols, S. 348). Es ist das eben die Kinderschwäche aller jungen Heidenchristen.

τὰ μεγαλεῖα τοῦ θεοῦ. 1. Kor. 15 rekapituliert Paulus den Inhalt seiner grundlegenden Heidenpredigt: Christus starb für unsre Sünden, wurde begraben, auferweckt am dritten Tage und erschien den Seinen mehrere Male.[1]) Überall, wo er sich des Wortes Evangelium bedient, versteht es Paulus im Sinne einer Verkündigung der Taten Gottes. Er sagt ihnen nicht, wer und wie Gott sei, sondern was Gott für die Menschheit getan, daß er sie geschaffen, in Langmut getragen, zu ihrer Rettung seinen Sohn gesandt habe, daß dieser gestorben und auferstanden sei und zum Gericht wiederkehren werde. Die Wirkung der Botschaft auf die Herzen der Hörer überläßt er der ihr innewohnenden Kraft. Worte der Weisheit und kluger Überredung weist er ausdrücklich ab (1. Kor. 1, 17; 2, 4). Eine Auseinandersetzung mit dem denkenden Verstand folgt freilich später, aber erst der christlichen Gemeinde gegenüber, nachdem sie das Leben in dem Gott der Heilstaten gewonnen hat. Erlangt haben die Gläubigen das Leben durch Anerkennen der Tatsachen, die das Evangelium ausmachen, nicht durch Begreifen derselben oder durch ein Herausdestillieren der ihnen zugrunde liegenden Ideen. Auf diesen Taten Gottes erbaut sich nachfolgend das christliche Denken. Die Tat steht über dem Gedanken.

Der Missionar der heutigen Missionsepoche kann nicht anders zu Werke gehen: er tritt als Herold unter die Heiden und ruft ihnen zu, was Gott getan hat, tut und noch tun wird. Dann wartet er die Wirkung seiner Mitteilung ab. Zu solcher schlicht erzählenden Predigtmethode zwingt ihn zunächst seine mangelhafte Kenntnis der Sprache und des Geisteslebens des zu missionierenden Volkes.[2]) Notgedrungen beschränkt er sich

1) Vergl. J. Müller, Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden nach seiner Entstehung untersucht.

2) Dr. Adriani wendet sich gegen den Vorwurf: die Missionare brächten den Inländern düstere, unverstandene Dogmen. „Wenn man die Landessprache gebraucht, ist man dann nicht gezwungen, sich zu beschränken auf dasjenige, was man in der Sprache sagen kann? Ist die Tatsache, daß die Mission sich der Landessprache bedient, nicht ein Beweis, daß sie sich an Fesseln legen will, daß sie nicht sagen will, was man in der Landessprache nicht sagen kann, daß sie nicht philosophieren will in eigenen Gedankengängen, sondern

auf das Erzählen der biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments, vielleicht ungeduldig des Zeitpunktes harrend, wo er imstande sein wird, durch Darlegung der tiefen Gedanken der christlichen Religion das Heidentum aus dem Sattel zu heben. Die Sprache eines Naturvolkes bietet der erzählenden Form der Rede die verhältnismäßig wenigsten Schwierigkeiten; Geschichten versteht auch ein einfältiger Mensch. Und siehe da, der Erzähler der biblischen Geschichten macht die Entdeckung, daß den Heiden durch die schlichten Erzählungen der Bibel von dem, was Gott an den Menschen getan hat, eine neue religiöse Welt aufgeht; daß diese Geschichten besser als jede wohldurchdachte Rede geeignet sind, verblendete Götzendiener mit dem lebendigen, ins menschliche Leben eingreifenden Gott bekannt zu machen; daß gerade durch die Mitteilung dessen, was Gott im Lauf der Menschheitsgeschichte getan hat, sein Bild ihnen plastisch und er selbst aus einer blutlosen Idee zu einer handelnden, denkenden, fühlenden Person wird. Die biblischen Erzählungen werden überall gern gehört, man interessiert sich lebhaft dafür und wird auf anschauliche Weise in die neue Religion, in das, was sie will und gibt, eingeführt. Die biblischen Geschichten sind es, die das religiöse Denken der Animisten umgestalten.

Von Nias wird berichtet, daß es immer die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments waren, die tiefen Eindruck machten und die Gotteserkenntnis vermittelten.[1]) Bald erlebt einer an sich Abrahams Geschichte,[2]) bald die von Jakob.[3]) Merensky sagt von der Heidenpredigt unter den Basuto, daß sie wesentlich Verkündigung der biblischen Geschichte gewesen sei. „Die Sintflut und die Geschichte Sodoms und Gomorrhas als Beispiele von Gottes Strafgerechtigkeit machten stets besonderen Eindruck.“ Ebenso die Geschichten der Patriarchenzeit, Josephs

sich auf solche beschränken, die man in der Landessprache beherrschen kann?“ (Adriani, Midden-Celebes, S. 14).

1) Lett, a. a. O. III. S. 27.

2) Fetero, S. 25.

3) Lett, a. a. O. IV. S. 26.

Geschicke und endlich die Geschichten des Heilands.[1]) Jellinghaus machte dieselbe Erfahrung bei den Kols: „Das einfache biblische Evangelium ... paßt in die Herzen der Kinder und Erwachsenen dieser Naturvölker wie Schraube in Schraubenmutter."[2]) „Sie faßten die Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall, von Jesu Geburt, Wundern und besonders seinem Leiden kindlich und lebendig auf."[3]) Von den Negern in Suriname heißt es: „Wenige sind es, auf die nicht das Bild des gekreuzigten Christus einen mehr als vorübergehenden Eindruck macht, einzelne werden geradezu tief davon ergriffen."[4]) Stosch urteilt: „Nicht die Erfahrungstheologie in irgend einer ihrer Modifikationen, sondern eine vom Offenbarungsgedanken beherrschte Theologie der Tatsachen ist imstande, die wahrheitslose Heidenwelt mit Wahrheit zu heilen und zu sättigen." „Der Umstand, daß das Christentum, auf biblischer Grundlage verkündigt, ebenso in seinen propädeutischen Motiven, als in der zentralen Tatsache der Versöhnung durch Christus, als Wahrheit sich selbst offenbart und als Offenbarung sich bewahrheitet, bildet die Wirkungsfähigkeit und Erfolgsmöglichkeit der Mission."[5]) Von der Heidenpredigt in Indien sagt Hesse: „Man predige nicht diese und jene möglichst tiefen und interessanten Lehren des Christentums, überhaupt nicht Theologie und Philosophie; an tiefen und interessanten Lehren, an Theologie und Philosophie hat Indien mehr als genug; sondern man verkündige die großen Tatsachen des Lebens, Leidens, Sterbens und Auferstehens Jesu von Nazareth, des geschichtlichen, leibhaftigen Heilands der Sünder. Das ist es, woran es der indischen Religion vor allem fehlt: Tatsachen und Persönlichkeiten." Durch Erzählen der Geschichten von Jesu legt der Heidenmissionar den Grund.[6]) Dieselbe Erfahrung hat Missionar Bohner mit der Heidenpredigt in Westafrika gemacht.[7]) Dahle hebt in einem Referat hervor, daß die

1) Merensky, a. a. O. S. 130 f.; 91.
2) Jellinghaus, Die Kols, S. 63 Anm.
3) Ebenda, S. 172.
4) Schneider, Die Buschneger, S. 77.
5) Stosch, Heidentum, S. 130; 132.
6) Hesse, Heidenpredigt in Indien, S. 17; 21.
7) Bohner, Wie ich den Heiden predige, S. 4 f.

erste Verkündigung des Evangeliums an Heiden immer die Form von biblischen Geschichten annehmen muß, besonders die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilands. Die anwesenden Missionare Ostermeyer und Spieth bestätigten das in der Diskussion; sie erklärten es für einen besonderen Vorzug des Evangeliums, daß es nicht Lehre, sondern Geschichte ist. Nach ihren Erfahrungen rief die Leidensgeschichte in der Regel tiefen Eindruck auf Heiden hervor, ebenso die von der Auferstehung Christi. [1])

Die biblischen Geschichten offenbaren den Heiden den handelnden Gott. Diese ziehen daraus den Schluß, daß ein solcher Gott auch unter ihnen Taten der Macht und der Liebe tun werde. Die göttliche Offenbarung an die Menschheit vollzieht sich aber in einer Folge von Handlungen Gottes mit den Menschen, bei welchen Gott pädagogisch verfährt und sich stufenweise fortschreitend erleben läßt, um die Menschheit allmählich reif und empfänglich zu machen für seine größte und abschließende Offenbarungstat, die Erlösung durch Jesum Christum. Demgemäß kann es nicht befremden, wenn in der auf tiefer Stufe menschlicher Entwicklung stehenden animistischen Heidenwelt die im Alten Testament niedergelegten Tatoffenbarungen Gottes und ihre Widerspiegelung in den von Gott geleiteten Menschenschicksalen am besten begriffen und innerlich verarbeitet werden. Die Missionare in Sumatra, Nias, Borneo, Neu-Guinea haben es erlebt und erleben es bis heute, daß den alttestamentlichen Geschichten eine bedeutende Macht auf heidnische Gemüter innewohnt. Die Erzählungen von der Erschaffung der Welt und des Menschen, vom Paradies, Sündenfall, Sintflut, Sprachenverwirrung, von den Patriarchen, Moses und der Gesetzgebung, Israels Zug durch die Wüste, die Geschichten von Samuel, David, Salomo — sie alle werden nicht nur mit lebhaftem Interesse gehört, sondern auch innerlich verarbeitet. Wie lebensvoll, wie plastisch erstehen vor den Augen der Heiden die Bilder der alten Gottesmänner! Sie werden unter Heiden und Heidenchristen populäre Figuren. Abraham, Moses, David sind die besten Bundesgenossen im Kampfe gegen das Heidentum

1) Verhandlungen der 11. Kontin.-Miss.-Konf. 1905, S. 95 f.; 105. Vergl. G. Warneck, Missionslehre III B, S. 116 ff.

und die überzeugendsten Lehrmeister vom wahren Gott, denn man lernt Gott begreifen in seinem Verkehr mit diesen Männern; man sieht ihn da gewissermaßen am Werke. Gottes Strafgerichte in der Vertreibung aus dem Paradiese, Sintflut, Völkerzerstreuung und in den Geschicken Israels lehren die Heiden Gott kennen als einen Rächer des Bösen. An ihnen bildet sich der Glaube an eine gerechte Vergeltung und an den Fluch der Sünde. Was Sünde, Ungehorsam, Glaube, Liebe, Demut, Sanftmut, Energie ist, würde man auf lehrhafte Weise den selbstgerechten Animisten nicht beibringen können; in den alttestamentlichen Geschichtsbildern treten ihnen die religiösen und sittlichen Werte in einer Sprache entgegen, die überall in der Welt verstanden wird. Dozierendem Vortrag würden die Naturmenschen den Rücken kehren, diese Geschichten aber lassen sie nicht los. Sie malen ihnen Gottes Allmacht vor, seine Allgegenwart, seine Weisheit, Gerechtigkeit, Geduld, Langmut, Liebe, ohne daß diese Begriffe formuliert zu werden brauchen. Auch wenn der betreffenden Sprache die Worte dafür fehlen, die Sache lernen die Hörer verstehen. Der Hörer der alttestamentlichen Geschichten erfährt, wie man Gott fürchten muß, ihm aber auch vertrauen und ihn lieben darf. Sein animistisches Gebäude muß im inneren Miterleben dieser Tatsachen zusammenstürzen, eine Ahnung von der Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen ihm aufgehen. So entsteht, geschichtlich vermittelt, unmerklich eine Welt neuer sittlicher und religiöser Gedanken. Die biblische Geschichte gibt den Hörern einen sicheren Maßstab in die Hand, der zur Korrektur aller bisherigen Verhältnisse dient und auch gebraucht wird. Ohne daß der Missionar die Greuel und die sittliche Verwahrlosung des heidnischen Lebens geißelt, wird durch jene Geschichten der Abscheu dagegen eingeimpft. Nicht selten sagen angefaßte Heiden nach dem Anhören einer biblischen Geschichte: „Wir sind doch recht schlecht", ein Bekenntnis, das keine Disputation ihnen abzwingen würde. So tritt ihnen neben der eigenen Jämmerlichkeit Gottes Hoheit und erbarmende Herablassung in einer so unpolemischen, so gewinnenden Weise entgegen, daß auch verhärtete Heiden überführt werden. Unter dem erzieherischen Einfluß der Geschichte, die in gleicher Unpartei-

lichkeit Gottes Größe und der Menschen Sünden abmalt, beginnt die religiöse Umwandlung derer, die dem Lichte nicht gewaltsam den Weg zu ihrem Herzen versperren. Durch Vermittlung der Heilsgeschichte tritt Gott in ihr Leben ein; ihr blödes Auge lernt ihn sehen, wie er von Stufe zu Stufe mehr sein Wesen enthüllt; zaghaft versuchen sie selbst, seine Macht auf die Probe zu stellen; sie fangen an, ihn zu fürchten und Vertrauen zu ihm zu fassen. Die in den biblischen Geschichten wirkende Gotteskraft, die nun zum eigenen Erleben des machtvollen Gottes führt, beweist ihnen, daß hier mehr als Erzählungen aus dem Leben vergangener fremder Völker sind; es geht Leben von diesen Geschichten aus. Sehr bald versuchen sie es, sich an ihnen zu orientieren, die neu gewonnenen Maßstäbe an ihr eigenes Leben anzulegen.[1]) So werden die alttestamentlichen Geschichten von eminent erzieherischer Bedeutung für die Christianisierung eines Heidenvolkes.[2])

Der Missionar wird sich natürlich nicht auf die Verkündigung der alttestamentlichen Heilsgeschichte beschränken, er wird es nicht wagen, der erzieherischen Bedeutung des Alten Testaments entsprechend, etwa für die ersten Jahre seiner Evangelisationstätigkeit ausschließlich der Vorstufe der Offenbarung seine Erzählungsstoffe

---

1) Ein Schambala hörte die Geschichte von Abraham und sagte dann: „Das ist keine Geschichte aus alter Zeit, das ist eine Geschichte von jetzt. Der Abraham, das bin ich . . . . Ich will es machen wie Abraham, übermorgen gehe ich zu meinen Verwandten, um es ihnen zu sagen (daß ich nicht mehr mit ihnen der alten Religion folgen will), und am Sonntag melde ich mich zur Taufe" (Döring, Morgendämmerung, S. 108). Auf einen Zauberer machte die Geschichte vom Sündenfall nachhaltigen Eindruck. (Ebenda, S. 122). Die Noahgeschichte prägte sich in Ovamboland vielen tief ein (Berichte der Rhein. Miss. 1897, S. 342) usw.

2) Es ist charakteristisch für das jungjapanische Christentum, daß ihm Interesse und Verständnis für die alttestamentliche Vorstufe der Offenbarung mangelt. „Hier wird die Entwicklung vermutlich einsetzen und an Stelle der alttestamentlichen Basis dem Christentum einen konfuzianisch-buddhistischen Unterbau geben, wie es einzelne japanische Christen, auch Prediger, schon hin und wieder versucht haben" (Zitat aus dem Ostasiat. Lloyd, bei Richter, Rundschau über Japan, A. M.-Z. 1907, S. 192). Man kann in der Heidenmission nicht ungestraft die alttestamentliche Tatoffenbarung Gottes mit ihren pädagogischen Motiven vernachlässigen.

zu entnehmen, denn er fühlt sich verpflichtet, den Heiden das ganze Heil anzubieten, und es drängt ihn, sie in das Allerheiligste hineinzuführen.[1]) Berichtet doch das Neue Testament von der allergrößten Offenbarungstat Gottes, seiner Menschwerdung. Diese Gottestat vervollständigt und vertieft sein Bild als des Gerechten, des Heiligen, des Erbarmenden, wie es die heidnischen Zuhörer aus der alttestamentlichen Geschichte schon vorbereitend gewonnen haben. Die vollkommenste Herablassung Gottes zur armen Menschenwelt, die sich in seiner Menschwerdung kundgibt, muß am überzeugendsten zum menschlichen Herzen sprechen. Die Frage braucht nicht entschieden zu werden, welche Geschichten, ob die alt- oder die neutestamentlichen, den ersten und wirksamsten Eindruck auf heidnische Gemüter machen. Sie wirken als Glieder einer Offenbarung in einem Sinne. Die Rangordnung wird bei den einzelnen Völkern und Individuen verschiedenartig sein. Oft beweist das Bild Jesu eine wundersame Macht gerade über Heiden, die schon in etwas vorbereitet sind. Jesu Wundertaten, vor allem aber sein Leiden und Sterben, enthüllen ihnen das Wesen Gottes, des erbarmenden Erlösers, in lichtvoller Klarheit und rücken ihnen Gott so nahe, daß sie es wagen, zu ihm Ver-

1) In der Missionspraxis sowohl wie in der Theorie ist je und je die Frage ventiliert worden, ob es zweckmäßig sei, die Heiden erst längere Zeit am Alten Testament zu schulen, ehe man sie mit der Gottesoffenbarung in Christo bekannt macht (vergl. Hesse, Ist ein Vorläufer nötig? Ev. Miss.-Mag. 1894, S. 129 ff.) Wenn das Volk Gottes einer so langen Vorbereitung benötigte, ehe ihm die Offenbarung in Christo angeboten werden konnte, wird es dann weise sein, die Gott entfremdeten Heiden sofort ins Zentrum der Heilsbotschaft zu stellen? Trotz allem, was sich dafür sagen läßt, wird es kein Missionar wagen, den Heiden längere Zeit Christum vorzuenthalten. Der Verlauf unsrer Erörterung wird sich mit diesem Problem noch befassen, und es wird sich zeigen, daß in mehr als einem Sinne Jesus den Weg ins heidnische Herz findet. Darum sagt Zahn: „Eine Freudenbotschaft soll der Bote Gottes den Heiden bringen; ob ihm erlaubt ist, mit diesem erfreulichen Tone anzufangen, hängt von den Umständen ab. Dagegen darf er nie vergessen, daß er etwas Erfreuliches, Wohltätiges den Heiden mitzuteilen hat. Johannes der Täufer und Jesus selbst haben freilich an der Spitze ihres Predigtthemas das Wort: Ändert euren Sinn, aber das war nicht Heidenpredigt, sondern Judenpredigt, an ein Volk gerichtet, das in vielhundert jähriger religiöser Erziehung gestanden hatte" (Heidenpredigt, S. 64).

trauen zu fassen.[1]) Bei animistischen Völkern ist es freilich meistens weniger die Liebe Gottes als seine Selbstoffenbarung, seine Menschwerdung, die überzeugende Anschaulichkeit der göttlichen Bemühungen um die verlorene Menschheit, welche ihnen die Person Jesu zunächst anziehend macht. Noch ergreifender als in der alttestamentlichen Offenbarung Gottes spricht in Jesu zu ihnen der Gott der Allmacht und Güte, der sich selbst der Menschheit mitteilt.

In der Papuaschule wurden die Geschichten vom Leiden Jesu von den Kindern sehr gern gehört. Einige baten, der Missionar möchte doch jeden Morgen immer nur von Jesus erzählen und das andere lassen.[2]) Wenn Missionar Helmich bei den Papua von der Sündhaftigkeit und Vergebung sprach, fand er wenig Aufmerksamkeit, desto mehr aber, wenn er von Gottes Taten erzählte, von Jesu Auferstehung, seiner Wiederkunft und dem Weltgericht.[3]) Die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus ergriff sie sichtlich, die Männer riefen den Frauen und Mädchen zu: „Hört ihr, so hat der Herr Jesus dem, der schon vier Tage im Grab gelegen, zugerufen, und er ist sofort auferstanden." Oft wiederholten sie sich die Einzelheiten der Geschichte.[4]) Auch van Hasselt gab unter den Papua mit Erfolg seine Predigt in Form der biblischen Geschichte, besonders aus dem Leben Jesu.[5]) Ein junger Taufbewerber in Parparean (Sumatra) weinte über dem Anhören der Leidensgeschichte.[6]) Auf die heidnischen wilden Iraono Huna machte das Bild des Gekreuzigten einen tiefen Eindruck.[7]) Heiden in Batu Mamak (Sumatra) wurden von der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus mächtig er-

1) Zinzendorf empfahl seinen Sendboten: „Erzählt ihnen historisch (es ist ein Leben drin), daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr", usw. (Roy, a. a. O. S. 368).

2) Berichte der Rhein. Miss. 1898, S. 229.

3) Ebenda, 1900, S. 219.

4) Ebenda, 1896, S. 50.

5) van Hasselt, a. a. O. S. 101.

6) Berichte der Rhein. Miss. 1892, S. 52.

7) Ebenda, 1901, S. 177.

griffen und unterhielten sich darüber bis spät in die Nacht.[1]) Missionar Pilgram erzählt aus seiner Anfangsarbeit unter den Heiden in Toba: „Ich bin oft ganz verwundert, wie selbst alte Männer und Frauen die biblischen Geschichten so schnell auffassen und schön und genau wieder erzählen können."[2])

Die Missionsblätter sind voll von Beispielen davon, wie die Botschaft von Gott, der Mensch wurde, die Heiden aufrüttelt. Eine Erklärung des Todes Jesu suchen sie noch nicht; die Frage, inwiefern sein Leiden und Sterben das Heil der Menschheit wurde, beschäftigt sie erst später. Aber seine Person ergreift sie und erschließt ihnen Gott. Nicht das menschlich Große und Edle an Jesu wirkt auf die heidnischen Hörer, dafür fehlen ihnen noch die sittlichen Voraussetzungen; Jesus ist ihnen wert, daß man sich mit ihm befaßt, weil sie in ihm den großen Gott in die Menschenwelt herabsteigen sehen. Die Wirkung der Missionspredigt auf heidnische Herzen ist eine Auslegung des Selbstzeugnisses Jesu: Wer mich siehet, siehet den Vater. Den Heiden wird der Menschensohn der Weg zum unbekannten Gott dem Vater. Das ist möglich, weil die Offenbarung Gottes in Christo ihrem innersten Bedürfnis nach Wahrheit entgegenkommt.[3]) Weil der Sohn sich als die Selbstmitteilung Gottes an ihren Herzen bezeugt, haben sie ein Recht, die Namen Gottes und Jesu in einem Sinne zu brauchen.

Die Erfahrungen der Heidenmission sind eine Ehrenrettung der biblischen Geschichten. Nur lebendige Personen können Leben vermitteln. Abrahams geschichtliche Persönlichkeit hilft vielen Heiden zu Gott; wenn sie nur eine mythologische Einkleidung wäre, vermöchte sie das nicht. Denn Gott

---

1) Ebenda, 1898, S. 14.

2) Ebenda, 1882, S. 366.

3) „Das ist überall der Weg zu Gott. Auch der niedere Götzendiener, dem über den Göttergestalten der eine lebendige Gott erscheint, der Schöpfer und Richter der Welt, vermag dies Bild nur in Christo festzuhalten; allein durch Christus vermag er in ein persönliches Verhältnis zu Gott zu treten. ... Nur durch Christus werden die Heiden an Gott gläubig" (Stosch, Vermag die Mission, S. 102).

ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Ein mythologischer Abraham, Jakob, Samuel könnte nicht dem religiös gleichgiltigen Heiden eine neue Gotteserkenntnis aufgehen lassen. Nicht das sittliche Verhalten jener Gottesmänner, dessen Unvollkommenheit auch die Bibel nicht verschweigt und die Heiden wohl herausfühlen, macht sie jenen wertvoll, vielmehr ihr Verhältnis zu Gott, ihre kindliche Frömmigkeit. An ihnen sehen sie, wie Gott sich zu schwachen Menschen herabläßt, ihr Leben leitet, sie zu sich zieht, und das alles in einer so echt menschlichen Weise, daß in ihnen das Verlangen erwacht, denselben Gott zu besitzen. Die biblischen Tatsachen von der Schöpfung bis zur Ausgießung des heiligen Geistes könnten eine solche Kraftwirkung nicht entfalten, wenn sie nicht die wirkliche Geschichte der Offenbarung Gottes an die Menschheit wären. Ihrer tatsächlichen Wirkung, wie sie übereinstimmend alle Missionsgebiete bezeugen, muß Kraft zugrunde liegen. Kraft aus Gott pulsiert in diesen Geschichten, denn sie vermögen Leben in der toten Heidenwelt zu erwecken.

Der Missionar, der die Heilsgeschichte zurücktreten ließe, um lieber Gedanken zu entwickeln, zu belehren, zu überzeugen, zu beweisen, der würde sich des kräftigsten Evangelisationsmittels berauben. Was kann er den Heiden besseres von Gott sagen als seine Taten? Das Evangelium in der heutigen Heidenmission ist dasselbe wie das der apostolischen Predigt: „eine höchst konkrete, aktuelle Kundgebung Gottes, ein Eingreifen und eine spontane Äußerung seiner lebendigen Wirklichkeit in der Menschheit . . . . Denn alles, was die Hörer dadurch erfahren, sind Tatsachen, Entschlüsse Gottes, Ereignisse aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Aufforderungen und Zusagen — alles machtvoll objektiv und real, ohne alle Elemente der Reflexion und des Gefühls, durch und durch homogen dem lebendigen Gott und seinem energischen Handeln.“ „Das Evangelium enthält auch keine Theorien über die mitgeteilten Tatsachen und Zusagen, keinen vernunftmäßig reflektierenden Unterbau, keine gedankenvollen Vermittlungen der kundgegebenen Vorgänge. Gerade an seine Ideenlosigkeit war die von ihm ausgehende Wirkung ge-

bunden, den Untergehenden ein Ärgernis, den Gerettetwerdenden eine Gottestat."[1]) Die frohe Botschaft von den geoffenbarten Gottestaten trägt in sich die Kraft, das Heidentum zu überwinden.

Das Evangelium bringt den Heiden den lebendigen Gott; als Gott der Heilstaten hat er sich ihnen in der Heilsgeschichte geoffenbart. Als Ergänzung der Offenbarung empfangen die Heiden gleichzeitig eine zweite Gabe in der Form eines machtvollen Erlebnisses: sie werden befreit aus ihrer bisherigen Gebundenheit. Indem sie Gott aus seinen Offenbarungstaten kennen lernen, erleben sie zugleich die Erlösung aus der Knechtschaft. Die unübersteigliche Mauer, die sich zwischen den Heiden und Gott auftürmt, ist nicht nur wie bei uns Christen, die wir längst Christo angehören, die Sünde, diese nicht einmal an erster Stelle, sondern das Reich der Finsternis, dem sie verhaftet sind. Die Knechtschaft äußert sich als Furcht vor Seelen, Geistern, menschlichen Feinden und Zauberern, als ein Dienstverhältnis gegenüber gottfeindlichen Mächten, als schmachvolle Abhängigkeit vom Fatum.[2]) Das Evangelium aber macht sich anheischig, das unwürdige Dienstverhältnis zu lösen. Es bietet sich den Heiden an als befreiende Macht, als Erlösung.

Damit kommt es wieder einem ins heidnische Herz gesenkten Bedürfnis entgegen. Denn das Heidentum leidet schwer unter seiner Gefangenschaft, die ihm nur Furcht und Elend einträgt. Es muß aber eine Macht sein, welche die Dämonenanbeter befreit, denn eine Macht ist es, die sie bindet. Befreiung kann nur geschehen durch einen machtvollen Befreier, den lebendigen Gott. Der Heide wird frei von seinem Dienstverhältnis, wenn er der Botschaft von dem einen, allmächtigen, lebendigen Gott glaubt. Zu dem Glauben kommt er durch das Hören von den großen Taten Gottes, die ihm Gott in heller Klarheit zeigen. Er tritt in ein kindliches Verhältnis des Vertrauens zu dem Allmächtigen,

---

1) J. Müller, a. a. O. S. 112 f.
2) S. S. 104—120.

und so wird er durch die Verbindung mit Gott frei von der Macht, die ihn bisher band. Er fühlt seine Freiheit daran, daß die Furcht, die bisher sein Leben verfinsterte, verschwunden ist. Die Trennung von Gott, die den Menschen der Furcht preisgab, ist aufgehoben; der Weg zu Gott ist zurückgefunden; damit hört die Furcht auf. Denn wer Gott hat, fürchtet nichts in der Welt und in der Hölle.[1]) Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott ist die positive Seite der Gabe, Befreiung von Dämonenherrschaft und Furcht die negative Ergänzung derselben. Wenn die Heiden Gott erlebt haben, dann haben sie mit ihren Kerkermeistern nichts mehr zu tun, Gott, ihr machtvoller Freund, hat sie frei gemacht von den μάταιοι (Act. 14, 15), und das paulinische οὔτε ἄγγελοι οὔτε ἀρχαί (Röm. 8, 38) wird auch ihr Triumphgesang.

Wer die finstere Macht des animistischen Heidentums kennt, wird verstehen, wie das Evangelium gerade in dieser seiner Kraftwirkung den Heiden anziehend und den Heidenchristen groß erscheinen muß. Diejenigen, welche von dieser Gabe ergriffen werden, betrachten das ganze Evangelium zunächst vielleicht zu einseitig unter dem Gesichtswinkel der Erlösung aus der Gebundenheit. Sie erleben Jesus als die Selbstoffenbarung Gottes, aber gleichzeitig, und dieses meistens noch überwältigender, als den Besieger der Dämonen und des Teufels. Daß Jesus dazu gekommen sei, um die Werke des Teufels zu zerstören, versteht der Heide, weil es ihm Erlebnis geworden ist, besser als viele Christen, denen der Teufel ein orientalisches Phantasieprodukt bedeutet, das ins verfeinerte moderne Denken nicht mehr hineinpaßt. Auch denjenigen unter uns, die an seiner Existenz festhalten, ist er zum Versucher degradiert; den Heiden aber ist er ein mit Macht ausgerüsteter Herr, aus dessen Despotie Jesus sie erlöst. „Bei den früheren Dämonenverehrern tritt die Sündenerkenntnis in der

1) Medizinisch ausgedrückt: „Die Furcht ist das Symptom der Krankheit, d. i. Gottentfremdung. Der Heide betreibt mit verzweifeltem Bemühen eine symptomatische Behandlung (indem er sich wehrt gegen die gefürchteten Mächte). Christus faßt das Leiden an seiner Wurzel (indem er die Gemeinschaft mit Gott wieder herstellt), er hilft, heilt, er ist der Heiland" (Missionsarzt Dr. Winkler, Sumatra).

Regel zurück gegenüber dem Bewußtsein ihres Elends infolge ihrer Knechtschaft unter der Gewalt des Teufels, und in Jesus Christus ergreifen sie weniger den Heiland, der sie von dem Fluch und der Macht der Sünde erlöst, als den, der sie aus der Obrigkeit der Mächte der Finsternis errettet. Was sie von den Wahrheiten des Evangeliums zunächst ergreifen, ist, daß Jesus Macht hat auch über die Dämonen, und daß er gekommen ist, sie, die Knechte der Sünde und des Teufels, zu Kindern Gottes zu machen."[1])

Sie empfinden rückblickend den Zustand des Heidentums weniger als Verschuldung, vielmehr als Verhängnis, dem Gottes Macht sie entrissen hat. Von dieser Auffassung aus fällt ein Licht auf die vielfach bei Heidenchristen zu beobachtende Erscheinung, daß sie geneigt sind, auch in der Sünde, wenn sie ihnen bewußt wird, mehr ein Verhängnis, als eine persönliche Verschuldung zu sehen. Das Gefühl eigenster Verantwortlichkeit ist bei denen, deren Wille der faszinierenden Macht des Satansregiments untergetan war, schwer zu wecken. Sie glauben unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt zu haben. Jesus hat sie vom Satan befreit; er wird sie auch von der Sünde losmachen. Folge dieser Denkweise ist, daß auch unter den Heidenchristen viele zwar die Sünde als widergöttliche Macht anerkennen, aber die persönliche Verschuldung Gott gegenüber in ihr noch zu unterschätzen in Gefahr sind. Erst mit der feineren Herausbildung des Gewissens, wie sie der nun einsetzende Verkehr mit Gott zur Folge hat, wächst das Verständnis für die Sünde als persönliche Verschuldung.

Wenn die Heiden Jesum zunächst als den Befreier aus der Knechtschaft der Dämonen und der Furcht begrüßen, so haben sie damit noch nicht den ganzen Christus; sie haben aber dasjenige an ihm, was ihnen die Bedingungen für weitere Gaben schafft, einen Erlöser, der die Pforte ihres Gefängnisses öffnet. Er ist für sie der starke Held, der Durchbrecher ihrer Bande, der Heiland, der sie aus der Macht der Finsternis errettet und in das Reich seines Lichtes versetzt hat, und damit ihr Herr, dem sie nun angehören. Aus tiefster Seele kommt ihnen das Bekenntnis:

---

1) Hoch, a. a. O. S. 27.

Mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. An seinen Kraftwirkungen unter den Heiden liefert das Christentum den Beweis, daß es Erlösungsreligion ist. Als solche wird es begriffen und willkommen geheißen. Zu der Erlösung des wahren Israel rechnet der weissagende Zacharias auch, daß uns gegeben werde ἀφόβως ἐκ χειρὸς ἐχθρῶν ῥυσθέντας λατρεύειν αὐτῷ. Mit dem Herausreißen aus der Hand der Feinde tut Jesus nichts Geringes; das ist sein Erlösungswerk so gut wie das Versühnen.[1]) Wir dürfen diese Errungenschaft des Heidenchristen nicht eine niedere Stufe des Christentums nennen. Ist doch Jesus darum in die Welt gekommen, den Gebundenen zu predigen eine Erlösung. Für die Heiden ist es ein eminentes Ereignis, das größte ihres Lebens; wenn sie befreit werden aus dem eisernen Joch, das wir uns nicht drückend und schmerzhaft genug ausmalen können. Es ist für sie ein ebenso elementares Ereignis wie für das Volk Israel die Befreiung aus dem Diensthause Ägypten, an welcher der Glaube des alttestamentlichen Gottesvolkes sich immer wieder aufrichtet als an dem Fundament alles weiteren göttlichen Tuns. Jesus erscheint den Heiden als Befreier in überwältigender Größe und Herrlichkeit.

Man kann es auch so ausdrücken: Das Evangelium wird den Heiden annehmbar als Reich Gottes; dieses sehr real gedacht als ein machtvolles, von Jesu regiertes Reich, dessen Angehörige, weil unter Gottes Schutz, gefeit sind gegen Dämonen und böse Gewalten.[2]) Das Reich der Finsternis kennen sie aus

---

1) Kol. 2, 15 sagt Paulus: Gott hat uns lebendig gemacht, indem er die gegen uns zeugende Schuldschrift ans Kreuz heftete. Dort am Kreuz hat Christus τὰς ἀρχὰς καὶ τὰς ἐξουσίας offen zum Spott gemacht, indem er sie auszog, da er durch sein Kreuz über sie triumphierte. Christus hat die dämonischen Gewalten durch seinen Tod ausgezogen, d. i. ihrer bisherigen Macht, ihres Ansehens, der Furcht, mit der die Menschen sie umkleideten, entkleidet; er hat sie als nackt, jeder Macht bar hingestellt. Nun stehen sie in ihrer Nichtigkeit am Pranger, als solche, die keine ἐξουσία mehr haben, sie sind als Besiegte zum Gespött geworden. Ihre einstige Macht ist verwandelt in Ohnmacht, sie sind entlarvt als Betrüger der Menschheit, deren man spottet.

2) „Der Gedanke des Reiches Gottes, des einen Reiches, mit dem einen

eigenstem Erleben. Jesus hat dieses Reich überwunden, er befreit alle, die des satanischen Regiments müde sind; er wird nun ihr starker Schirmherr und König. Diese Auffassung drängt sich den Animisten um so eher auf, da der Begriff Reich, Staat, in ihrem Denken eng verbunden ist mit Religion. Der heidnische Staat ist die erweiterte Familie, wie diese religiös fundamentiert; so verstehen sie, daß eine neue Religion einen neuen Reichsbegriff involviert. Das Reich Gottes erinnert sie an ihre Staatsidee, nach welcher Staat und Religion eng mit einander verbunden sind, indem es eine neue Sitte bringt, zu einem neuen Verhalten verpflichtet und endlich eine neue Macht darstellt. Schon die Kirchenbesucher, die noch nicht einmal an dem Taufunterricht teilnehmen, stellen sich unter die Schutzherrschaft Jesu; sie fühlen sich mit einem gewissen Stolz als Angehörige des Reiches Christi und bei ihm in Sicherheit. Bürger dieses machtvollen Reiches zu werden hat für den Heiden etwas Lockendes. Bedeutet es doch für ihn das Reich der Freiheit. Jesus ist für die jungen Christen siegreicher Begründer dieses Reiches, sein König und sein Gesetzgeber. Wohl dem, der sein Untertan geworden ist.

Denn lieblich klingt dem Heiden das Wort von der Erlösung aus dem Machtbereich der Knechtschaft. Wenn der Evangelist den Polytheisten Befreiung von der Furcht und dem harten Dienste der nimmersatten Geister in Aussicht stellt, wenn er die Mühseligen und Beladenen einladet, sich erquicken und Ruhe schenken zu lassen, dann kann er darauf rechnen, daß sein freundlich lockendes Wort Widerhall in den Herzen findet. Typisch für die Wirkung des Evangeliums auf wilde Heidenherzen ist die Geschichte des schon erwähnten Ama Gahonoa (Fetero) auf der Westküste von Nias. Das Evangelium packt ihn zuerst als Botschaft von der Befreiung und vom Frieden. Jene Gegend war andauernd heimgesucht

---

Gott und König, der Gedanke, daß dieser Gott aller Welt, aller Völker Gott ist, daß sein Reich universell ist, daß alle zu ihm berufen sind, um errettet zu werden vor dem zukünftigen Zorn und eine Gottesfamilie auf Erden und im Himmel zu bilden, also die Ökumenizität des Christentums, des Reiches Gottes, das muß der Inhalt der grundlegenden missionarischen Predigt sein" (Merensky, a. a. O. S. 130).

von Schädeljägern, die armen Leute lebten in Angst Tag und Nacht. Nun erzählte ihnen Missionar Lett von Jesus, der die Menschen wieder mit Gott vereine und eine neue Erde bringen werde; dort werde kein Schädeljäger mehr den Frieden und die Ruhe stören, Krankheit, Sünde und Tod würden da nicht mehr sein. Tief ergriffen faßte Ama Gahonoa Letts beide Hände und bat ihn flehentlich: „Führe mich auch dahin!“[1]) Die Erlösungsbotschaft, zunächst von einer nach äußerem Frieden und Sicherheit dürstenden Seele ergriffen, war der Schlüssel, der dieses heidnische Herz öffnete. Von da aus wurde ihm das Evangelium groß als Erlösung vom Teufel und den Banden der heidnischen Religion. Ama Gahonoa warf bald seine Götzen weg, fand ein lebendiges Verhältnis zu Gott, verkehrte kindlich mit ihm, begann ein inniges Gebetsleben und wurde in jeder Beziehung ein neuer Mensch. Seine Geschichte wiederholt sich bei vielen Heiden des Indischen Archipels. Den Ausgangspunkt der Umwandlung bildet die Sehnsucht nach Befreiung und Erlösung, mehr oder weniger äußerlich gedacht, aber das Verlangen nach Erlösung vertieft sich bei denen, welche in dem Geisterdienst die eigentliche Verderbensmacht erkennen lernen.

„Da in der Furcht vor den Bongas (bösen Geistern) die ganze Macht des Heidentums bei den Kols besteht, so ist dies auch der Punkt, wo die Bekehrung zum Christentum einsetzen muß und eingesetzt hat.“[2]) Nottrott berichtet von ihnen, daß viele Christen werden, weil sie des drückenden Geisterdienstes müde sind, unter der Herrschaft der bösen Geister seufzen und in ihrer Furcht vor ihnen sich zu dem Befreier Jesus flüchten. „Weil er stärker ist als die Bongas, darum bekehren sie sich zu ihm.“[3]) Dasselbe bezeugt er von den Stämmen der Uraos, Mundaris, Larkas, Santals u. a. Furcht vor den Geistern (oder dem Teufel, wie sie später sagen), Sehnsucht, von ihnen erlöst zu werden, treibt sie dem Christentum in die Arme.[4]) Von den Ureinwohnern In=

1) Fetero, S. 12 f.

2) Jellinghaus, Die Kols, S. 63.

3) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 371.

4) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874—1887, S. 213—230.

diens sagt Richter: „Der große gute Vater im Himmel, der seinen eingeborenen Sohn als Heiland in die Welt gesandt hat, der seine Anhänger vor aller Bosheit und Macht der Geister und Dämonen schützt, ist diesen Völkern (den Munda, Uraon, Santal, Karenen, Khassi, Naga) in der Tat ein rettendes Evangelium."[1]) Die Samoaner erklärten Williams, sie wollten Christen werden, um frei zu werden von der Böswilligkeit ihrer Götzen.[2]) Von Korea, wo es heute so wunderbar vorwärts geht, heißt es: die Mission habe die Seele des Volks befreit von der alten schrecklichen Furcht vor den Dämonen; dafür sind die Koreaner sehr dankbar.[3])

Von der Goldküste berichtet Miescher, wie ein Schwarzer sich geäußert habe: „Die Götzen und Fetische, die wir anbeten, gerade die töten uns. Wenn einer am Sterben ist, und die Verwandten gehen und fragen den Fetischpriester um die Ursache, sagt er ihnen: der Kranke habe den Fetisch beleidigt, deswegen müsse er sterben. So sehen wir, daß wir nicht Götter des Lebens sondern des Todes anbeten. . . . . Es ist klar, wir leben im Lande des Todes. Daher bitten wir um Missionsstationen in unserer Mitte."[4]) Missionar Hoch sagt von den Geisterverehrern in Indien: „Fragen wir nun, was diese Leute veranlaßt, zum Christentum überzutreten, so ist die stehende Antwort, die wir von ihnen erhalten, die, daß sie es im Heidentum nicht mehr aushielten vor den immer unerträglicher werdenden Plagen der Bhuten, während doch die Christen, wie sie beobachteten, von denselben nicht gequält würden und sich auch vor ihnen nicht fürchteten. Es ist also das Verlangen, von der Herrschaft und Plage der bösen Geister, von deren Knechtschaft, der Furcht, in der sie als Bhutenverehrer gefangen waren, erlöst zu werden, was sie zur Annahme des Evangeliums bewegt. . . ." „In Jesus Christus ergreifen sie weniger den Heiland, der sie von dem Fluch und der Macht der Sünde erlöst, als den, der sie aus der Obrigkeit der Mächte der Finsternis errettet. Was sie von den Wahrheiten

1) J. Richter, Indische Missionsgeschichte, S. 241.
2) Kruyt, Inlander, S. 148.
3) Chronicle of the London Miss Soc. 1908, S. 29.
4) Miescher, a. a. O. S. 54.

des Evangeliums zunächst ergreifen, ist, daß Jesus Macht hat auch über die Dämonen, und daß er gekommen ist, die Knechte der Sünde und des Teufels zu Kindern Gottes zu machen."[1]) Ähnlich Rösler von den Schambala: „Wir Missionare machen alle die Erfahrung, daß unsre heidnischen Zuhörer nie schärfer aufmerken, als wenn davon die Rede ist, daß es eine Erlösung gibt von der Furcht."[2]) „Die Missionare tun das, indem sie ihnen von Jesu erzählen, daß wir durch ihn Kinder Gottes werden können. Je mehr die Schambala sich diesem Jesus hingaben, um so mehr schwand ihre Furcht. Sie legten die früheren Schutzmittel ab und lernten Gott vertrauen."[3]) Dasselbe bestätigt Trittelvitz: Der Wunsch, von der Furcht und den bösen Geistern befreit zu werden, ist bei den Schambala ein wichtiges Motiv des Übertritts. „Jesus ist stärker als die Pockenzauberer, die uns die Pocken anhexen wollen," sagte ein Jüngling. Jesus ist stärker als die Ahnengeister. Wer zu dieser Überzeugung gelangt ist, kommt gerne zum Heiland, denn „Leute Gottes haben keine Furcht".[4])

Wo die Kunde von Jesu festen Fuß gefaßt hat, haben die Dämonen keine Macht mehr. Jesus erweist sich als Sieger. Auch die Heiden merken das, denn über den engeren Kreis der Christengemeinde hinaus schwindet die Macht der bösen Geister, und das läßt die Heiden Gottes Macht ahnen. Aus der alten Kirche wird berichtet, daß es während der Diokletianischen Verfolgung eine Klage der pontifices und haruspices war, man könnte in Gegenwart von Christen zu keinen auspicia gelangen. So oft vor dem Kaiser die Opfer wiederholt wurden, gelang es nicht. Der Haruspex Tages erklärte dem anwesenden Kaiser, die Christen hinderten die Orakel und zeichenspendenden Dämonen. Die Anwesenheit der Christen machte nach Aussage der Heiden oft das Opfer unmöglich.[5]) Die Christen freuten sich dessen, wurden aber

1) Hoch, a. a. O. S. 26 f.
2) Rösler, a. a. O. S. 139.
3) Ebenda, S. 141 f.
4) Trittelvitz, a. a. O. S. 129.
5) Harnack, a. a. O. S. 104, Anm. 4.

darob verfolgt. Dieselbe Erfahrung machen die Heidenchristen der modernen Mission. Den Christen in Halmahera verboten die Heiden die Teilnahme an den heidnischen Festen, denn sie glaubten, daß die Gegenwart eines Christen die Geister vertreibe.[1]) Als Missionar Fries in Nias einem heidnischen Feste zusehen wollte, ließen die Priester ihn und seine Frau freundlich bitten, den Platz zu verlassen; die Geister der Ahnen könnten nicht zu ihnen kommen, weil „der Prediger Gottes" zusähe.[2]) Die batakschen Zauberer erklärten offen, seit „Gottes Wort" in die Gegend gekommen sei, versagte ihre Magie, und zwar nicht nur den Christen gegenüber. Wo sie ihr Gewerbe noch weiter treiben, werden sie immer offenkundiger zu bewußten Betrügern. Über die Christen haben sie anerkanntermaßen keine Macht; diese fürchten die einst so allgewaltigen Zauberer nicht mehr, es sei denn, daß sie, indem sie ins Heidentum zurückfallen, sich freiwillig in die Knechtschaft zurückbegeben. Ein dajakscher Heide erzählte, er habe einen Geist, der in einem Manne seine Behausung genommen habe, gefragt, warum sie denn nicht auch die Christen quälten, und zur Antwort erhalten: die können wir nicht sehen.[3]) Ein getaufter batakscher Zauberpriester sagte mir, daß er neben vielen Betrügereien auch über Künste verfügt habe, die er nicht anders erklären könne als damit, daß teuflische Gewalten ihn dabei geleitet hätten; daß aber alle übernatürliche Kunst aufhörte, sobald die Botschaft von Jesu erklungen sei. Ein Christ gewordener Zauberer sagte ganz ähnlich zu Missionar Jellinghaus, er habe oft Richtiges, oft auch Falsches gesehen; er glaubte aber wie alle Kolschristen, daß die Zauberei wirklich mit Mahadeo (dem Teufelsgott der Hindu) und mit den Bongas in Verbindung setze, und daß darin übernatürliche Kräfte wirkten. Mit allen Christen war er fest überzeugt, daß die bösen Geister denen, die Jesu Namen anrufen, nichts mehr anhaben können, sondern dem Gebet weichen.[4]) Ein anderer Zauberer bestätigte demselben, daß, seit das Christentum ins Land gekommen sei,

1) Coolsma, a. a. O. S. 738.
2) Fries, Rundbrief Nr. 29, S. 21.
3) Berichte der Rhein. Miss. 1885, S. 378.
4) Jellinghaus, Die Kols, S. 61 f.

die Bongas ihre Macht verloren hätten. Jellinghaus bemerkt dazu: „Merkwürdig war mir die Mitteilung des Missionars Hugo Hahn, daß auch die Afrikaner (Herero) sagten, seit der Ankunft des Christentums hätten die bösen Geister ihre große Macht verloren."[1]) Dasselbe bezeugt Nottrott von den Kols: „Es ist merkwürdig, wie wenig in christlicher Umgebung die Heiden auf ihre Zeremonien und Gebete Vertrauen setzen. Das Bewußtsein, daß Jsu Massih weit stärker ist als alle Bongas, und daß diese vor jenem weichen müssen, sobald auch nur eine Kapelle oder ein Christenhaus in ihrer Nähe steht, ist weit verbreitet. Darum bauen sich die Heiden gern in die Nähe der Christen an, sie meinen so schon den Schutz des Christentums zu erfahren."[2]) Ein berühmter Zauberer wurde von einem fanatischen Heiden aufgefordert, einen Christen zu behexen, erklärte aber geradezu, daß er über den keine Gewalt hätte, denn er bete zu Jesus.[3]) Daß die Zauberer nach ihrem eigenen Geständnis über die Missionare keine Gewalt haben, wird oft bezeugt[4]), fällt aber weniger ins Gewicht, da man sie als die Diener anderer starker Götter außerhalb des Einflusses der nationalen Magie weiß, auch vielfach in ihnen starke und unüberwindliche Zaubermänner sieht. Besessene, die als Heiden willenlose Werkzeuge der Dämonen waren, werden mit ihrem Übertritt zum Christentum frei von ihren Peinigern, solange sie sich zu „Gottes Wort" halten. Ein Götzenpriester, der einen bösen Geist hatte, wurde nach der Überzeugung der Heiden durch seine Bekehrung zum Christentum von dem bösen Geist völlig befreit.[5]) Während die mpepo-Erkrankung (die von den Schambala als Besessenheit von einem Dämon angesehen wird) unter den heidnischen Schambala

---

1) Ebenda, S. 59 f.

2) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874, S. 157.

3) Ebenda, S. 149. — Ein niassischer Zauberer äußerte sich so: „Wenn eine Krankheit vom Teufel ist, dann wird der Kranke durch den Götzendienst gesund; ist sie aber von Gott, dann kann ich nicht helfen" (Berichte der Rhein Miss. 1882, S. 112).

4) Z. B. Jellinghaus, Die Kols, S. 62.

5) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874—1887, S. 221.

eine alltägliche Erscheinung ist, hat sie bei den Christen anerkanntermaßen vollständig aufgehört.[1])

Ein bisher ungekanntes Gefühl der Freiheit, des Erlöstseins, durchdringt die jungen Heidenchristen, von dessen Frische und Stärke wir uns keinen Begriff machen können. Denn die Befreiung wird nicht nur geglaubt, sie wird erlebt. So gewiß die Dämonenwelt den Heiden real ist, und die Furcht vor ihr das Leben und Denken vergiftet hat, so gewiß ist den Christen die Befreiung aus der Macht der Finsternis eine reale Größe. Sie ist verbunden mit einer herzlichen, starken Freude. Eine reine, innige Freude dringt durch alle Äußerungen neubekehrter Heidenchristen hindurch. Frei von Furcht, weil mit Gott in Gemeinschaft und reinen Gewissens durch ihn! Die „große Freude, die allem Volke widerfahren wird", erlebt der Heidenchrist in ursprünglicher Frische. „Was das aber für Freude und Freiheit heißt, von Dämonenfurcht befreit sein, das kann nur ganz ein Heide fühlen, der in derselben gesteckt hat."[2]) Gerade von den Kolschristen, bei denen die Geisterknechtschaft besonders furchtbar ausgebildet ist, wird das immer wieder bezeugt. Ein Neugetaufter, befragt, warum er so lange gezögert habe mit dem Christwerden, antwortete: „Ich war eben doch auch im Götzendienst befangen und wußte ja nicht, daß durch das Christentum das Herz so fröhlich wird."[3]) Den ernsten Heidenchristen eignet ein Gefühl der Geborgenheit vor dem Teufel, wie es uns aus den alten Lutherliedern entgegenklingt. Missionar Riedel pflegte in der Minahassa seine Täuflinge zu fragen, was sie bei der Taufe gefühlt hätten; meist klingt aus den Antworten die Freude darüber, daß sie, früher Sklaven der Sünde und des Teufels, der sie mit Stricken gebunden hatte, nun erlöst und frei seien, wofür sie ihrem Erlöser von Herzen dankten.[4]) Auch bei den Niassern äußert sich lebhaft die Freude darüber, von Furcht und Dämonentyrannei befreit zu sein.[5])

1) Rösler, a. a. O. S. 143.

2) Jellinghaus, Die Kols, S. 172.

3) Nottrott, Die Goßnersche Mission. 1874—1887, S. 230.

4) Grundemann, Riedel, S. 238.

5) Die Freude der Taufbewerber in Lolowau spricht ergreifend aus

Ein Christ gewordener Dajak bezeugte, das Verlangen, von den bösen Geistern loszukommen, werde die Leute in Katingan leicht dem Christentum zuführen. Ein andrer erzählte, daß eine Verwandte von ihm früher arg von bösen Geistern gequält gewesen sei, aber nach ihrer Taufe sei sie befreit von ihnen.[1]) Ein eben getaufter Dajak gestand Missionar Feige, er sei früher arg

---

einem Gesange, den ein junger Katechumen anstimmte, als diese Landschaft den Missionar Krumm begeistert empfing und ihre Götzen wegwarf. Er sang:

„Es ist, als ob die Sonne aufging über unsern Bergen,
weil gekommen ist zu uns der Tua (Missionar).
Es ist hell bei uns, weil er uns das Wort Gottes verkündigt hat,
es hat uns erreicht Lowalangi (Gott).
Es ist zu uns gekommen der Herr,
zu uns Leuten von Lolowau,
zu uns den Fraono Huna, der Menge.
Es hat uns erreicht die frohe Botschaft,
Die Botschaft, die das Herz sättigt, es stille macht.
Darum haben wir uns versammelt,
darum sind wir alle da.
Es sind gekommen die Alten,
es sind gekommen die Jungen.
Wir haben uns hier versammelt, wir sind nun alle da.
Wir drehen uns im Kreise, wir stampfen den Boden,
weil zu uns kommt die frohe Botschaft,
weil sie erreicht hat unser Land.
Sie rauscht über unsre Berge und geht durch unsre Täler,
weil bei uns ist der Tua, der Bringer einer neuen Rede,
der Bringer eines neuen Worts.
Darum ist das Herz so voll,
darum ist das Herz so groß . . . .
Warum kam die Botschaft vom Lahomi-Gebiet?
Weil zu ihnen gekommen ist der Sohn Gottes,
weil bei ihnen ist der Heiland, unser Erlöser.
Er ist gekommen zu den Menschen auf die Erde,
damit ewiges Leben bekämen die Menschen, die Sünder,
die vom Teufel gequälten, die vom Bösen geführten.
Wenn wir ändern unsern Sinn,
wenn wir verlassen die Sünde . . . .
dann finden wir den Weg des Lebens."

(Sundermann, Nias, S. 174 f.)

1) Berichte der Rhein. Miss. 1885, S. 378.

von Furcht geplagt gewesen, und freue sich nun sehr, davon erlöst zu sein. Feige äußert sich darüber: „Dies ist überhaupt ein Umstand, der mithilft, die Leute herzuzubringen. Glauben sie nur erst, daß Christus die Menschen von der Furcht erlösen kann, dann sind sie bald gewonnen.“ [1]) Auch die noch ganz unempfänglichen Mentaweiinsulaner fühlen ihre Gebundenheit. Eine Frau sagte: „Wir sind doch ganz verschuldet an die bösen Geister.“ [2])

Auf den Sangirinseln beichtete eine sterbende Christenfrau, die früher Priesterin gewesen war: „Früher, als ich noch nicht getauft war, fühlte ich mich wie ein schwer beladenes Boot, bis an den Rand im Wasser und so in Gefahr zu sinken; aber nun bin ich befreit von der schweren Last, die ich auf mich drücken fühlte.“ [3]) In Halmahera scheuten sich manche schwache Christen, ins Heidentum zurückzufallen, aus Furcht, daß sie dann wieder von den Geistern heimgesucht würden. [4]) Ein getaufter Papua pries seiner Mutter das Christentum an: „Du darfst nun keine Furcht mehr haben vor bösen Geistern und Zauberern, wenn du in den Gärten bist; Gott wacht über dir.“ [5])

In jeder Beziehung lebt das Volk auf, wenn es aus seinem Kerker befreit ist. Es steht nicht mehr unter dem lähmenden Druck des Fatums; man braucht nicht mehr sein Vieh herzugeben für kostspielige Opfer und Feste; man ist nicht mehr gezwungen, sich in Schulden zu stürzen, um die von den Priestern aufgelegten Forderungen zu erfüllen; man fürchtet den Zauberer und seine Magie nicht mehr. Friede und Wohlstand verbreiten sich über das Land; die Tagewählerei und die unzähligen Verbote des Animismus hindern nicht mehr an der Arbeit; auch den Mitmenschen gegenüber fühlt man sich freier, sobald die Furcht vor den Dämonen gehoben ist. Kultur ohne diese innerste Befreiung würde dem heidnischen Volk wenig Freude bringen. Wie das Freiheitsgefühl als Folge der Erlösung ein Volk hebt, zeigt sich

1) Berichte der Rhein. Miss. 1887, S. 121.
2) Ebenda, 1904, S. 383.
3) Coolsma, a. a. O. S. 641.
4) Ebenda, S. 727.
5) van Hasselt, a. a. O. S. 265.

eklatant bei den Kolschristen: „Bisher hatten sie sich mit dumpfer Resignation den Dämonen wie den Hindu-Unterdrückern gefügt. Als nun der belebende, erhebende und befreiende Geist des Christentums sie anhauchte, da fiel mit der Dämonenfurcht auch die stumpfe Unterwürfigkeit unter die Unterdrücker.“ „Mit der Emanzipation vom Dämonendienst ging Hand in Hand das nationale Streben, von den Hindus und ihren Unterdrückungen frei zu werden.“[1])

Von der Ohnmacht der Dämonen werden die Heiden überführt durch das Erleben des lebendigen Gottes. Sobald man Gott gefunden hat, erfolgt der Bruch mit dem Dämonendienst, und zwar einmalig, wenn auch vorbereitet. Es vollzieht sich eine radikale Umkehr, ein Verlassen des bisher Verehrten, und ein bindendes Zuwenden zu Gott. Wenn ein Niasser Christ werden will, so wirft er seine zahlreichen Ahnengötzen aus dem Hause und hat damit einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen. Missionar Lett forderte alle diejenigen, welche im Gebet erfahren hätten, daß Gott allein Gott sei, auf, die Ahnengötzen wegzuwerfen. Sie waren sofort bereit dazu. Ama Gahonoa sagte bei dieser Gelegenheit: „Ihr wißt, daß, wenn mir früher jemand hätte so viel Gold geben wollen, als diese Götzen schwer sind, ich sie nicht hergegeben hätte; ja ich hätte eher meinen Hals dargeboten, als mich von ihnen zu trennen. Jetzt aber haben wir durchs Evangelium gehört, daß Gott in Christo Jesu unser Vater sein will, und haben erfahren, daß er unsere Gebete erhört; deshalb fort mit diesen Abgöttern!“[2]) Überall in Nias wiederholte sich dasselbe: Wer sich zur neuen Lehre bekannte, brachte die Götzen zum Missionar, der sie verbrannte oder begrub. Zuweilen geschah die Trennung von den Ahnenbildern ohne Mitwissen, also auch ohne Aufforderung der Missionare. Manche Besitzer spotteten sogar dabei über die Ohnmacht der Götzen. Bei einer solchen Gelegenheit sagt Lett: „Ich fühlte mit einemmal wie nie zuvor, welch ein Kampf in einem Heidenherzen vor sich gehen muß, wenn es mit dem brechen soll, was ihm von Kindheit an heilig war!“[3]) —

1) Jellinghaus, Die Kols, S. 182; 172.
2) Fetero, S. 16.
3) Lett, a. a. O. II. S. 55 f.

In Batwalia (Nias) warf ein Häuptling seine Götzen weg mit den Worten: „Ich glaube, daß die Götzen uns nicht retten können, es ist aus mit ihnen. Darum entferne ich sie aus meinem Hause und übergebe mich dem lebendigen und gnädigen Gott, sowohl in guten als bösen Tagen."

Der Batak, der Christ werden will, wirft seine Götzen und heiligen Geräte weg, bricht den Verkehr mit den Ahnen ab, manchmal in der Weise, daß er ihnen zuvor noch einmal ein Fest veranstaltet, nach vollbrachtem Opfer aber ihnen den Abschied gibt und seinen Entschluß kundtut.[1]) Nun begibt er sich in den Schutz und Dienst des Christengottes, und der Verkehr mit den Geistern hört auf. Bewußt und in einmaliger Tat vollzieht der Heide die Absage an seine früheren Herren. Auf Ceram lieferten Heiden heilige Gegenstände, die nach ihrem Aberglauben geheime Kräfte besaßen, an den Missionar aus, der sie mit ihrer Zustimmung verbrannte.[2]) So dürftig die Heiden von Halmahera nach der sittlichen Seite noch waren, mit den heidnischen Gebräuchen hatten sie vollständig gebrochen.[3]) Dasselbe wird von den Alifuren der Minahassa berichtet: Die Abgötterei war mit ihrem Übertritt zum Christentum abgelegt; was man bisher verehrt hatte, gab man willig preis.[4]) Das erste, was die Papua in Kaiser-Wilhelmsland taten, als sie sich nach zwanzigjährigem Widerstand dem Evangelium zuwandten, war, daß sie ihren Geheimkult aufgaben, und die dabei gebrauchten heiligen Zaubergeräte überlieferten. „Es war eine für die Bonguleute denkwürdige Viertelstunde, als die Männer mit den Instrumenten ankamen, noch einmal darauf bliesen und sie darauf zerschlugen und ins Feuer warfen. Die Frauen, die von den Männern herbeigerufen waren, zitterten vor Furcht am ganzen Leibe. . . . Die Leute haben selbst mit dem

---

1) Ein heidnischer Häuptling, der Christ werden wollte, gab seinen Ahnen noch ein solennes Abschiedsfest. Nachdem er ihnen alle schuldigen Ehren erwiesen, rief er ihnen zu: „Nehmt dies Opfer an, es ist aber das letzte, ich werde Christ. Lebt wohl."

2) Coolsma, a. a. O. S. 696.

3) Ebenda, S. 741.

4) Ebenda, S. 580.

Geheimkult, diesem festen Bollwerk, aufgeräumt."[1]) In Holl. Neu-Guinea ist kürzlich eine Bewegung zum Christentum entstanden. Überall, wo Missionare und inländische Gehilfen hin kamen, warfen die Papua ihre Amulette und Ahnenbilder freiwillig fort. Ein junger Mann brachte seine Ahnenbilder mit den Worten: „Hört und seht es alle, das sind die Betrüger, die uns betrogen und uns zu Betrügern gemacht haben." Damit vollzogen die Papua bewußt den Bruch mit der heidnischen Vergangenheit.[2]) Missionar van Baarda berichtet von einer Bewegung unter den Alifuren in Tobello (Halmahera) und sagt von den Übergetretenen: „Die Menschen, die ihre Abgötter verbrannten, haben sich bekehrt, nicht von ihren Sünden, denn sie wissen noch nicht, was Sünde bedeutet, sondern zu dem lebendigen Gott." Solche Leute, die mit dem Heidentum brechen, achtet er für würdig, getauft zu werden.[3])

Hier zeichnet sich scharf die Linie ab, welche den Christen vom Heiden scheidet, er ist kein sipelebegu mehr, kein „Geisteropferer". Man darf solche Umkehr nicht gering werten, weil im übrigen den Umgekehrten noch große Mängel anhaften. Wer den Götzen den Dienst kündigt, ist nicht mehr Heide, er ist ein Gefolgsmann des wahren Gottes geworden. Das ist ein vielleicht tiefer ins Leben einschneidendes Ereignis, eine energischere Ab- und Zukehr, als was wir innerhalb der Christenheit gewöhnlich von Bekehrung erleben. Von diesem Tage an will der Katechumen nichts mehr mit den Altären der Götzen zu tun haben. Solche Heiden „haben äußerlich mit dem Götzendienst gebrochen, sie lassen sich in der christlichen Heilslehre unterrichten, sie verpflichten sich zu einem christlichen Wandel und werden getauft. Dabei aber

1) Berichte der Rhein. Miss. 1907, S. 54.

2) Berichten van de Utrechtsche Zendingsver. Septb. 1908, S. 117. 121.

3) Coolsma, a. a. O. S. 755. Coolsma greift van Baarda darüber an: „Kann man sich bekehren zu dem lebendigen Gott, ohne sich zu bekehren von seinen Sünden?" Ja, das kann ein Heide, denn für ihn ist das erste die Abkehr von den falschen Göttern und Zukehr zu dem als lebendig erlebten Gott. In diesem ersten Erlebnis tritt bei ihm das Gefühl für Sünde, das noch wenig entwickelt ist, zurück gegenüber der großen Gabe der Befreiung. Bekehrung bei Heiden und Christen ist nicht dasselbe.

ist ihr geistliches Leben schwach, ihre Erkenntnis mangelhaft, und sie können auf diesem Standpunkt die ganze Zeit ihres Lebens bleiben, und doch ist in ihnen etwas vorgegangen, wodurch sie sich von den Heiden unterscheiden, wofern sie nur Jünger Jesu bleiben."[1])

„Ihr seid bekehrt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott und zu warten seines Sohnes vom Himmel, welchen er auferweckt hat von den Toten, Jesum, der uns vom zukünftigen Zorn erlöst. (1. Thess. 1, 9). Dürfen wir aus dieser Stelle nicht schließen, daß es bei der Bekehrung von Heiden in erster Linie auf ihr Sichabwenden vom Götzendienst, auf ihre Hinwendung zum lebendigen Gott und ihr gläubiges Ergreifen Jesu als des Erlösers ankommt? Damit ist bei ihnen ein prinzipieller Bruch mit dem alten Leben, mit dem, was die eigentliche Sünde des Heidentums ist, eingetreten. Mag ihre Erkenntnis des Evangeliums noch unvollkommen sein und sich zunächst nur beschränken auf „die ersten Buchstaben der göttlichen Worte" (Hebr. 5, 12), mag es ihnen vor allem noch an gründlicherer Sündenerkenntnis und an der auf eine tiefere Heilserfahrung sich gründenden Herzensbekehrung fehlen: eine Bekehrung und zwar prinzipieller Art hat bei ihnen damit stattgefunden, daß sie nicht mehr den Götzen, nicht mehr dem Satan, sondern dem lebendigen Gott, der ihnen in Christo Gnade und Vergebung der Sünden anbietet, dienen wollen. Damit ist der lebenskräftige Keim eines neuen Lebens in sie gepflanzt, bei dessen gesunder Entwicklung sie mit der Zeit auch in die tieferen Heilserfahrungen der vollkommenen Christen eingeführt werden können. Was für eine Veränderung aber nach göttlichem Urteil

---

1) Hoch, a. a. O. S. 15. Den christlichen Herero stellt Irle das Zeugnis aus: „Der Ahnenkultus mit seinen Institutionen, die Ahnenverehrung, das Zauberwesen, der Aberglaube, die Gespensterfurcht verschwanden, und das verloren gegangene Gottesbewußtsein samt der Erkenntnis des einen wahren Gottes wurde Gemeingut des ganzen Volkes. Die Furcht vor den Toten und der Rache der Gespenster machte einer wahrhaften Gottesfurcht Platz." Das darf ihr Missionar von ihnen bezeugen, obgleich er genötigt ist, gleichzeitig über ihren mangelhaften Wandel Klage zu führen (Irle, a. a. O. S. 341).

mit solchen Bekehrten trotz ihres möglicherweise elementaren Standpunktes vorgegangen ist, das lesen wir in Kol. 1, 13, wo der Apostel die Heidenchristen auffordert, dem Vater dafür zu danken, daß er sie errettet hat aus der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes. Auch dieses Wort scheint mir auf die elementarste Stufe der Jüngerschaft Jesu angewandt werden zu dürfen. Es zeigt uns, worauf Gott es mit seiner Berufung durchs Wort abgesehen hat, nämlich um eine Tat der Rettung an den von den Mächten der Finsternis gebundenen Seelen. Es handelt sich darum, sie dem Machtbereich des sie immer tiefer in Sünde und Verderben hineintreibenden Heidentums zu entreißen und in das Reich Christi zu versetzen, damit sie als seine Pfleglinge unter dem Einfluß seiner Geistes- und Lebenskräfte stehen."[1])

Es gibt zwei Mächre, welche von der Gemeinschaft mit Gott scheiden: die eine Macht ist außer dem Menschen, es sind die Dämonen mit ihrem Fürsten, die sich zwischen die Heiden und Gott gedrängt haben und sie in eisernen Banden festhalten. Die andere Macht ist die Sünde, das Widergöttliche im Menschen, welche die Gemeinschaft mit Gott unmöglich macht. Im Heidentum verbinden sich beide zum Verderben der Menschen. Ist nun die Macht der Finsternis durch Gottes Eingreifen in einem Heidenherzen überwunden, und der Anschluß an Gott hergestellt, dann räumt die Sünde doch den Kampfplatz noch nicht. So lange der Fürst dieser Welt die Heiden gefangen hält, haben sie noch gar kein Bewußtsein von der Sünde; aber auch nach der Befreiung erwacht es erst allmählich, wenn noch andere Kräfte des Evangeliums gegen diesen Feind aufmarschieren. Dann geht langsam den Befreiten ein Licht darüber auf, daß noch eine zweite gottfeindliche Macht in ihnen wirksam ist, durch welche das neu gewonnene Verhältnis zu Gott, seine erste große Gabe, gefährdet wird. Als den nordamerikanischen Negersklaven plötzlich die Freiheit geschenkt wurde, überwog das Gefühl der Freiheit machtvoll in ihnen; kein Bedenken, keine Sorge in betreff der Zukunft kam zunächst auf.

1) Hoch, a. a. O. S. 15 .

So geht es dem Heidenchristen: er fühlt sich durch Gott befreit und ist darin glücklich. Alles andere tritt noch zurück.

Mancher Heide kommt über das erste Hindernis hinweg, er wird frei von der Sklaverei der Abgötterei; aber das zweite Hindernis hält ihn fest. Es geht ihm nicht das Verständnis auf für die Verderbensmacht der Sünde. Solche Heidenchristen, und ihrer sind viele, bleiben auf der Unterstufe stehen, es geht oft mit ihnen wieder bergab, ja sie können das gewonnene Verhältnis zu Gott und damit ihre Freiheit wieder verlieren, denn Organismen, die sich nicht weiter entwickeln, müssen absterben. „Es ist ein anderes, einmal ergriffen von der Herrlichkeit des Evangeliums, und getrieben von dem Verlangen nach Erlösung, wenn auch in hartem Kampf, die Schranken des Heidentums zu durchbrechen und sich Christo anzuschließen, und ein anderes, unter der Zucht des Geistes Gottes ein Leben des Glaubens und des Gehorsams zu führen.“ „Es wird dem Heiden leichter, christlich religiös als christlich sittlich zu werden, oder anders ausgedrückt, es wird ihm leichter, sich die Glaubenswahrheit des Evangeliums anzueignen und davon Gebrauch zu machen, als die sittlichen Forderungen des Christentums zu ziehen.“ [1]) Denn jenes, die Aneignung des die Erlösung bringenden Evangeliums, ist ein überwältigendes und dabei liebliches Erlebnis, dieses aber, die sittliche Auswirkung, ein alle Energie anspannendes, dauerndes Tun.

Daß auch die Heidenchristen das Abwenden vom Götzendienst als den wichtigsten, folgenschwersten Schritt des Heiden beurteilen, geht daraus hervor, daß sie einen Christen, der heidnischen Kultus wieder mitmacht, als abgefallen betrachten. Die batakschen Christen, auch Gemeindeälteste und Katecheten, bitten uns Missionare oft um weitgehende Nachsicht bei sittlichen Vergehungen von Gemeindegliedern, selbst schwere Übertretungen möchten sie bald vergeben sehen; aber wenn ein Christ den Ahnen wieder opfert oder sich mit Zauberei abgibt, dann spricht kein ernster Christ zu seinen Gunsten; er gilt als einer, der ins Heiden-

1) Ohler, Unsre heidenchristlichen Gemeinden. Evang. Miss.-Mag. 1899, S. 8 f.

tum zurückgefallen und darum verloren ist.[1]) Abgefallene geben manchmal zynisch, manchmal unter Tränen zu, daß sie nun dem Teufel verfallen und ewigem Verderben preisgegeben sind. Vollbewußt vollziehen sie den Rückfall ins Elend. Auch in der alten Missionskirche galt als die einzige von Jesu definitiv scheidende Sünde die Rückkehr zum Götzendienst.[2]) Die jungen Christen wissen, daß dies der tiefste Fall ist, den der Heidenchrist tun kann; ist doch die Abkehr von den falschen Göttern die Grundlage seines Christenstandes, auf der allein sich das weitere aufbauen kann. Mit der Rückkehr zum heidnischen Kult ist die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott zerstört. Eben dasselbe schärft Paulus seinen korinthischen Heidenchristen ein (1. Kor. 10, 21; 2. Kor. 6, 14 f.).

Es ist kein Geringes, die von den Vätern ererbte Religion zu verlassen, den bisher gefürchteten Geistern die Verehrung zu verweigern, die allgewaltige Furcht abzuschütteln; es ist ein gewaltsamer Bruch, dem nichts in unserm ruhigen Christenleben gleichkommt.[3]) Mag derselbe auf mancherlei Weise vorbereitet,

1) Christliche Häuptlinge von Si Gompulon (Sumatra) protestierten dagegen, daß ein Christ, der sich wieder zum Geistermedium hergegeben hatte, in die Gemeinde aufgenommen wurde. Er mußte erst wie ein Heide wieder den Taufunterricht durchlaufen (Ber. der Rhein. Miss. 1901, S. 111). — Als in Gunung Sitoli (Nias) einige Christen noch Ahnenbilder zurückhielten, drang die Gemeinde, nachdem alle andern ihre Häuser gesäubert hatten, darauf, daß jene ausgeschlossen wurden (Ebenda, 1886, S. 139). — Merensky erzählt: „Jede Sitte, welche nur irgendwie als eine abergläubische gedeutet werden konnte, wurde unnachsichtig abgeschafft. Diesen Dingen gegenüber kannten die Leute keine Toleranz." Einen Zauberer, der auf die Station zu Besuch kommen wollte, ließ man nicht zu, „denn", sagten die Christen, „an solch einem Zauberer ist alles Medizin, seine Haare, sein Speichel, er könnte in der Nacht seine Teufelskünste treiben, auch wollen wir nicht, daß unsre Kinder solch einen Menschen sehen" (S. 305 f.).

2) Vergl. Harnack: „Die Pflicht, sich von aller Befleckung mit dem Polytheismus rein zu erhalten, galt als die oberste Christenpflicht, die allen andern voranging" (S. 212). Anfänglich glaubte man, daß diese Sünde überhaupt nicht vergeben werden könnte.

3) „Dieser äußerlich scheinende Bruch (bei den Herero) ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ein solcher Bruch muß tiefere als nur äußere Ursachen haben. Es ist meist die innere Not und die Hoffnung, von ihr befreit zu werden, die den Kommenden trieb, diesen Schritt zu tun .... Es ist ein

mag er unter Umständen in etwas erleichtert werden, er ist und bleibt — besonders bei den ersten Taufbewerbern eines heidnischen Volkes — eine gewaltige, hochbedeutsame Tat, welche den mutigen Täter berechtigt, durch die Taufe der christlichen Gemeinde einverleibt zu werden. Die erste große Gottestat, die Erlösung aus dem Banne der Finsternis, ist an ihm geschehen. Die Macht und das herzliche Erbarmen des Heilandes hat er grundlegend an sich erfahren.[1]) Wird ihm nun die nötige Unterweisung zuteil, die ihn mit Gott und dessen Heilstaten sowie mit seinen eigenen Pflichten näher bekannt macht, so darf und muß er getauft werden. Es kann freilich sein, und es ist tatsächlich oft so, daß Nebenmotive beim Übertritt mitsprechen, daß das Christentum als Erlösung von Elend, Armut, Unruhe einseitig mißverstanden wird, daß man von der neuen Religion Hilfe in äußeren Nöten erwartet. Wenn diese unklaren Wünsche aber zur Erlösung von Dämonenknechtschaft hinführen, und die Hilfsbedürftigen durch Unterweisung oder tiefer eindringende Erfahrung dahin gelangen, den Bruch mit dem Satansdienst freiwillig zu vollziehen, dann hat sie doch dieser Umweg ans Ziel gebracht. Und wenn schließlich, wie es in gesegneten Missionsgebieten unausbleiblich ist, viele Heiden Christen werden wollen, weil es nun einmal so Sitte geworden ist, so sind doch auch sie Leute, die des Götzendienstes müde sind und ihren Peinigern den Rücken kehren möchten. Sie werden durch ihren nun schon leichteren Übertritt frei vom Dämonenregiment. Nun kommt es freilich darauf an, ob sie sich weiter führen lassen wollen. Tausende finden, wie es in der Christenheit und Heidenwelt zu allen Zeiten geschehen ist, viel mehr bei Christo, als sie bei ihm suchten.[2])

---

tiefes, wenn auch noch unbewußtes Gefühl, daß er in seinem Heidentum verloren ist, und deshalb sucht er bei Gottes Wort Rettung" (Irle, a. a. O. S. 337).

1) Ein junger Ovambo sagte, um den Unterschied des einst und jetzt anzudeuten, als man ihn mit seinem alten heidnischen Namen rief: „Haimbodi ist in der Taufe gestorben, und Henoch ist auferstanden" (Ber. der Rhein. Miss. 1897, S. 342).

2) Augustin urteilt milde über die mancherlei äußerlichen Motive: „Man sucht in ihm Lust zu dem Vorsatz zu wecken, das zu sein, was er anfangs nur scheinen wollte." „Er soll den rechten Willen gewinnen, den er vorher durch

Die Botschaft von dem lebendigen Gott, der die Welt geschaffen und sie regiert, der in die Menschheit selbst eingetreten ist und sie befreit hat von der Furcht und der Herrschaft der bösen Geister, diese Botschaft bringt eine Kraftwirkung unter den empfänglichen Heiden hervor, die einzigartig ist. Man muß bedenken, wie wenig die Heiden um die Zeit, wo sie den Bruch vollziehen, noch von Gott wissen, sie kennen nur einige seiner Taten aus der heiligen Geschichte. Durch diese aber ist ihnen Gott so nahe gerückt, daß sie ihm zutrauen, er könne sie von ihren Tyrannen befreien. Diese geringe Einsicht, verbunden mit dem Erleben des persönlichen Gottes, trägt in sich die Kraft, sie mit dem ganzen heidnischen Kult brechen zu lassen. Die Furcht vor den Geistern schwindet. Das ist etwas ungeheuer Großes. Die Mutter im Wochenbett fürchtet nicht mehr den verderblichen Neid der Geister, bei Sterbefällen und Begräbnissen achtet man nicht mehr der herumschwärmenden Gespenster. Heilige Geräte werden zerschlagen, Ahnenbilder verbrannt. Die Taufbewerber ziehen mit Äxten in den Geisterhain und fällen den Baumriesen, der als Sitz eines Urahns für hochheilig und unberührbar galt; ja sie wagen es, seine Ohnmacht zu bespotten. Die jungen Christen hoffen nicht allmählich frei zu werden, sondern sie sind frei. Der Sohn hat sie recht frei gemacht.

Erlösung von Furcht ist eine große Gabe des Evangeliums. Die Furcht des Todes (Hebr. 2, 15) macht alle, die Christo fern sind, zu Sklaven für die Dauer ihres Lebens. Unzählige Male beginnen darum die Botschaften Gottes an die Menschheit mit

---

eigene Schuld oder aus Unwissenheit noch nicht hatte." Cyrill von Jerusalem: „Möglich auch, daß du unter einem andern Vorwande kommst. Denn es ist auch möglich, daß ein Mann eine Frau sich erbitten will und daß er deshalb kommt. . . . . Oft will ein Sklave seinem Herrn und ein Freund seinem Freund zu Gefallen sein. Ich ergreife die Lockspeise der Angel und nehme dich auf, der du zwar in schlechter Absicht gekommen bist, aber in guter Hoffnung, daß du des Heils teilhaftig werden sollst. Vielleicht wußtest du nicht, welches Netz dich aufnehme . . . . Mit der Angel fängt dich Jesus, nicht um dich zu töten, sondern um dich lebendig zu machen, nachdem du getötet bist" (Haller, Augustin, De catechizandis rudibus. A. M.-Z. 1897, S. 123 f.).

der Ermunterung: fürchtet euch nicht! Paulus sagt Röm. 8, 15: Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft empfangen πάλιν εἰς φόβον; also wart ihr, so lange ihr in dem Knechtschaftsverhältnis standet, in der Furcht. Von den Gottlosen heißt es Psalm 53, 6: sie fürchten sich, da nichts zu fürchten ist. Den Gottlosen wird um und um plötzliche Furcht schrecken (Hiob 18, 11). Bei dem Herrn aber ist viel Erlösung, auch von jeder Art Furcht. Das Abweichen von Gott hat die Menschen der Furcht überliefert; wieder mit Gott vereinigt, werden sie befreit von Furcht, mutig und fröhlich. Denn ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Jesus die Offenbarung des Gottes der Heilstaten und Jesus der Befreier — das ist dem Heiden „gute Botschaft". Eine Doppelgabe bietet das Evangelium der Heidenwelt an: Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott und Erlösung von den Abgöttern. Für diese Gaben hat das animistische Heidentum Verständnis.

Aber darin erschöpft sich die Kraft des Evangeliums nicht. Den Befreiten, die Gottes Macht erlebt haben, bietet es nun die herrlichste Gabe an, die in seinem Füllhorn verborgen ist, die Liebe Gottes in Jesu Christo. Damit füllt es den tiefsten Mangel des Heidentums aus, der allerdings, früher kaum geahnt, erst durch die angebotene Gabe ins Bewußtsein gerufen wird. Das animistische Heidentum ist seinem Wesen nach rücksichtslose Selbstsucht; die Devise seiner Religionsübung ist liebeleerer Kampf ums Dasein.[1]) Es darf darum nicht befremden, wenn das Evangelium von Gottes Liebe, den noch im Banne des Heidentums befangenen Herzen dargeboten, allermeist gar nicht als Gabe empfunden wird; das heidnische Ohr faßt die wundersame Melodie nicht.[2])

1) S. S. 120—123.

2) Missionar Helmich schreibt von den Papua, daß es schwer hält, ihnen die Liebe Gottes in Christo verständlich zu machen. „Wenn man einem Papua sagt: Jesus ist am Kreuz für dich gestorben, ... dann macht er ungefähr ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: dann ist Jesus ein sehr dummer Mann gewesen" (Ber. der Rhein. Miss. 1898, S. 37). — „Ich fing mit der Predigt

Erst wenn das latente Bedürfnis nach Gottes Liebe beginnt bewußt zu werden, kann die Gabe begehrt werden. Dazu ist meist längere Vorarbeit nötig.[1])

Diese beginnt mit der selbstlosen, erbarmenden Liebe der Boten des Evangeliums, in welchen der Heide zum erstenmal Menschen sieht, die nicht das Ihre suchen. Dann geschah es, daß der lebendige Gott sich machtvoll an ihren Herzen bezeugte, und die Gebundenen wurden durch Gottes Gnade frei. Die Wahrheit und die erlösende Macht des Evangeliums überwältigten sie; sie entsagten dem Heidentum. Von einer Seite aus haben sie Gott kennen gelernt; nachdem sie nun ein persönliches Verhältnis zu ihm gewonnen haben, kann es nicht ausbleiben, daß sich den Empfänglichen außer Gottes Macht auch der Grundzug seines

---

vom Kreuze Christi an. Da schrieen sie: Hinweg mit diesem! Solche Zumutung, uns von der Narrheit eines gekreuzigten Heilandes zu erzählen!" (Gloyer, a. a. O. S. 14). — Auf die Predigt von der Liebe Gottes antworteten die Schambala: „Ihr sagt, Gott ist die Liebe. Wie stimmt das damit, daß er die Heuschrecken gesendet hat? Warum tötet Gott Menschen durch den Blitz?" (Döring, Morgendämmerung, S. 166). — Ähnlich antworteten die Kongoneger: „Wenn Gott uns liebte, warum läßt er uns denn krank werden und sterben?" Sie wollten nicht zugeben, daß Gott gut, und daß sie böse seien. „Warum hat denn Gott die schädlichen Insekten geschaffen?" „Wenn Gott uns liebt, warum vernichtet er den Teufel nicht?" (Richter, Banza Manteke, S. 437 f.). Die letzte Frage bekommen viele Missionare zu hören. — Daß die Botschaft von Gottes Liebe nicht sogleich die Herzen gewinnt, hat ein gewisser Missionar H. mit bitterer Enttäuschung erfahren. Ehe er nach Java ging, sagte er voll Enthusiasmus, er werde überall den Leuten das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählen, und dann müßte jeder, der von solcher Liebe Gottes hörte, sich aufmachen und zum Vater gehen. Demgemäß predigte H. mit großer Wärme die Liebe Gottes, wurde aber bitter enttäuscht, denn die Javanen machten sich aus dieser Botschaft gar nichts. Seine Enttäuschung verbitterte ihn, er wurde irre an der Mission und schließlich an der Wahrheit der göttlichen Verheißungen (Kruyt, Inlander, S. 83).

1) Der heidnische Batak findet es sehr natürlich, daß Gott gutmütig ist. Man sagt alle Augenblicke: Gott ist gnädig; man stellt sich Gott vor wie einen alten schwachen Großvater, der die Fehler seiner Enkel stets entschuldigt. Wenn sie nun von Gottes Liebe hören, so meinen sie, das wüßten sie schon längst. Den himmelhohen Unterschied zwischen der Gottesliebe und jenem schwächlichen laisser faire laisser aller ihres Gottes empfinden sie vorläufig nicht.

Wesens, seine Liebe, enthüllt. Die selbstlose Liebe des Abgesandten Gottes befähigt ihn, Interpret der göttlichen Liebe zu werden, und er wird es an Dringlichkeit seiner Lockung nicht fehlen lassen, um seine Hörer baldmöglichst ins Zentrum der evangelischen Gnadenanbietung hineinblicken zu lassen. Die Predigt von Gottes Liebe zu sündigen, verlorenen Menschen gleicht einem edlen Samenkorn, das zwar sehr bald in die Herzen gesenkt ist, aber längere Frist, dazu Wärme und Regen nötig hat, um zu seiner Zeit aufzugehen. Es wird keimen, aber der Säemann muß Geduld haben. Die Samen der edelsten Bäume liegen am längsten in der Erde.

Einer unsrer batakschen Lehrer äußerte sich über die Wirkung der Botschaft von der Gottesliebe folgendermaßen: „Wenn die Verkündiger der guten Botschaft in eine heidnische Landschaft gehen, dann verkündigen sie zunächst das am leichtesten faßliche nämlich von Gott, der Himmel und Erde und alles was darin ist geschaffen hat, dann von der Liebe Gottes. Wie eine wohlschmeckende Speise ist die Liebe Gottes im Gehör auch der Heiden. Denn man wird sich immer freuen, wenn man hört, daß ein Herr oder ein Reicher einen liebt, wenn man selbst arm ist. Der Evangelist wird also immer, im Anfang wie auch später, über die Liebe Gottes reden. Wenn man von der Schöpfung durch Gott spricht, so zeigt sich, daß Gott nicht anders kann als uns lieben; das zeigt sich aus dem Paradies, das die Menschen bewohnen sollten (folgen weiter die Geschichten vom Sündenfall, Abraham usw.). Am deutlichsten aber zeigt sich Gottes Liebe darin, daß er seinen Sohn sandte, und wiederum am greifbarsten in dem, daß Jesus für uns starb, und daß Gott nun um Jesu willen unsere Sünden uns vergeben, ja uns Seligkeit im Himmel schenken will. Die Liebe Gottes geht den Lernenden und den Christen auf, wenn sie über alle (auch leiblichen) Wohltaten Gottes nachdenken. Manche fühlen Gottes Liebe dadurch, daß Gott ihre Gebete erhört. Allmählich verstehen sie dann auch Gottes Liebe zu ihrer Seele. Wenn sie dann Gottes Liebe aus der Sendung seines Sohnes erkannt haben, dann wagen sie es auch, um die Vergebung ihrer Sünden zu bitten und auf ein

ewiges Leben zu hoffen." Der Katechet hat sorgfältig die stufenweise Wirkung des Evangeliums auf die Heidenherzen beobachtet: Zunächst macht die Kunde von Gott dem mächtigen Schöpfer Eindruck; Gott wird bekannt, man kommt mit ihm in Berührung; später folgt die Botschaft von Gott dem Liebenden. Der Heide entdeckt die Spuren von Gottes Liebe in seinem Verkehr mit den alttestamentlichen Gottesmännern, er beginnt, Gottes erbarmende Liebe in den Segnungen des eigenen Lebens zu spüren, und erfährt sie im erhörten Gebet. Erst nachdem die Grundlage eines persönlichen Verhältnisses zu Gott gewonnen ist, öffnet sich den Heiden der Blick für die Liebe Gottes, die sich in seinem Sohne offenbart. Von da aus kommt es zur Erkenntnis der Sündhaftigkeit, das Verlangen nach Vergebung wird wach, und endlich erblüht die Hoffnung auf ein ewiges Leben. Es müssen schon eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein, ehe die Liebe Gottes in seinem Sohne begriffen wird und ergreift.

Ein andrer batakscher Katechet stellt den Hergang so dar: „Wenn die Heiden hören, wie ein eifriger Prediger über die Liebe spricht, dann erstaunen sie; auch staunen sie, wenn sie von der Liebe Gottes zur Menschheit hören, daß er sogar seinen Sohn gesandt hat in den Tod, damit die Menschen nur leben möchten. Aber die meisten sind eben nur erstaunt, sie können die große Botschaft nicht sogleich in sich aufnehmen in ihr verengtes Gemüt. Erst später, wenn das Christentum in ihren Herzen tiefer eingedrungen ist, dann verstehen sie mehr und mehr die Liebe Gottes, die in Jesu sichtbar geworden ist." Also das „verengte Gemüt" muß erst geweitet, aufnahmefähig gemacht sein für eine so große Botschaft.

Ein niassischer Christ erzählt seinen Werdegang folgendermaßen: „Als Missionar Thomas zuerst zu uns kam, hieß es: Was haben wir für Nutzen davon, wenn wir zur Kirche gehen? Von unsern Sünden und vom Gebet wußten wir noch nichts. Erst nach und nach bekamen wir ein Verständnis für das Wort Gottes, und es wurde uns immer mehr klar, daß der Missionar es gut mit uns meinte." Thomas half dann der Familie loszukommen von ihrer Schuld an einen Häuptling. „Jetzt waren

aber auch unsere Herzen froh, als wir endlich mal von dem schlechten Häuptling los waren, der uns so gequält hatte. Jeden Sonntag ging ich zur Kirche, um Gottes Wort zu hören; doch verstand ich am Anfang noch nicht viel davon. Ich wußte noch nicht, daß ich vor Gott Sünden habe, kannte auch den noch nicht, welcher mein Herz tröstet, wenn es traurig ist, wußte auch noch nicht, wo meine Seele hinkommen werde, wenn ich stürbe, und daß mich Gott richten werde wegen meiner Sünden. Nur weil ich mich vor Strafe fürchtete, tat ich nichts Böses. Als aber nach und nach das Wort Gottes Eingang in meinem Herzen fand, erkannte ich, daß die Götzen dem Menschen nicht helfen können, sondern nur allein Gott. Der Götze kann kein trauriges Herz trösten. Dann erst betete ich auch von Herzen zum Herrn Jesus um Vergebung meiner Sünden, warf die Götzen weg und ließ mich taufen . . . Seitdem bete ich nun zu Gott, ihm habe ich mich übergeben, von ihm erwarte ich mein Heil. Ich bin fest überzeugt, Jesus vergibt mir meine Sünden, wenn sie mir leid sind, und ich ihn um Vergebung bitte. Der Herr Jesus hat es mir auch ins Herz gegeben, daß ich Lesen und Schreiben gelernt habe. . . . Gott hat mich auch im Äußerlichen gesegnet, weil ich mich ihm übergeben habe."[1]) Auch hier führt der Weg ins Zentrum von der Peripherie aus: Erst Hilfe in der Verarmung, daraus folgend ein herzliches, persönliches Verhältnis zu dem freundlichen Missionar. Ihm zuliebe hört der junge Mann das Wort Gottes, aber noch ohne inneres Verständnis. Unter dem Hören des Wortes erwacht die Erkenntnis der Nichtigkeit der Götzen und der Glaube an den lebendigen Gott, der sich bald in Gebetstrieb umsetzt. Gott wird erlebt. Die Götzen werden weggeworfen, Sündenvergebung wird erbeten. Mehr und mehr vollzieht sich die Übergabe des ganzen Menschen an Jesus den Heiland, dessen freundliche Hand der Gerettete dankbar in seinen Lebensführungen entdeckt.

Einen klaren Einblick haben wir in die Entwicklung des mehr erwähnten Ama Gahonoa (Fetero) auf der Westküste von Nias getan: Das Evangelium empfahl sich ihm als Verheißung friede-

1) Wegner, a. a. O. S. 80 ff.

voller Ruhe; er erwartete von ihm Sicherheit und Erlösung von Furcht. Unter dem Hören der Heilsgeschichte erlebte er machtvoll den lebendigen Gott; in innigem Gebetsleben ergriff er ihn und nahm in lebensvoller Gemeinschaft mit ihm am inneren Menschen zu, bis Jesu Liebe ihn ergriff und Sündenerkenntnis bei ihm weckte, welche sich sehr lebhaft äußerte. Seitdem gehört sein Leben ganz Jesu, seinem Herrn. Sein Weg ist sozusagen ein ideales Paradigma des zum Vollbesitz des Heils stufenweise durchdringenden Heidenchristen.[1]) In den Grundzügen ist der geistliche Werdegang aller tiefer gegründeten Heidenchristen, die ich in dem Batakland und in Nias kennen gelernt habe, der gleiche. Die Erkenntnis der Liebe Gottes in seinem Sohne und gleichzeitig die Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit ist erst die Spitze der Pyramide. Mancher Stein muß in dem Unterbau eingefügt sein, ehe der Schlußstein das Gebäude krönt. Bei Heidenchristen aber, die schon im Christentum groß geworden sind, verläuft die Entwicklung des geistlichen Lebens ähnlich der unsern.

Denjenigen, deren Gemeinschaft mit Gott inniger wird, erschließt sich auf dieser Grundlage die Liebe Gottes, bis das Ergriffenwerden von der Heilandsliebe das zweite Haupterlebnis ihres Lebens wird. Die gesamte Heidenmission macht die Erfahrung, daß die Liebe Gottes einzig und allein in Christo Jesu, dem am Kreuz gestorbenen und von Gott auferweck-

1) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich ausdrücklich, daß nicht jeder Heidenchrist dem Ama Gahonoa gleicht, weder in seinem Werdegang, noch in seiner innerlichen Reife. Unsere Untersuchung führt uns nun immer mehr auf die Höhe. Während das Erleben des persönlichen Gottes und die reale Befreiung durch ihn bei allen mit dem Heidentum Brechenden vorausgesetzt werden darf (soweit sie nicht bei der Periode der Massenübertritte gedankenlose Mitläufer sind, deren es leider genug gibt), beobachten wir die weiter zu analysierenden Vorgänge nur bei denjenigen Heidenchristen, welche die empfangenen Gaben ausbauen und sich durch die göttliche Gabe weiter führen lassen. Daß alle übergetretenen Heiden dahin gelangen, wird auch der ferner stehende Kritiker nicht erwarten. Auch in der Heidenwelt ist die Pforte enge, und wenige sind es, die den schmalen Weg entschlossen bis zum Ziele verfolgen. Aber gerade an diesen wahrhaft gläubig Gewordenen dürfen wir die Lebenskräfte des Evangeliums in ihrer Wirkung beobachten.

ten, erlebt wird. Der Heide bleibt kühl, und die Liebe Gottes bleibt ihm trotz ihrer Neuheit etwas als selbstverständlich Hingenommenes, bis ihn das Geheimnis des Kreuzes überwältigt. Nicht die Liebeserweisungen Gottes im Alten Testament, nicht die huldreichen Gnadenwunder Jesu, seine Heilungen, seine Barmherzigkeitserweise, auch nicht die erlebten Gebetserhörungen überführen ihn von der Liebe Gottes — allein der Gekreuzigte vollbringt das große Wunder, daß liebeentwöhnte Heidenherzen die Liebe Gottes in sich erleben. Das ist nun der Kern ihrer Bekehrung. Damit ist ihnen Jesus mehr geworden als nur der sieghafte Befreier aus Satans Ketten, nun ist er für sie die Verkörperung der Liebe, die den Himmel zerriß, um die Elenden selig zu machen.

Nicht alle Heidenchristen dringen durch bis zu diesem Erlebnis, nur diejenigen, die sich durch Gottes Geist von Stufe zu Stufe weiter führen lassen. Aber eben diese, welchen der Gekreuzigte zum Erlebnis der Gottesliebe wird, die sind die besten Früchte der Heidenmission, die Schafe aus dem andern Stalle, die des Hirten Stimme hören. Daß in der Heidenmission, von Paulus an bis heute, die Liebe Gottes am Kreuz gelernt wird, und daß nur die Heiden, welche unterm Kreuz von der Liebe Gottes ergriffen werden, die wahren Christen voll Gottesleben und Gotteskraft sind, heute wie in der alten Kirche, das ist ein Beweis der Kraft des Wortes vom Kreuz. Den Heiden ist der Gekreuzigte heute wie damals eine Torheit, nicht nur den gebildeten, auch den Animisten und Naturmenschen, denen aber, die gerade im Kreuze seine Liebe sehen, eine Gotteskraft. Durch das Kreuz wird das Heidentum innerlich überwunden; durch den Gekreuzigten werden die Heiden neue Kreaturen. Hier haben wir das Geheimnis der Kraft zu suchen. Wo immer die evangelische Heidenmission Jesum, den für die Menschen gekreuzigten, gepredigt hat, da ist das Wort noch nicht leer zurückgekommen, wenn es auch oft langer Zeit bedurft hat, ehe die Wirkung ans Tageslicht trat.

Es hieße die Missionsgeschichte ausschreiben, wenn wir diese Beobachtung aus den verschiedenen Missionsgebieten mit Exempeln illustrieren wollten. Nur einige charakteristische An-

deutungen, um zu belegen, daß die Liebe Gottes in Christo zwar nicht als erstes begriffen wird, daß sie aber schließlich die bewegende Kraft der Heidenbekehrung ist.

Die neuere Missionsgeschichte begann damit, daß nach fünfjähriger Geduldsarbeit J. Beck unter den Eskimo die Freude erlebte, daß die Erzählung der Leidensgeschichte den ersten Eindruck auf die unglaublich stumpfen Gemüter machte. Damit war das Eis gebrochen (Kajarnack). Ähnliches erfuhr Zeisberger unter den Delawaren: Die Predigt vom Heil in Christo für alle Menschen hatte eine tiefgreifende Wirkung. „Noch nie sah ich auf den Gesichtern der Indianer so klar die Finsternis der Hölle und die weltüberwindende Macht des Evangeliums ausgedrückt." Sie konnten an der Botschaft vom Heiland sich nicht satt hören und riefen immer wieder: „Ja, es ist gewiß so, das ist der rechte Weg zur Seligkeit."[1]) Von den ersten Streitern der Brüdermission berichtet Schneider: „Was bildete den Inhalt, den Ausgangs- und Mittelpunkt der Heidenpredigt jener Missionare? Nun, nichts anderes als das, worin sie selbst Trost und Frieden gefunden . . . Der Mensch gewordene, leidende, gekreuzigte und auferstandene Christus. Ja, Zeugen Jesu Christi waren sie. Wenn ja einmal einer von ihnen versuchte, auf einem andern Wege die Heiden zu Gott zu führen, so gelang es ihm nicht." Mit dieser Botschaft siegten sie unter den Grönländern, den Indianern, den Negern. Tschoog, einer der ersten getauften Indianer Pennsylvaniens, früher nach seiner eigenen Aussage „der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden," äußerte sich folgendermaßen: „Ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren und fing an uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei! meinst du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen,

---

1) Bechler, Einzelbekehrung und Volkskirche nach den Erfahrungen der Brüdermission, S. 115 f.

sagte er, nicht saufen, nicht lügen. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht tun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr als deine eigenen Leute? Und so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Chr. Rauch zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn des Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elend reißen will, in dem du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch worden, hat sein Leben für die Menschen gegeben nnd sein Blut für sie vergossen. So fuhr er fort und legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann! Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich totschlagen und in den Wald werfen — wer würde danach fragen! Aber er ist ohne Sorgen. Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen hat. Da dachte ich, das ist etwas anderes, und verdolmetschte den andern Indianern die Worte, die Chr. Rauch noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen." [1])

Riedel hatte einen alten Priester im Taufunterricht, an dem der Geist Gottes offenbar wirkte. Als Riedel von Jesus dem Erlöser erzählte, sagte dieser mit Tränen: „Das ist eine Religion, die süß ist und die das Herz tröstet. Ich kenne viele Götter und habe viel geopfert, aber noch nie habe ich so etwas gehört, daß Gott seinen Sohn zum Erlöser der sündigen Menschen gesendet hat . . . . Wir fürchten unsere Götter, aber der wahre

---

1) Schneider, Die ersten Streiter der Brüdermission. A. M.-Z. 1901, Beibl. S. 62 f. Ich zitiere diese lehrreiche Geschichte auf die Gefahr hin, daß sie allgemein bekannt ist.

Gott liebt uns."[1]) Bei einer Missionsreise im Betsileolande wurde Missionar Jukes von Heiden aufgehalten, die schon das Evangelium kannten; sie baten ihn: „Sage uns etwas von dem guten Mann, der für die Schuldigen starb."[2]) Als Missionar Stosch in Indien einem Heiden das Wort sagte: Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist, sagte dieser in freudiger Verwunderung: „Ist das das Evangelium? Dann ist es süß."[3]) Nachdem Missionar Richards unter den Kongonegern lange Zeit vergeblich die Gebote Gottes verkündigt hatte, erzählte er ihnen einfach die Geschichte Jesu und fand bald aufmerksame Zuhörer. Schon die Geschichte von Jesu Geburt erregte ihr lebhaftes Interesse. „Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den die Kreuzigungsgeschichte in der Stadt des Häuptlings hervorrief." Nachdem er die Geschichte zu Ende gelesen hatte, sprach er über Jesu Liebe. „Sie waren wie elektrisiert, niemand sprach ein Wort. Ich würde nicht verwundert gewesen sein, wenn sie gesagt hätten: wir glauben." In einer andern Stadt rief die Leidensgeschichte dieselbe Wirkung hervor.[4]) Durch die Predigt vom Kreuzestod Jesu entstand eine Bewegung im ganzen Lande, und das Eis um die Herzen der jahrelang ganz unempfänglichen Neger war geschmolzen. Die Breklumer Missionare erlebten in Indien eine große Bewegung zum Christentum mit der Predigt von Jesu, der für uns starb.[5]) Aber in all diesen Fällen ging dem Eindruck von Jesu Liebe eine längere Beeinflussung voran.

Bei dem Ergriffenwerden von der Heilandsliebe handelt es sich nicht um vorübergehende Gefühlserregungen, die dem nüchternen Indonesier überhaupt fremd sind. Die Wirklichkeit des inneren Erlebnisses wird erhärtet durch eine kräftige, kontrollierbare Wirkung,

---

1) Grundemann, Riedel, S. 177.
2) Eppler, Madagaskar, S. 367.
3) Stosch, Vermag die Mission, S. 106.
4) P. Richter, Banza Manteke, S. 468 f.
5) Gloyer, a. a. O. S. 16 f.

die ihm alsbald folgt, nämlich die, daß alle diejenigen, welche die Gottesliebe schmecken, von der eigenen Sünde und Unwürdigkeit überführt werden. Die Predigt des göttlichen Gesetzes vermag das nicht. Auch das Bekanntwerden mit dem allmächtigen Gott und die Befreiung aus der Gefangenschaft der Nichtgötter beunruhigt die Erlösten noch kaum über ihre Sündhaftigkeit. Aber indem die Liebe des Gekreuzigten ihnen Gottes innerstes Wesen erschließt, offenbart sie ihnen zugleich, wie Gott unähnlich sie selbst waren und sind. Eine ganz neue Empfindung löst sich los: Wie wert muß ich Gott sein, wenn er um meinetwillen starb — und wie unwert bin ich seiner Liebe! Das neue Licht, das auf Gott fällt, stellt auch das eigene Herz in andere Beleuchtung, die Selbstgerechtigkeit weicht tiefer Beschämung. Jetzt erst beginnt der Heidenchrist den Abstand zwischen sich und dem heiligen Gott zu fühlen. Indem er sich von der rettenden Liebe zurückgerissen weiß, erblickt er mit Schaudern den Abgrund, an dessen Rand er gestanden. Gottes Liebe allein schmilzt die Rinde der Selbstzufriedenheit.[1]) Das Verlorensein wird nun empfunden als Verschuldetsein. „Für mich ist es ein Wunder, und ich kann es nicht begreifen, wie Gott, den wir täglich so viel betrüben und ärgern, dem wir immer wieder das Herz weh machen, es fertig bringt, uns dennoch lieb zu behalten," bekannte ein Heidenchrist in Omaruru.[2]) Die Sünderliebe des Heilands überwindet die harten Herzen.[3])

---

1) Der Vater des bekannten Afrikaners Jager sagte zu Missionar Ebner: „Unsre Herzen sind von Natur so hart, unbiegsam und schwarz wie Eisen und müssen wie das Eisen geschlagen und gehämmert werden, ehe sie weich, hell und biegsam sind. Der Herr Jesus ist der Schmied, seine Liebe das Feuer, und du bist der Blasebalg" (Miescher, a. a. O. S. 69).

2) Wegner, a. a. O. S. 134.

3) Das Erwachen des Sündengefühls bei den Heidenchristen spielt sich natürlich nicht nach einem Schema ab. Es kann auch das Erleben des lebendigen, mächtigen und barmherzigen Gottes die Erkenntnis der bisherigen sittlichen Mangelhaftigkeit zeitigen, wie bei jener niassischen Frau, die von schwerer Krankheit durch Gottes sichtliche Hilfe genas. Sie bekannte: „Gott hat mich wieder gesund gemacht, und nun fürchte ich mich ordentlich, je wieder zu sündigen" (Ber. der Rhein. Miss. 1886, S. 146). Also ein ähnliches Erlebnis,

Missionar Richards hatte lange vergeblich seine Kongoneger von ihrer sittlichen Verdorbenheit zu überzeugen sich bemüht, nichts hatte Eindruck gemacht.[1] Da erzählte er ihnen eines Tages unter tiefer Ergriffenheit der Zuhörerschaft die Kreuzigungsgeschichte und sagte endlich: „Ihr habt von diesem Manne gehört, der uns liebte und Gutes tuend umherzog und niemals etwas Böses tat. Selbst Pilatus mußte bekennen: ich finde keine Schuld an ihm. Aber er stirbt am Kreuz für eure Sünden und für meine. Nun sagt mir noch einmal, daß ihr keine Sünder seid! Während Sadduzäer und Pharisäer ihn lästern, die Soldaten, die ihn ans Kreuz geschlagen haben, ihn verspotten, und der Hauptmann ihn verachtet, hört, was er sagt: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" Da schmolz das Eis um die Herzen der verstockten Sünder; bald kamen die ersten Taufbewerber.[2] Hesse sagt von der Heidenpredigt in Indien, daß beide, die Liebe und der Ernst Gottes, am Kreuzestode Jesu erkannt werden.[3] Eine Christenfrau in Südafrika bekannte: „Seitdem ich das große Leiden Jesu mir so recht vor die Seele zu bringen suche, kann ich unmöglich mehr mit Mutwillen sündigen. O, wie fühle ich doch jede Sünde in mir!"[4] Bei manchen Heidenchristen geht die Sündenerkenntnis plötzlich auf; bei den meisten wohl über dem längeren Hören des Wortes in Predigt oder Katechumenenunterricht; manchen noch später, nachdem sie längst Christen sind; immer aber durch Jesum, und zwar in dem Maße, als sie vom Kreuzestode ergriffen werden. In Missionsgebieten, wo die Heiden sich scharenweise zur christlichen Kirche drängen, ist die Zahl derer nicht klein, die zu einem aufrichtigen Durchdrungensein von ihrer Sündhaftigkeit überhaupt nicht ge-

---

wie das des Petrus (Luk. 5, 8), welchen die Dankbarkeit für empfangene Segnung zum überwältigenden Gefühl seiner Sünde führte.

1) Über seine vergeblichen Bemühungen, Sündengefühl zu wecken, vergl. S. 151, Anm. 2 u. S. 152, Anm. 1.

2) P. Richter, Banza Manteke, S. 470.

3) Hesse, Heidenpredigt, S. 20.

4) Wegner, a. a. O. S. 149.

langen, für welche dann die Gefahr entsteht, die Erlebnisse der Geförderten zu kopieren.

Bei den allermeisten Heidenchristen ist es also nicht so, daß die Sündenerkenntnis sie zu Jesu dem Versöhner führt, sondern Jesus der Erlöser führt sie weiter zur Sündenerkenntnis. Es gilt auch da das Gesetz von der Verzinsung des geistlichen Kapitals: wer da hat, dem wird gegeben. Wer sich durch Jesum hat den Vater zeigen und befreien und lieben lassen, dem hilft der Anfänger und Vollender unsers Glaubens weiter, daß ihm die blöden Augen aufgehen über seine eigene Jämmerlichkeit, daß er ahnt, all dieses Gottestun sei unverdiente Gnade. So findet er bei Jesu unendlich viel reichere Schätze, als er bei ihm gesucht. Es soll aber damit nicht ein Schema aufgestellt sein, das unter keinen Umständen durchbrochen werden dürfte. Wo der Boden anderweitig präpariert wurde, kann die Sünderliebe des Heilands auch das unmittelbar erste sein, was am Evangelium überwältigt. Denn der Wind wehet, wo er will. Jedenfalls aber ist es allein der leidende und sterbende Jesus, der Sündenerkenntnis weckt, manchmal überraschend plötzlich und ohne eine dem menschlichen Auge wahrnehmbare vorbereitende Vermittlung.[1])

---

1) Ein Beispiel dieser Art hat Gloyer in Jeypur erlebt: „In einem Dorfe wohnte ein Räuberhauptmann Muria, ein frecher Gesell, der mir sagen ließ: Ich solle es nur wagen, in sein Dorf zu kommen, so sollte ich seine Macht schon erfahren. Als ich kam, stand er mit seiner Bande schwer bewaffnet auf der Straße. Ich predigte ihm von dem Heilande, der so schwach ward um unsrer Sünde willen, daß er sein Haupt neigte und verschied, und der so stark sei, daß alle Kniee im Himmel und auf Erden sich ihm beugen müßten, auch die Kniee der Räuber. Da trat der Mann vor mich hin, entblößte seine starken Arme, zeigte seine Narben und sagte: Siehe, diese Narben sind die Zeichen meiner Verbrechen. Kann der Heiland, von dem du erzählst, einen so großen Sünder wie mich erretten? Darauf sagte ich: Du ließest mir sagen, daß du bereit seiest, mir den Schädel einzuschlagen. Du darfst es tun, wenn es nicht wahr ist, was ich dir sage: Es steht geschrieben: Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden. Da ging der Mann zur Seite, setzte sich und schluchzte laut. Ich habe ihn auch sterben sehen. Da saß er .... und sang: Jesus nimmt die Sünder an, auch

Der Heidenchrist, welcher ein Verhältnis zu Gott gewonnen hat, lernt in der **Sünde eine Gefahr** für diesen kostbaren Besitz zu sehen. Daß aber die Sünde es ist, die seine Gemeinschaft mit Gott dauernd gefährdet, das offenbart ihm der Tod Christi, der nötig wurde, um die Sünde der Welt hinwegzunehmen. Das Sterben des Gottessohnes überführt ihn von der Schuldverhaftung der Menschheit sowohl wie von der Gottesliebe. So wird **Jesus immer mehr die bestimmende Kraft** seines religiösen Lebens: In ihm hat er **Gott kennen gelernt**; er hat ihn **befreit** von der Gewalt des Teufels; er hat über ihm die **Gottesliebe** erstrahlen lassen und ihm die Augen geöffnet über seine **Sündhaftigkeit**; er befreit ihn auch von diesem Feinde, schenkt ihm Vergebung und Kraft zum Kampfe. So wird den Heidenchristen der Name Jesu der Inbegriff alles Heils.

Das erwachende Sündenbewußtsein ist ein ganz **neues** psychologisches Erlebnis. Das animistische Heidentum bietet keine Anknüpfungsmomente dafür; es kennt weder Sünde gegen Gott noch Verlangen nach Vergebung. Und doch ist lebhafte **Sündenerkenntnis** keine Seltenheit in der heidenchristlichen Welt. Es dürften wenige Heiden getauft werden — wenigstens in der Anfangszeit einer Missionsarbeit, wo die Kräfte des Evangeliums am ungetrübtesten wirken — die nicht aus ehrlichem Herzen um Sündenvergebung beteten. Zweierlei wirkt zusammen, was diese an sich auffallende Erscheinung als eine psychologisch wohl begreifliche erkennen läßt: einmal die Liebe Jesu, welche das hochmütige, selbstgerechte Herz gedemütigt hat, und dazu der Verkehr mit dem lebendigen, heiligen Gott, der die Selbstbeurteilung des Menschen total wandelt. Bei allen Heidenchristen, die nicht nur Mitläufer sind, sondern eigenes inneres Leben gewonnen haben, wird das Sündenbewußtsein lebhaft und ebenso das Verlangen, daß die trennende Schuld hinweggenommen werde. **Fromme Heidenchristen** ohne auf-

---

mich hat er angenommen. Dann entblößte er seine Arme, zeigte seine Narben und sagte: Kein Mensch weiß, wie schlecht ich bin, aber meine Sünden sind mir vergeben!" (S. 16 f.)

richtiges Sündengefühl gibt es nicht. Sie erleben aber die Vergebung sozusagen massiver, und glauben sie, nachdem sie schon durch Christum vom Teufel erlöst sind und mit Gott Verkehr gewonnen haben, zuversichtlicher als wir. Rückblickend auf ihre heidnische Vergangenheit verstehen sie nun, daß außer den Dämonen auch die Sünde zwischen ihnen und Gott gestanden hat, und daß auch die zu jener Zeit der Finsternis begangenen Sünden selbstverschuldet waren. Ein früherer Zauberpriester auf Samosir (Sumatra), dem mehrere Kinder starben, nachdem er Christ geworden, erkannte darin Gottes strafende Gerechtigkeit dafür, daß er früher vielen Leuten Böses getan hatte. Der niassische Ama Gahonoa kam zur Erkenntnis, daß die irdische Not und Unruhe nicht sowohl in den äußeren Umständen als vielmehr in dem durchaus verdorbenen Herzen der Menschen ihren Grund hat. Die Sündenerkenntnis brach bei ihm mit Macht durch; er bezeugte auch seinen Landsleuten, wie er als Heide Gottes Gebote übertreten habe.[1]) Ein christlicher Papua, der auf dem Krankenbett schwer litt, sagte: „Weil ich so lange einen harten Kopf gehabt und schlecht geredet und gehandelt habe, darum leide ich jetzt so an Kopfschmerzen."[2])

Diejenigen, welche zur Sündenerkenntnis durchdringen, sind die wahren Christen, die guten Früchte der Missionsarbeit. Der Satan, anfangs ihr größter und einzig bewußter Feind, tritt für sie in den Hintergrund, die Sünde wird je länger je mehr als gefährlichster Gegner gefürchtet. Sie sind aber auch diejenigen, welche ihren Heiland am innigsten lieben. Es geht ihnen wie der großen Sünderin: weil ihnen im Lichte der vergebenden Gnade die Augen aufgegangen sind für die schweren Sünden ihrer heidnischen Vergangenheit, darum müssen sie den Heiland lieben. Aus dunkler Nacht gerettet, umfassen sie den Retter mit der ganzen Kraft ihrer dank-

1) Fetero, S. 17.

2) Coolsma, a. a. O. S. 785. — Von den tamulischen Christen bezeugt Stosch, daß ihr Sündengefühl sich oft ergreifend äußert. „Man kann sagen, daß viele eingeborene Christen von der Vergebung der Sünde innerlich leben mit klarerem Bewußtsein als manche in der alten Christenheit" (Stosch, Im fernen Indien, S. 216).

baren Seele. Aber nicht alle Heidenchristen dringen bis dahin durch; viele ruhen auf ihrer ersten Erfahrung, der Befreiung von Dämonenherrschaft, aus. Solche sind geneigt, persönliche Verschuldung abzulehnen, ihre sittlichen Rückstände der Verführungsmacht des Teufels zuzuschreiben, welcher langsamerhand für das Fatum untergeschoben wird,[1]) und die Sündenvergebung als eine selbstverständliche Funktion Gottes zu unterschätzen. Sie haben die erste Befreiung real erlebt, auch den lebendigen Gott erfahren, fühlen aber keine Verpflichtung, ihrerseits an dem Fortbestehen der Gottesgemeinschaft mitzuarbeiten. Solche Anfängerchristen, auf denen der Fluch des Nichtwachsens liegt, meinen, es genügte, wenn sie nur ihre offenbar gewordene Sünde dem Missionar bekennen; dann sei die Wunde samt der Narbe verschwunden, und niemand habe mehr ein Recht, sie an die mit dem Munde bekannte Verfehlung zu erinnern. Geschieht das doch, dann bekommt man die erstaunte Antwort: „Habe ich es nicht schon bekannt?" Auch meinen diese oberflächlichen Sünder, sie hätten sich gegen den Missionar vergangen, dessen Unwillen sie zu fühlen bekommen, und bitten manchmal ganz naiv: „Der Missionar möge meine Sünde vergeben." Daß die Sünde zwischen ihnen und Gott steht, erleben sie nicht. Das werden immer dieselben Leute sein, die von der Liebe Gottes in Christo wenig ergriffen sind. Denn nur angesichts der weltumfassenden Erbarmerliebe des Heilandes versteht der Heidenchrist, wie groß seine Schuld sein muß, wenn Gott selbst in die Menschheit eingehen und sterben mußte, um sie aus dem Mittel zu schaffen. Wen Gottes Liebe nicht im Innersten erschüttert, den beunruhigt auch die Sünde nicht.

Die Befreiung von satanischen Mächten ist eine einmalige, wie auch die Absage an das Reich der Finsternis; das Erfassen

---

1) Oft hören wir von Durchschnittschristen bei sittlichen Verfehlungen Entschuldigungen wie die: „Der Teufel hat mich verführt", „ich bin vom Teufel betrogen". Solche Leute empfinden die Sünde immer noch nicht als persönliche Verfehlung, sondern sehen darin noch etwas von der Macht des Fatums und der Dämonen, aus deren Klauen nur Gott befreien kann. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist noch schwach oder kaum im Entstehen.

der Liebe Gottes aber und die dadurch gewirkte Erkenntnis der eigenen Unwürdigkeit zieht sich in wachsender Vertiefung durchs ganze Leben hin. Jene erste Befreiung gleicht dem wilden Frühlingssturm, dessen Brausen die Fesseln des Eises sprengt und die Schneewolken davonjagt; die Sünderliebe des Heilandes aber wirkt wie die linden Strahlen der Frühlingssonne, welche nicht nur alle Spuren des Winters vertilgt, sondern auch Blumen und Bäume zum Leben erweckt und Fruchtkeime erzeugt in den Pflanzen, welche den segnenden Sonnenstrahlen stille halten.

Was wir in der Untersuchung aus einander halten, kann in der Wirklichkeit eng in einander verschlungen sein. Im einzelnen Falle kann auch das Ergriffenwerden von der Liebe Gottes das Primäre sein, es kann auch gleichzeitig mit der Befreiung erlebt werden. Sehr oft werden die wirkenden Kräfte des Evangeliums sekundiert von besonderen Führungen Gottes, der die Heiden bald durch freundliche Lockung seine vorbereitende Güte schmecken läßt, bald den Gleichgiltigen oder Verstockten ein ernstes Memento zuruft. Es läßt sich nicht ein Modell der Heidenbekehrung aufstellen. Aber bei aller psychologischen Differenzierung im Seelenleben der einzelnen sind es jene oben dargestellten Kräfte, welche wirksam werden und die Umänderung, wo eine solche wirklich eintritt, zustande bringen. Wie sich auch die stufenmäßige Entwicklung des neuen Lebens vollziehen möge, wo es zum wahren Leben kommt, da ist seine Kraft Jesus, der am Kreuz gestorbene Gottessohn, die Tatoffenbarung der göttlichen Liebe. Seine Liebe gewinnt, seine Liebe nötigt die Heiden, daß sie sich unter das Schuldurteil beugen, welches ihn für uns in den Tod trieb. Seine Liebe veranlaßt sie, Reinigung von ihren Sünden zu suchen; sie allein überwindet die Selbstsucht und treibt die begnadeten Gotteskinder, ein neues Leben zu beginnen, dessen Entstehung und Auswirkung ein Wunder ist, das nur die Gotteskraft in Jesu vollbringen kann.

Daß der machtvoll wirkende Jesus Gott ist, daran zweifelt kein Heidenchrist. In Anbetracht der großen Gaben, die er von Jesu empfangen hat und fortgehend empfängt, ist ihm die Gött-

lichkeit des Gebers selbstverständlich. Je größer das Gut ist, das jemand mit Bewußtsein von Jesu Christo empfängt, um so größer muß er von ihm denken.

Das Verhältnis des Heidenchristen zu Gott vertieft sich in Stufen. Erste Stufe: grundlegende Beseitigung der Trennungsmauer, der widergöttlichen Mächte, Abbrechen des Verkehrs mit diesen und dafür ein kindlich vertrauensvolles Verhältnis zum lebendigen Gott. Zweite Stufe: Ergriffenwerden von der Gottesliebe, Hingabe an diese Liebe und in ihrem Lichte Auseinandersetzung mit dem andern Hemmnis der Gottesgemeinschaft, der Sünde, und Verlangen nach Vergebung. Dritte Stufe: Behauptung des gewonnenen Gutes durch unausgesetzte Bekämpfung der Sünde und sittliche Erneuerung. Jede Errungenschaft ist wieder verlierbar. Nach unverbrüchlichen Gesetzen des Wachstums geht es zurück mit demjenigen, der stehen bleibt und das Empfangene nicht im Kampfe befestigt. Wird darum das kindliche Verhältnis zu Gott nicht gegen die allzeit geschäftige Sünde behauptet und täglich durch Reue, Buße und Gebet um Sündenvergebung erneuert, dann geht diese Gemeinschaft wieder verloren, der Verlierende kann ins Heidentum und seine Gebundenheit zurückfallen. Solche Rückfälligen brauchen nicht Heuchler gewesen zu sein; sie haben nur das große Gut nicht bewahrt, das sie empfangen hatten. Es gibt in der Heidenwelt viele, die freudig Jesus, den Befreier und Erlöser aus der Knechtschaft der Furcht und des Todes, begrüßen, die aber nicht die Energie besitzen, in den Kampf mit der Sünde einzutreten. Sie freuen sich wohl der Gabe, die sie zu schätzen wissen, scheuen aber vor der mit ihr verbundenen Aufgabe zurück.

Schon auf der ersten Stufe begann die unausbleibliche sittliche Auswirkung des neuen religiösen Verhältnisses. Jetzt dient der Heidenchrist Gott, der muß ihn nun wissen lassen, was er zu tun und zu lassen hat. In diesem Stadium der Entwicklung fühlt der Konvertit seine Sünde kaum als solche, ist aber bereit, von der früheren Sitte dasjenige dranzugeben, was Gott ihm

verbietet. Für alle Heidenchristen, die in ihrem inneren Leben noch nicht weiter gekommen sind, sind die Gebote von derselben erzieherischen Bedeutung wie für das Volk Israel. Die sittliche Arbeit geschieht aber im Zwange und bleibt Mosaik. Erst auf der Grundlage des neuen Verhältnisses zu Gott, welches auch die Augen über die eigene Unwürdigkeit öffnet, kann sich von innen heraus eigenes *sittliches* Leben entfalten. Damit treten neue Kräfte des Evangeliums auf den Kampfplatz, Kräfte der sittlichen Erneuerung. Auch darin bietet sich das Evangelium als *Gabe* an, denn nur auf der Basis der aus Gnaden geschenkten Gemeinschaft mit Gott kann mit Gottes Hilfe die neue Sittlichkeit sich durchsetzen. Die Rebe kann keine Frucht bringen, sie bleibe denn am Weinstock. Die sittliche Erneuerung wird nun nicht als Forderung empfunden, sondern als Erlebnis. Das Neue Testament schreibt sie Gott zu. Wir konstatierten oben, daß das animistische Heidentum die sittlichen Werte verkehrt;[1]) es fehlen ihm feste sittliche Normen; es sanktioniert sogar Schändlichkeiten, leitet sie ab aus der Sitte, ja erklärt sie z. T. für religiös wertvoll und heilsam. Gott wird nicht in Verbindung gebracht mit dem Sittengesetz. Einzelne hellere Züge können die bestimmende Macht der Unsittlichkeit nicht wesentlich beeinflussen. Die sittliche Verrohung folgt aus der animistischen Religiosität und wird begleitet von blinder Selbstgerechtigkeit. Das Organ für das Sittliche und das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit ist bei den Animisten durch Fatalismus und religiösen Kommunismus zur Ohnmacht verdammt.

Nicht von der sittlichen, sondern von der religiösen Seite aus ist, wie wir sahen, das heidnische Herz ergriffen worden. Der Heide hat ein lebensvolles Verhältnis zu Gott gewonnen und ist durch Christus von seiner Sündhaftigkeit überführt. Jetzt fühlt der junge Christ die persönliche Verpflichtung sittlicher Umgestaltung um Gottes willen. Er ist an seiner sittlichen Erneuerung nun durchaus *religiös interessiert*. Um das höchste Gut, das ihm das Evangelium vermittelt hat, die Gemeinschaft mit Gott, zu behaupten, muß er diesem Gott immer mehr ähnlich

---

1) S. S. 123—128.

werden. Der Trieb zu einem reinen Leben entzündet sich an Gott. Das neue religiöse Leben fordert kategorisch ein neues sittliches Verhalten. So wird die sittliche Wiedergeburt zu einer Gabe, einer Schöpfung Gottes, welcher den tief gesunkenen Heiden seines Verkehrs würdigt. An ihn sich klammernd erbittet der Heidenchrist im Gefühl seiner Ohnmacht Gotteskräfte zur Durchführung der sittlichen Arbeit. Damit vertieft sich das Gebetsleben, der Verkehr mit dem himmlischen Vater gewinnt an Innigkeit, denn er bittet nun nicht nur wie anfangs um Errettung aus irdischen Nöten und um Beweise göttlicher Machtentfaltung, sondern viel intensiver und interessierter um die Erhaltung geistlicher Güter und um die dazu nötigen sittlichen Kräfte. Er bezieht die ersten Zinsen seines geistlichen Kapitals. Nachdem er hat, wird ihm gegeben.

Christliche Sittlichkeit ist nicht der Anfang der geistlichen Umwälzung, sie ist auch nicht das Endziel ihrer Entwicklung, sondern sie ist gar nicht um ihrer selbst willen da; sie wird wichtig als das Mittel, ohne welches die gewonnene Gemeinschaft mit Gott nicht behauptet werden kann. Sie wird zum religiösen Bedürfnis des Erlösten, weniger aus Dankbarkeit als aus dem Triebe der geistlichen Selbsterhaltung. Ein gottgemäßes Leben ist nicht die Voraussetzung des neuen Verhältnisses zu Gott, vielmehr seine naturgemäße Folge, deren Ausbleiben die Gottesgemeinschaft zerstören müßte, denn nur die reines Herzens sind, werden Gott schauen. Das Neue Testament erhebt mit Nachdruck die Forderung, daß wir Gott ähnlich, wie Christus gesinnt, seine Nachfolger werden müssen. Der Kampf um die Sünde wird um Gottes willen gekämpft. Woher weiß der junge Christ nun mit untrüglicher Sicherheit, daß er nicht mehr lügen, stehlen, begehren, huren darf? Die Erfahrung belehrt ihn, daß ihn solche Befleckungen von Gott scheiden. Der Verkehr mit Gott erzieht das früher verbildete Gewissen. Je inniger das Verhältnis zu Gott sich gestaltet, um so zarter und empfindlicher wird das Gewissen; es bildet sich aus zum Empfindungsorgan der Seele für die Trübungen jenes Verhältnisses. Diese seelischen Vorgänge gehören zur Neugeburt des Heidenchristen, denn die heidnische

Religiosität weiß nichts davon, daß das Verhältnis des Menschen zu Gott durch einen sittenlosen Wandel gefährdet ist und durch sittliche Arbeit behauptet werden muß.

Der sittliche Werdegang ist ein langsam fortschreitender, da geht es nicht in Sprüngen, sondern Schritt vor Schrit muß erarbeitet werden. Die groben heidnischen Greuel fallen alsbald ab, wenn der Katechumen den wahren Gott erfährt und ihm damit das animistische Weltbild mit seinen egoistischen Konsequenzen zusammenbricht. Über Menschenfresserei, Zaubermittelbereiten, Menschenopfer, Hexenverfolgen braucht der Missionar kein Wort zu verlieren; dergleichen hört bei den Empfänglichen von selbst auf. Auch daß ein Jünger Gottes nicht mehr rauben, stehlen, Sklaven fangen, Ehebruch treiben, Opium rauchen, einen Meineid schwören, morden darf, fühlt schon der mit dem Christentum in Berührung tretende Heide. Offenbart sich da nicht eine enorme sittliche Kraft der religiösen Verkündigung, die ohne besondere Gesetzespredigt, ohne allen Zwang jene Greuel des animistischen Heidentums entwurzelt? Wenn das sittliche Verhalten der Heidenchristen noch mancherlei zu wünschen übrig läßt, dann bedenke man auch, was sie alles schon freiwillig drangegeben haben. Wie mannigfaltig und energisch freilich die neuen Kräfte des Evangeliums sich auf sittlichem Gebiete auswirken müssen, das ahnt der Heidenchrist noch nicht, wenn er mutig seine Götzen verbrennt und mit fröhlichem Herzen den neuen Glauben bekennt. Er glaubt im Vollbesitze aller neuen Gaben zu sein, während das Aneignen und Umarbeiten doch erst beginnt. Er gleicht darin vielen Jungbekehrten in der Christenheit; aber Gottes Geist, in dessen Schule er willig eingetreten ist, führt ihn allmählich gemäß der Zunahme seines inneren Wachstums in alle Wahrheit hinein.

Man bedenke, welch revolutionäre Umwälzungen das Denken, Wollen, Fühlen eines bekehrten Heiden erfährt, wie alles in ihm anders wird, wie er erst lernen muß, sich an dem Neuen zu orientieren und es in allen Lagen zum Maßstabe seines Handelns zu machen, wie er fortwährend im Kampfe liegen muß mit seinen bisherigen Instinkten, mit den ererbten Anschauungen, mit der heilig gehaltenen Sitte und Gewohnheit. Er steht sich in

eine neue Welt hineinversetzt: Seine Götter sind zerbrochen, der lebendige Gott ist ihm aufgegangen; nun muß er lernen, demgemäß sein ganzes Leben in all seinen Verhältnissen in anderem Licht zu betrachten. Seine Mitmenschen darf er nicht mehr als Feinde behandeln, aus denen man möglichst viel Gewinn zu ziehen trachtet, sondern als Miterlöste, Geliebte Gottes, die auch er zu lieben hat. Mit andern Augen sieht er seine ihm von Gott anvertrauten Kinder, sein Weib,[1]) seine Eltern, seine Dorf- und Stammesgenossen, seinen Häuptling, seine Untertanen, seine Feinde. Er orientiert sich dabei an Gott und an der Liebe Jesu als dem festen Besitz, den er gewonnen hat. Diese Liebe, als die höchste Gabe empfangen, setzt sich um in das höchste Gebot. An Jesu Liebe lernt er seine Mitmenschen lieben, besonders seine Glaubensgenossen, mit denen er sich durch Jesu Liebe verbunden weiß. Es ist ein bei allen Heidenchristen beobachteter, erquickender Zug, daß sie, die sich bisher meist als Feinde beargwöhnten und haßten, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sich als Brüder anerkennen und lieben.[2]) Auch die Pflichten gegen sich selbst gehen dem jungen Christen auf, ist er doch vom Teufelsregiment und Sündendienst befreit, Eigentum Jesu und ein Tempel des heiligen Geistes geworden. So lernt er auf sich selbst achten, seine Handlungen, Entschlüsse, Wünsche in Zucht nehmen — lauter neue, ungewohnte Aufgaben.

Ist es zu verwundern, wenn der Neubekehrte längerer Zeit bedarf, um sich zurechtzufinden in dem Wald neuer Eindrücke und Aufgaben? wenn er dabei manchmal irrt und strauchelt? Der junge Heidenchrist hat es in der Ausübung seiner sittlichen Pflichten ungleich schwerer als wir Christen, denen ihre Pflichten von

1) Ein getaufter Dajak erklärte: „Weil ich jetzt Gott liebe, so kann ich auch meine Frau besser lieben als es sonst der Fall war" (Berichte der Rhein. Miss. 1884, S. 47).

2) Fetero sagte einst zu Fadoli, einem bekehrten Anführer der Schädeljäger auf Nias: „Sieh, Fadoli, du hast meinen Vater und mich bekriegen wollen, und heute stehen wir uns als Brüder gegenüber. Wer hat das fertig gebracht? Gott allein, der den Tod des Sünders nicht will" (Ber. der Rhein. Miss. 1901, S. 121).

frühester Jugend an deutlich vorgezeichnet und eingeprägt sind; es bedarf bei uns nur des Willens zur Ausführung. Dem Heidenchristen hingegen müssen die neuen Aufgaben erst eine nach der andern aufgehen, er muß im Kampfe mit dem Geisteserbe seiner Väter und im Gegensatz zu einer andersgesinnten Umgebung, oft im bitter empfundenen Konflikt mit seinen nächsten Angehörigen, sich die Wege zur Ausübung seiner neuen Pflichten selbst suchen. Die hohe Spannung und Freude des Erlösten läßt im Laufe der Zeit nach; die Nationalfehler erweisen sich als hemmend. Mit fliegenden Fahnen ist er ins christliche Lager der Freiheit und Liebe eingezogen, nicht ahnend, welch mühseliger, aufreibender Kleinkrieg ihn erwartete. Daß aber das sittliche Ringen der Christen von Anfang an vielen sichtbar mit Ernst einsetzt, geht mehr als aus einzelnen sittlichen Taten aus der Beobachtung hervor, daß die Heiden an ihre christlichen Volksgenossen einen strengen Maßstab anlegen. Sie erwarten von den Christen, daß sie nicht mehr lügen, nicht stehlen, nicht schelten, nicht zweideutige Reden führen, nicht trotzig auf ihrem Rechte bestehen, nicht unversöhnlich sind, daß sie Fehler vermeiden, welche die Heiden ihren heidnischen Landsleuten nicht verargen. Wird ein Heide von einem Christen betrogen, so macht er ein großes Geschrei davon, denn das dürfe ein Christ durchaus nicht tun. Es muß also der Wandel der Christen im allgemeinen bei den Heiden den wohltuenden Eindruck einer hochstehenden Sittlichkeit erwecken. Die Heiden geben zu, daß der Wandel der Christen vor dem ihrigen den Vorzug verdiene.

Für die Ausgestaltung der neuen Sittlichkeit ist es nun entscheidend, ob Jesus dem jungen Christen zentral geworden ist. Alle, die aus äußeren Gründen übergetreten sind, denen Jesus nicht als Selbstoffenbarung Gottes, nicht als Befreier und als Liebesdarstellung Gottes lebensvoll und persönlicher Besitz geworden ist, werden an den Pflichten des neuen Lebens scheitern, oder wenigstens zeitlebens im Vorhof bleiben. Wer aber sich Jesu Führung übergeben hat, der läßt sich von ihm in seine sittlichen Aufgaben einführen, zu deren Erfüllung er auch von ihm die Kraft empfangen wird. Sein Glaube, anfänglich ein bloßes

Fürwahrhalten des Gehörten, dann ein kindliches Vertrauen auf der Grundlage des Erlebten, vollendet sich nun zum Gehorsam. Jesus, dem er alles verdankt, wird ihm die höchste Instanz, der er in allem gehorcht; Jesu Worte werden sein oberstes Gesetz. In beschämender Weise tritt uns dieser Glaubensgehorsam in heidenchristlichen Gemeinden nicht selten entgegen. Weil Jesus die Ehescheidung schlechthin verboten hat, behält der Christ seine Frau, die ihm keine Kinder schenkt, obgleich auch er schwer unter diesem Mangel leidet, die heidnischen Verwandten ihn drängen und sein Benehmen nicht verstehen. Weil Jesus fordert, daß wir den Feinden vergeben, geht der Taufbewerber zu seinem Todfeind, der ihm vielleicht seinen Sohn erschlagen hat, und reicht ihm die Hand zur Vergebung.[1]) Der früher gestohlen hat, ersetzt dem Geschädigten freiwillig das gestohlene Gut. Der Jüngling bleibt standhaft gegenüber den Verlockungen zur Unzucht. Das alles sind Äuße-

---

1) In Balige (Sumatra) sollte eine Frau getauft werden. Mit ihr zugleich lernte ein Häuptling, der früher ihren Mann getötet hatte und nun bat, Amanda möge ihm vor der Taufe die Hand geben zum Zeichen, daß alles vergeben sei. Sie wehrte sich: „Ich habe in meinem Herzen alles vergeben; aber meine Hand in die Hand legen, die meinen Mann getötet hat, das wird mir zu schwer.“ Dann aber überwand sie sich. Obgleich ihr ganzer Körper zitterte, legte sie ihre Hand in die des Häuptlings zum Zeichen der völligen Versöhnung (Wegner, a. a. O. S. 347; dort weitere Beispiele S. 174; 176; 180). — In Neuseeland wurde das Abendmahl gefeiert. Als die erste Reihe kniete, stand ein Eingeborener auf und ging an seinen Platz, kehrte jedoch aufs neue in die Reihe zurück und kniete nieder. Zur Rede gestellt sagte er: „Als ich an den Tisch herantrat, wußte ich nicht, neben wen ich zu knieen kommen würde, da sah ich mich plötzlich an der Seite des Mannes, der vor wenigen Jahren meinen Vater erschlagen und sein Blut getrunken hatte, und dem ich damals den Tod geschworen. Nun denken Sie sich, was ich empfand, als ich plötzlich neben ihm kniete! Es überkam mich mit furchtbarer Gewalt, ich konnte es nicht anshalten und begab mich daher auf meinen Sitz zurück. Aber als ich dort angekommen war, sah ich das obere Heiligtum und das große Abendmahl und glaubte eine Stimme zu hören: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Das überwältigte mich, ich setzte mich und zugleich glaubte ich ein ander Gesicht zu erblicken, ein Kreuz und einen Mann daran genagelt, und ich hörte ihn sprechen: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun — da kehrte ich an den Altar zurück“ (A. M.-Z. 1876, Beibl. S. 48).

rungen des neuen Gehorsams, die wir unter den Batak und Niassern oft erlebt haben, und die man in allen Missionsblättern wieder und wieder bezeugt findet.

Dazu tritt in zweiter Linie auch das Motiv der Dankbarkeit gegen den Erlöser, der uns so unendlich liebt. Dankbarkeit kennt der Heide nicht. Aber die große Gabe hat das Herz weit gemacht. Aus Dankbarkeit gegen seinen Heiland, den er lieben gelernt hat, nimmt der Heidenchrist Schmach und Verfolgung auf sich. Aus Dankbarkeit wird er zum freiwilligen Evangelisten an seinen heidnischen Volksgenossen, ein Zug, dem wir in den allermeisten heidenchristlichen Kirchen begegnen. Es ist geradezu ein Prüfstein für die Lauterkeit des Übertritts, ob ein Heidenchrist freiwilliger Zeuge des Erlebten wird. In der Batakmission war dieser Evangelisationstrieb unter den ersten Christen sehr lebhaft. Die Erstlinge in Silindung waren eifrige Missionare. Missionar Pilgram in Balige (Toba) stellte seinen ersten Schülern mehrmals das Zeugnis aus, daß sie die Missionare ihrer Eltern, Geschwister und Verwandten wurden.[1]) Später wird wieder der Missionseifer der dortigen Ältesten gelobt, deren einer von sich sagt: „Seit Wochen habe ich schon keine Nacht mehr ganz durchgeschlafen. Wir sprechen mit den Leuten fast alle Abende bis 12 Uhr, und dabei sollten wir, wenn es möglich wäre, an 4 bis 5 Stellen zugleich sein. Selbst Häuptlinge aus Si Gaol und Samosir (von jenseits des Tobasees) haben uns eingeladen, dort in ihren Häusern zu predigen."[2]) Dem Evangelisationstrieb der batakschen Christen ist es zu verdanken, daß das Evangelium in Sumatra sich so schnell und auf gesunde Weise ausbreitet. Auch hat sich in der batakschen Kirche eine Missionsgesellschaft gebildet, die unter ihren heidnischen Volksgenossen verhältnismäßig selbständig missioniert und jetzt schon zwei inländische Prediger und einige Lehrer und Evangelisten als ihre Missionare ausgesandt hat und unterhält.[3])

1) Berichte der Rhein. Miss. 1882, S. 239; 365.

2) Ebenda, 1887, S. 148.

3) Über ein Missionsfest dieser Gesellschaft vergl. A. M.-Z. 1907, S. 148 ff.

Auf Nias nahm die Mission einen neuen Aufschwung, als die Heidenchristen evangelisierend mit eingriffen. Männer wie die mehr erwähnten Fetero und Solago sind Evangelisten von Gottes Gnaden. Ihrem Eifer ist es gelungen, den ganzen Westen von Nias samt den Nakkoinseln zu erschließen und dem Evangelium unter den berüchtigten Schädeljägern Eingang zu verschaffen. Ihre Missionstätigkeit hat etwas Beschämendes. Sie lassen ihre Arbeit liegen, verlassen wochenlang ihre Familie, setzen sich den größten Gefahren aus, nehmen Spott und Hohn willig auf sich, ertragen Hunger, Hitze und Müdigkeit, ohne irgend welchen Lohn zu beanspruchen. Auf ihre selbstlose Tätigkeit hat Gott einen besonderen Segen gelegt.[1])

Jung bekehrte Heidenchristen in der Minahassa wurden alsbald eifrige Helfer bei der Ausbreitung des Evangeliums;[2]) sie unterstützten kräftig die Mission in ihrem Heimatlande und anderwärts;[3]) die Gemeinde Manganitu sandte einen Evangelisten nach Talaur; dasselbe geschah auf Ambon[4].) Auf Ceram haben sich Missionsvereine gebildet, die sich teils selbständige Arbeitsfelder unter den heidnischen Volksgenossen suchten, teils die Missionsarbeit mit ihren Beiträgen unterstützten.[5]) In Duma auf Halmahera erlebte man es, daß, als die Gemeinde begann, unter den Heiden zu evangelisieren, ihr eigenes christliches Leben einen neuen Aufschwung nahm.[6]) Dieselbe erfreuliche Erfahrung machen wir auch in den batakschen Christengemeinden: überall, wo man mit Eifer Missionsarbeit treibt, geht es mit dem geistlichen Leben der betreffenden Gemeinde voran. Auch die getauften Herero missionierten fleißig unter ihren Landsleuten.[7]) Der Erstling der Ovambo, Abraham, fühlte sich getrieben, rastlos seinen Volksgenossen Gottes Wort zu verkündigen. Oft stellen sich bisher un-

1) Vergl. Lett, a. a. O. III, S. 79 f.; IV, 98 f.; Fetero, S, 31 ff.
2) Coolsma, a. a. O. S. 571.
3) Ebenda, S. 604.
4) Ebenda, S. 639; 689.
5) Ebenda, S. 697.
6) Ebenda, S. 742.
7) Berichte der Rhein. Miss. 1884, S. 341.

bekannte Leute zum Gottesdienst ein, und wenn sie gefragt werden, wer ihnen zuerst Gottes Wort gesagt habe, dann kommt unfehlbar die Antwort: Abraham.[1]) Bechler rühmt den Missionssinn aller südafrikanischen Christen;[2]) Richter ebenso den Missionseifer der Kongochristen.[3])

„Ein ganz besonders hervorragender Charakterzug der madagassischen Christen war von Anfang an ihr Missionssinn, mit dem sie die frohe Botschaft von Christo dem Sünderheiland ihren heidnischen Landsleuten zu bringen suchten."[4]) Es gibt sehr viele Prediger (d. h. freiwillige Evangelisten), und der Ernst von einigen würde viele in England beschämen. Sie gehen in brennender Sonne 5 bis 6 Stunden weit um des einzigen Zweckes willen, Christum zu verkündigen, und zwar fast ohne irgend welchen irdischen Lohn. Da ist ein Zimmermann, der im Regierungsdienst drei volle Stunden nördlich von der Hauptstadt in Ambohimare arbeitet. Er verläßt seinen Posten Samstag nachmittags und legt einen Weg von 6 bis 7 Stunden zurück, um Sonntags in etlichen, wohl 4 Stunden südlich von Antananariwo gelegenen Dörfern zu predigen; wenn die Gottesdienste vorüber sind, macht er sich auf den Heimweg und nimmt Montag früh seine Arbeit wieder auf. Und von demselben Eifer in der Verkündigung des Evangeliums sind viele beseelt."[5])

Miescher bezeugt: „Handelt es sich um wirklich bekehrte Leute, so treffen wir vielfach eine merkwürdige Freudigkeit des Zeugnisses an, einen Eifer, andere herbeizuführen, ähnlich wie wir das auch unter uns bei den Neubekehrten erleben. Nur hat das Zeugnis der Heidenchristen vielleicht mehr als bei uns eine wunderbare Unmittelbarkeit." Er erwähnt als ein Beispiel unter vielen die ausgedehnte Missionstätigkeit der amerikanischen Negerkirchen.[6]) Bekannt ist die eifrige Missionsarbeit der christianisierten

---

1) Wegner, a. a. O. S. 106 f.
2) Bechler, Die Einwurzelung des Christentums in der Heidenwelt, S. 52.
3) Richter, Banza Manteke, S. 473.
4) Eppler, Madagaskar, S. 331 f.
5) Ebenda, S. 409.
6) Miescher, a. a. O. S. 63.

Insulaner Ozeaniens. Die Karenengemeinden in Rangun haben angefangen, aus ihrer Mitte heraus eingeborene Prediger als Missionare unter ihre noch heidnischen Volksgenossen, ja bis nach Siam hinein, zu schicken.[1]) Gerühmt wird der Missionseifer der Santal-Christen; sie preisen ihren Volksgenossen die evangelische Gabe an mit der Einladung: „Kommt, wir haben etwas Gutes gefunden.“[2]) Die Christen der presbyterianischen Mission auf Formosa haben bereits ihre eigene Missionsgesellschaft.[3]) Die Evangelisierung Koreas vollzieht sich hauptsächlich durch den Missionseifer eingeborener Christen. „Ein Kolporteur ist mit seinem Bücherpack durch eine Landschaft gezogen und hat verkauft, gelehrt, erklärt; ein Bauer hat eine Predigt in der Stadt oder einem Marktflecken gehört, oder hat einen Traktat geschenkt erhalten; ein Kranker hat eine Missions-Poliklinik oder ein Krankenhaus besucht und bringt von da ‚Medizin für die kranke Seele‘ mit heim; ein christlicher Hausierer hat neben seinen anderen Waren einige christliche Schriften feil und verbringt die Abende damit, daß er sie den lauschenden Bauern vorliest und erklärt; ein Christ geht aus eigenem Antrieb in ein noch heidnisches Dorf, um dorthin die frohe Botschaft zu bringen; eine gläubige Familie verzieht in eine heidnische Umgebung und läßt dort alsbald ihr Licht leuchten.“ Die Kraft der Propaganda liegt in den Gemeinden. Viele Christen haben sich verpflichtet, einen Tag oder eine Woche oder einen Monat in die umliegenden heidnischen Distrikte auszuziehen und das Evangelium zu predigen.[4])

Jesus wird den Heidenchristen, die mit ihm in Verbindung stehen, auch zum Vorbild. Dazu bedarf es allerdings einer höheren Stufe des christlichen Lebens, zu der nicht alle durch-

1) Mayr, Rangun und die Mission daselbst. A. M.-Z. 1883, S. 217.

2) Vahl, Santalmission. A. M-Z. 1896. S. 232.

3) Missionsrundschau. A. M.-Z. 1907, S 334.

4) Missionsrundschau. A. M.-Z. 1907, S. 339 ff. — Hingegen heißt es von Japan: „Es ist eine in Japan fast allgemein beklagte Tatsache, daß die christlichen Laien wenig aggressiven Evangelistengeist haben“ (Ebenda, S. 192). Das ist eine Ausnahme auf dem Missionsfelde und kein gutes Zeichen für das Leben der jungen Kirche.

bringen. Das Gros der Christen im Indischen Archipel hält sich an seine Gemeindeältesten und Lehrer als Vorbilder, diese wiederum an den Missionar. Was sie an diesen sehen, versuchen sie nachzuahmen. Man kann gelegentlich Äußerungen wie diese hören: „Wenn der Lehrer es mit der Wahrheit nicht ernst nimmt, dann brauche ich es auch nicht." „Der Älteste lebt im Streit mit einem Gegner, darum brauchen wir uns auch nicht zu versöhnen." Wir vermögen nicht immer mit dem gleichen Erfolge das Bild Jesu unsern Heidenchristen vorzuhalten, wie Paulus es in seinen Gemeindebriefen tut. Überhaupt scheint die menschliche Seite der Person Jesu weniger Anziehungskraft auf die jungen Heidenchristen auszuüben. Sie sehen in ihm Gott, gehorchen und dienen ihm als solchem; seine menschliche Vollkommenheit scheint ihnen zu weit über der unsern erhaben. Denen aber, die vertrauteren Umgang mit ihm pflegen, wird er auch zum Vorbild.[1]) Seine Liebe, nicht zum wenigsten seine Feindesliebe, trifft ihre Herzen und senkt die Keime gleichartiger Regungen hinein. Soweit ihr relgiöses Leben in Jesu wurzelt, wird ihr sittliches Verhalten sich an ihm normieren, denn wer einmal wirkliche Gemeinschaft mit ihm genossen hat, dem ist es Bedürfnis, ihm gleichgesinnt zu werden.

Die Heidenchristen hören auch die Botschaft, daß Jesus als Richter der Lebendigen und der Toten wiederkommen wird am jüngsten Tage. So kräftig der eschatologische Ausblick in der alten Missionskirche wirkte, unter den mir bekannten heutigen Heidenchristen kann ich wenig Eindruck davon entdecken. Vielleicht ist der Grund der, daß viele Verkündiger selbst zu wenig davon ergriffen sind, und unwillkürlich andere Momente der Verkündigung lebhafter betonen. Indes der tiefste Grund dieses Mangels ist wohl der: die Größe der empfangenen Gabe macht die Be-

1) Von dem niassischen Fetero wird bezeugt: „In der Zeit freuten wir uns mit Dank gegen Gott, daß . . . mehr und mehr seine Lebenslosung wurde: Hat Jesus so gehandelt? (Fetero, S. 35). „Jesus war und ist eben sein einziger Leitstern. Als sie (Fetero und ein Freund, die nach Sumatra gereist waren, um die Christengemeinden dort zu sehen) Br. Reitze auf seiner Station in jenem Gebiete, wo noch täglich Krieg und Streit ist, besuchten und sahen, wie dieser so viel mit Streitigkeiten angelaufen war, sagte Fetero wehmütig: Tua (Herr), hat denn Jesus das auch getan?" (Lett, a. a. O. IV. S. 83).

schenkten ruhig im Blick auf das Weltgericht: Jesus hat so Großes an mir getan, sollte er mich im Gericht verdammen? Das kindlich naive Vertrauen auf den starken Heiland läßt die Furcht vor dem Endgericht kaum aufkommen. Die sterbenden Christen gehen mit großer Freudigkeit zu ihrem Heiland, so gewiß ihres Freundschaftsverhältnisses, daß irgend welche Angst vor dem Gericht ihnen nicht kommt.

Es sind mit dem Erleben Gottes, seiner Macht und Liebe, zwei große Hindernisse aus dem Wege geräumt, die bei den Heiden das sittliche Streben in der Wurzel ersticken, nämlich der Determinismus und der Kommunismus. Der Glaube an den lebendigen Gott, dessen Macht die Christen in persönlicher Beeinflussung erfahren haben, hat den Glauben an das unabänderliche Geschick erschüttert. Der junge Christ weiß, daß Gott jederzeit sein Los in der Hand hat, und daß er es beliebig ändern kann, das hat er in seinem Gebetsleben erfahren. Er lernt auch einsehen, daß ihm seine guten oder bösen Taten nicht vorherbestimmt sind, sondern daß es auf ihn ankommt, ob er Gutes oder Böses tun will. Es erwacht das Gefühl, daß er Gott verantwortlich ist für sein Denken und Tun. Damit erst ist eine Entfaltung der Sittlichkeit möglich. Der Heide sagt: ich kann mich nicht ändern, denn so bin ich geschaffen. Der Christ, der allerdings mit dieser angeborenen Denkungsweise noch zu kämpfen hat,[1]) lernt begreifen, daß er verantwortlich ist für seine Taten. Der Tod Christi öffnet ihm die Augen für seine Schuld; er erlebt, daß er in Kraft seines Heilandes den Kampf mit seinen Fehlern erfolgreich führen kann. Je weiter er im Gehorsam Fortschritte macht, um so mehr werden die Wurzeln des heidnischen Fatalismus aus seinem Herzen gerissen.

1) Daß eine solche Eigentum der Volksseele gewordene Vorstellung mit einem Schlage aus dem Herzen verschwinde, ist nicht möglich. Es begegnen uns bei den Christen noch genug Spuren davon. Sagte doch selbst einer unserer batakschen Seminaristen in einer Predigtübung: Es gibt dreierlei Arten Leiden: solche, die Gott sendet, um uns zu läutern, sodann Strafleiden und endlich das Geschick. Mancher träge Christ liebt es, bei sittlichen Defekten noch das ihm verhängte Fatum als Deckmantel der Entschuldigung umzulegen.

Durch Jesum fällt auch das zweite Hemmnis des sittlichen Lebens, das Solidaritätsgefühl, das dem Individuum das Urteil und die Entscheidung in religiösen und sittlichen Angelegenheiten abnimmt. Die Berührung mit dem lebendigen Gott und die Erfahrung seiner Liebe in Christo lehrt den Heidenchristen, sich als eigenste Person zu fühlen, als eine Gott wertvolle Individualität. Religiöses Eigenleben erzeugt sittliches Eigenleben. Mögen die andern nun denken und tun was sie wollen, der Christ weiß seinen Wert und Weg. Indem er zu Gott Stellung gefunden hat, wird ihm die eigene Seele jetzt zu etwas ganz anderem, als was dem Animisten „Seele" bedeutet. Das Christentum leistet den animistischen Völkern den großen Dienst, daß es die Herdenmenschen zu persönlichem Eigenleben erweckt. Diese neue Errungenschaft wird ihnen nach dem Maße zuteil, wie sie sich an Jesum anschließen. Zunächst kommen auf solchen Missionsgebieten, wo größere Massen sich dem Christentum zuwenden, viele aus dem ererbten kommunistischen Trieb heraus, mittun zu müssen, was die Genossen tun.[1]) Wenn diese aber in

1) In der Batakmission bekommen wir auf die Frage, warum jemand Christ werden will, oft die Antwort: „Weil die Genossen Christen geworden sind." Von den Häuptlingen einer heidnischen Landschaft hörten wir, daß schon oft Mohammedaner gekommen seien, um sie zur Annahme des Islam zu überreden. Sie hätten ihnen aber die Antwort gegeben: „Wir wollen Christen werden, weil unsere Stammesgenossen in Silindung Christen geworden sind." Also ganz ähnlich wie in der mittelalterlichen Mission: man hält Religion und Religionswechsel für Angelegenheit des ganzen Volkes und geht darin möglichst solidarisch vor (Vergl. S. 135 ff.) Ein treuer Schambala-Lehrer bekennt von sich: „Als ich meinen Schwager Christ werden sah, bin auch ich es geworden" (A. M.-Z. 1908, S. 128). Diese Denkweise treibt unter gewissen Voraussetzungen viele dem Christentum in die Arme. Wir dürfen uns nicht mit sittlicher Entrüstung von solchen Leuten wegwenden. Nachdem mit göttlicher Hilfe einzelne Bahnbrecher, dann Familien und schließlich Landschaften vorausgegangen sind, ist damit der Menge ein Weg gegeben, der ihnen die neue Religion plausibel macht. (Vergl. S. 146, Anm.) Auf solche kommunistischen Regungen hin werden sie natürlich noch nicht getauft, aber sie sind dadurch willig geworden, sich unter die göttliche Botschaft zu stellen, und können in Unterricht genommen werden. Wenn nicht alle, die auf diesem Wege ins Christentum geführt werden, bis zu seinem Kern gelangen, so macht die Heidenmission damit dieselbe Erfahrung, welche die Kirche Christi in Volkskirchen

den Taufunterricht eintreten, bahnt sich, wenn anders sie überhaupt empfänglich sind und nicht enttäuscht umkehren, eine Revolution des Denkens an. Sie beginnen zu fühlen, daß es auf die persönliche Entscheidung ankommt. Aber nur diejenigen, welche Jesum als den Heiland erleben, werden schließlich frei vom Zwange der Solidarität; nur sie entdecken sich als verantwortliche Persönlichkeiten, in dem Maße, als Jesus die Kraft ihres religiösen Lebens wird. Auch von dieser Kette macht der Sohn sie frei.

Auf dieser Basis kann sich nun sittliche Arbeit entfalten. Es erwacht das Organ für das persönliche Verantwortlichsein. Zunächst wird der Neubekehrte in tastender Unsicherheit sich noch oft an seinen Missionar um Direktiven wenden müssen. Im dunkeln Gefühl, daß nun alles neu geworden sei, wird er fragen: Darf ich noch Palmwein trinken? Darf ich am Sonntag mein Vieh weiden? Ist es Unrecht, wenn ich mein Kind in jungen Jahren verlobe? Darf ich mich gegen die Angriffe der Heiden wehren?[1]) Wenn er aber fleißig durch Gebet und Bibellesen den Verkehr mit Gott pflegt, wird das eigene Gewissen gebildet und verfeinert. Nicht selten beobachten wir an geförderteren Heidenchristen einen sittlichen Takt, der in Anbetracht ihrer früheren Roheit billig angestaunt zu werden verdient. Der stete Verkehr mit Gott wird

---

ebenso wie auch in sog. Auswahlgemeinden überall macht, daß viele berufen und wenige auserwählt sind, und daß nicht alle, die gelernt haben, Herr Herr zu sagen, ins Himmelreich eingehen. Viele später zum innigen Glauben durchdringende Heidenchristen sind zunächst dem Zuge der Volksgenossen folgend ans Christentum herangetreten. Die Gotteskräfte des Evangeliums können sich an allen, die kommen wolleu, auswirken, gleichviel, welche Motive sie zu dem ersten Schritt veranlaßt haben, wenn sie nur diese Kräfte in sich zur Wirksamkeit gelangen lassen.

1) Für dieses rührende Suchen nach neuen sittlichen Direktiven finden wir manchen Beleg in der Missionsliteratur. Einige Kols aus Kutam kamen ängstlich zum Missionar. Der Thikadar hatte einen christlichen Dorfgenossen zum Munda gemacht, ihm nach der Sitte den Turban aufgesetzt und dazu trommeln lassen, ohne daß etwas Heidnisches dabei geschehen wäre. Die Christen waren aber ängstlich, ob sie damit ein Unrecht begangen hätten, und holten sich Information beim Missionar (Nottrott, Die Goßnersche Mission 1874—1887, S. 204).

alle Verhältnisse des Lebens beleuchten und auch in schwierigen Fällen das Richtige treffen lassen.

War schon das Ergreifen der Liebe Gottes und das damit erwachende Gefühl der Unwürdigkeit kein einmaliger Akt, sondern der zarte Keim eines sich langsam entfaltenden neuen Lebens, wie viel mehr wird die sittliche Umgestaltung sich durch das ganze Leben hinziehen. Eine große Schlacht wird an einem Tage entschieden, aber das Säubern eines schwierigen, schluchtenreichen Terrains von kleinen feindlichen Banden erfordert lange Zeit und viel Ausdauer. Gerade in dem Ernste aber, mit dem dieser Kleinkrieg geführt wird, zeigt sich die kraftvolle Sieghaftigkeit des Evangeliums. Die sittliche Entwicklung kann unterbrochen werden von Rückfällen wie in jedem Christenleben, sind doch der Gefahren und Versuchungen für den jungen Heidenchristen gar so viele. Gegenüber der kräftigen Erfahrung der Macht und Liebe des Erlösergottes wird der Heidenchrist geneigt sein, seiner eigenen sittlichen Arbeit wenig entscheidenden Wert beizulegen, ruht doch sein Heil allein auf Gottes Tun. Die heidnische Gewöhnung wird ihn gelegentlich zu Taten verführen, deren Ungehörigkeit und Tragweite ihm kaum zu Bewußtsein kommt. Das innere Leben wird in seiner Spannung nachlassen und infolge davon die Vorsichtigkeit des an Gott orientierten Wandels. Das alles verdammt den Heidenchristen nicht, wenn er den Weg zu seinem Gott zurückfindet.

Wenn außerhalb der Mission stehende Beobachter von Fehltritten der Heidenchristen berichten, und manche auf Grund solcher Vorkommnisse die Arbeit der Heidenmission als erfolglos und die Getauften samt und sonders als Heuchler bezeichnen, so ist das eine sehr unbillige Beurteilungsweise. Kann denn der europäische Reisende im Ernste erwarten, vollkommene Christen in den jungen Gemeinden zu finden? Abgesehen davon, daß oft genug die jungen Christen gerade den Versuchungen zum Opfer fallen, die ihnen von seiten der Weißen bereitet werden, muß man doch auch bedenken, daß sie im Werden sind, daß es bei ihnen ebenso wie bei uns durch Fallen und Wiederaufstehen vorwärts geht; daß es, um im Bilde eines batakschen Evangelisten zu sprechen, mit der

sittlichen Arbeit des Christen sich verhält wie mit dem Rade eines Wagens: bald oben, bald unten, bald durch Schmutz, bald auf reiner Straße, aber allzeit vorwärts.[1]) Verglichen mit dem, was die Heidenchristen früher waren, ist eine tiefgreifende Veränderung mit ihnen vorgegangen. Nur eine Sünde, der Rückfall ins Heidentum, muß anders eingeschätzt werden, denn er bedeutet nicht ein sittliches Straucheln, sondern ein bewußtes Verleugnen des als wahr erkannten Gottes, ein entschlossenes Abbrechen der Gemeinschaft mit ihm. Diese Sünde wird darum in allen Missionskirchen unter die strengste Kirchenzucht gestellt, und zwar durchaus im Einvernehmen mit dem sittlichen Gefühl der jungen Gemeinde.

Das ernste Bemühen der Heidenchristen, einen gottgefälligen Wandel zu führen, erprobt sich in dem Kampfe, den sie mit der verdorbenen Volkssitte und den überkommenen Nationaluntugenden führen. Dieser herbe Kampf wird wohl von wenigen Kritikern der Heidenmission genügend gewürdigt. Bei der steten unerquicklichen Auseinandersetzung mit der Volkssitte geht es nicht ab ohne Reibung; diese aber erzeugt Hemmung und Hitze. Der an sich schon schwere sittliche Kampf wird verschärft durch die Feindschaft der mächtigen Hüter der Sitte und durch den Haß des gesamten Volkes. Aber furchtlos stehen die innerlich neu gewordenen Heidenchristen ihren Mann. Die Batak sind von Natur wie alle Angehörigen der malaiischen Rasse verlogen, unaufrichtig und hinterlistig. Natürlich sind die Christen nicht vom Augenblick der Taufe an absolut zuverlässig und wahrhaftig; die Missionare haben noch genug unter den Lügen ihrer Christen zu seufzen. Aber der Christ kämpft gegen den nun erkannten Fehler, er fängt an, sich der Lüge zu schämen.[2]) Oft gewinnen es Christen über sich, die Wahrheit zu

1) Schon Zinzendorf warnte seine Missionsarbeiter, von den jungen Heidenchristen nicht zu viel zu erwarten: „Messet die Seelen nicht mit der Herrnhuter Elle" (Roy, a. a. O. S. 372).

2) Die Mohammedaner schenken in Sumatra den Christen mehr Vertrauen als ihren Glaubensgenossen. Ein Mohammedaner sagte: „Wenn ich einem Mohammedaner Geld leihe, so müssen Zeugen zugegen sein; bei Christen ist das nicht nötig" (Ber. der Rhein. Miss. 1892, S. 369). — In Südafrika wußten die Heiden, daß getaufte schwarze Frauen nicht mehr lügen und betrügen (Krüger, a. a. O. S. 222).

sagen, auch eine Lüge freiwillig zu bekennen, selbst da, wo ihnen Schaden oder Strafe daraus entsteht. Der Batak ist von Natur träge; die Christen werden durchweg fleißiger. Ihre natürliche Feigheit wandelt sich bei denjenigen in Mut, die ihn auf Gottvertrauen gründen können. In kleinen Zügen verrät sich sichtbar der sittliche Fortschritt. Einzelne sind der Menge voraus. Wir haben batakische Christen, deren Worten man unbedingt trauen kann. Diese sind Vorbilder der Gemeinde und werden auch von den Heiden hochgeschätzt. Von den Niassern hören wir: „Auch sonstige Laster, wie Palmweintrinken, Fluchen, Lüge und Unehrlichkeit werden mehr und mehr als solche erkannt und abgelegt."[1]) Nottrott verbreitet sich ausführlich über den sittlichen Stand der Kolsgemeinden und konstatiert, daß trotz mancherlei Mängeln Großes erreicht ist, und daß die Christen auch mit Erfolg gegen ihre Nationalfehler angehen.[2]) Man müßte Bücher schreiben, wenn man aufzählen wollte, wie durch Gottes Gnade die Alifuren, die Ambonesen, die Bewohner der Südsee, die Basuto, die Kaffern Südafrikas, die Baganda in Ostafrika, die Madagassen, die Karenen usw. neue Menschen geworden sind. Es genügt hier zu konstatieren, daß regelmäßig auf die Aneignung der guten Botschaft die sittliche Erneuerung folgt.

Den ehrlichen Kampf gegen die Volkssitte können wir gar nicht zu hoch werten, denn diese ist „nicht ein Konglomerat von unbegründeten und zusammenhangslosen Einzelheiten, sondern das Resultat verschiedener innerer und äußerer Faktoren, die mit einer gewissen inneren Notwendigkeit gerade dieses Resultat ergaben." Es handelt sich um „einen Kampf nicht allein mit der Sünde im eigenen Herzen, sondern mit den von Jugend auf eingesogenen Anschauungen und Gewohnheiten, den Kampf mit der heidnischen Umgebung in der eigenen Familie, in der Verwandtschaft, im Stamm, im Volk . . . Erschwert aber wird der Kampf durch ein zwiefaches: die heimische Volkssitte ist dem Naturboden seines eigenen Volkes entwachsen, und in diesem Boden

---

1) Sundermann, Nias, S. 187.

2) Nottrott, Die Goßnersche Mission 1874—1887, S. 200—213.

wurzelt der junge Christ selbst als ein Teil des Ganzen, er reißt sich durch Nichtachtung dieser Volkssitten, mehr noch durch offenbaren Widerspruch gegen dieselben, von seinem natürlichen Lebensboden los. Und ferner: diese Sitten sind mit seiner von Jugend auf gewohnten Lebensweise nach allen Richtungen hin so verschlungen und verknüpft, scheinbar oft so unzertrennbar verbunden, daß ethische Konflikte entstehen, die für niemand als für ihn gerade existieren, und die gerecht zu beurteilen einem Fremden äußerst schwer fällt." Wer die Wahrheit sagt oder ehrlich ist, macht sich nach kafferscher Anschauung lächerlich als dummer Tropf. Wer keusch und nüchtern lebt, entspricht nicht dem Ideal der Männlichkeit usw.[1]) Es ist begreiflich, daß den Geboten der Volkssitte gegenüber die ethischen Forderungen des Christentums sich am schwersten durchsetzen.

Bei diesem Kampfe hilft den jungen Christen die Gemeinschaft, in die sie eingetreten sind, das ist die christliche Kirche. Sie gibt den von ihrem Volkstum Losgelösten einen festen Halt, unterweist sie und nimmt sie eventuell in Zucht, nicht um sie zu richten und zu knechten, sondern um die Strauchelnden zu stützen und auf den rechten Weg zurückzuführen. Im Interesse der christlichen Erziehung darf sich die Gemeinde nicht scheuen, Gebote und Gesetze aufzustellen, damit sie gleich Wegweisern oder Warnungstafeln den jungen Christen die Orientierung erleichtern.[2]) Nicht nur den schwachen Gemeindegliedern sind solche heilsam, auch die geförderten Christen sind dankbar, wenn deutliche Zäune aufgerichtet werden, und sie bitten immer wieder darum. Die Gewöhnung zum Guten ist in der christlichen Erziehung zur sittlichen Selbständigkeit ein nicht zu unterschätzender Faktor, wie wir ja alle aus eigener Erfahrung wissen. Man würde die Reife der jungen Christen überschätzen, wenn man sie nicht durch eine

---

1) Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinden. A. M.-Z. 1894, S. 201—205.

2) „Es ist unendlich wichtig, daß den Katechumenen die Gebote recht eingehend erklärt, und der Inhalt des göttlichen Sittengesetzes recht eindringlich vorgetragen wird, das Gesetz muß sich an ihnen um so mehr als Zuchtmeister beweisen, als sie bisher zuchtlos wandelten" (Merensky a. a. O. S. 133).

etwas gesetzlich erscheinende Kontrollierung ihres Wandels im Guten unterstützte und so den einzelnen in seinem Kampfe stärkte. Dergleichen Gemeindeordnungen sollen und können nicht eigenes sittliches Leben ersetzen; sie helfen aber das aufkeimende Pflänzchen behüten und bieten ihm Halt in den Stürmen des bewegten Lebens. Vor allem aber kräftigt die Kirche ihre jungen Glieder, indem sie ihr religiöses Leben pflegt, sie in Predigt- Bibel- und Gebetstunden an Gottes Wort schult, ihnen die Bibel und mit der Zeit auch andere christliche Bücher in die Hand gibt. Je mehr das religiöse Leben der Heidenchristen erstarkt, um so eifrigere Bibelleser werden sie. Mit wachsendem Verständnis forschen sie in der Schrift und finden darin Kräfte des religiösen und sittlichen Lebens. Jedem besseren Heidenchristen wird das Bibellesen zum Bedürfnis. Wo es daran noch fehlt, bleibt mit dem religiösen Wachstum auch die sittliche Entfaltung zurück.

Es ist lehrreich zu beobachten, welche besonderen sittlichen Vorzüge den jungen Heidenchristen eignen. Da begegnet uns nicht immer, aber oft, eine aufrichtige Dankbarkeit gegen den Boten des Evangeliums, der ihnen die göttlichen Gaben vermittelt hat. Beim Abschied oder auf dem Sterbebett hat mancher Missionar innige Dankestränen seiner farbigen Christen fließen sehen. Der Niasser Fetero sagte beim Abschied zu Missionar Lett unter Tränen: „Wenn ich von meinem Vater Abschied nehmen müßte, so fiele mir das nicht so schwer, wie von euch zu gehen; denn jener hat mir nur das leibliche Leben gegeben, ihr aber habt uns Gottes Wort, das ewige Leben für unsere Seelen gebracht."[1]) Ein anderer Christ schrieb an denselben: „Mein Herz denkt noch immer daran, wie du barmherzig warst in jener Nacht und hin und her liefst, um Medizin zu holen, als wir so plötzlich krank wurden."[2]) Viele batatsche Christen sind ihren geist-

1) Lett, a. a. O. IV, S. 84; 96. — Vergl. oben S. 171 u. Anm.

2) Ebenda, S. 94. — Merensky sagt von der Gemeinde in Bapediland: „Strenge Abkehr vom Heidentum, überwacht von der gesammelten Christen- und Katechumenengemeinde, Verlangen nach Christo und dem in ihm erschienenen Heil, welches sich in fleißiger Übung des Gebets und in Hunger nach

lichen Vätern von Herzen dankbar; mancher würde sein Leben lassen für seinen Missionar. Man begreift solche Dankbarkeit, die sonst nicht im heidnischen Charakter liegt, wenn man sich erinnert, daß die Liebe des Sendboten das erste war, das auf ihre Herzen Eindruck gemacht hatte, und daß sie fernerhin allen geistlichen und auch viel irdischen Segen durch seine persönliche Vermittlung empfangen haben.

Ferner wird an den Heidenchristen ihre Opferwilligkeit gerühmt, allerdings nicht durchweg. „Opferwilligkeit ist kein Charakterzug der indischen Heiden und Mohammedaner (des Archipels), und wenn wir nun hören von dem freundlichen und freudigen Geben der Christen in der Minahassa, dann schließen wir daraus, daß das Evangelium einen großen Einfluß auf sie ausgeübt hat" (folgen Beispiele).[1] „Die Gebefreudigkeit der wenigen Christen in Duma[2]) und Holländisch-Neu-Guinea[3]) wird hervorgehoben. Die batakische Christenheit gibt für Gemeindezwecke, Kirchen- und Schulbauten, Unterhalt ihrer Lehrer und Prediger sowohl als auch für die Mission verhältnismäßig viel und gern.[4]) Die Betschuanenchristen der Hermannsburger Mission, die noch unter den Nachwehen des Burenkrieges litten, steuerten für die hungernden Christen in Indien 700 Mark zusammen.[5]) Ein erfreuliches Beispiel von Gebefreudigkeit berichten die Barmer Missionsblätter aus Otjimbingwe: Zur Deckung des Defizits der Missionsgesellschaft brachten jüngst die dortigen Bergdamra, die Bastards und die Herero bei einem Missionsfeste rund 3000 Mark zusammen (wovon etwa 700 auf die Europäer des Platzes fallen), für

---

dem göttlichen Wort aussprach; Liebe zu denen, die den schmalen Weg gefunden hatten, und Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit gegen uns Missionare, die oft in rührender Weise zum Ausdruck kam, das waren die Gnadengaben, welche Gott nicht wenigen Erweckten dieses Volkes verlieh" (S. 153 f.)

1) Coolsma, a. a. O. S. 604.

2) Ebenda, S. 741.

3) Ebenda, S. 802.

4) Im Jahre 1907: 87000 Mk.

5) Mieścher, a. a. O. S. 63; dort noch mehr Beispiele.

die Leute, die sich noch nicht von den Folgen des Krieges erholt haben, eine erstaunliche Leistung.[1])

Sehr lebendig ist überall unter den Heidenchristen der Zeugentrieb bei jung und alt. Selbst befreit aus den Banden des Dämonendienstes, möchten sie allen Geknechteten heraushelfen. Alle, die den wahren Gott und seine Liebe erlebt haben, können es nicht lassen, zu zeugen von alle dem, was sie gehört und gesehen haben. Wir sprachen schon von diesem Missionssinn der Heidenchristen.[2])

Auch das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Bruderliebe der jungen Christen begegnete uns schon. Glaubensgenossen lernen es bald, sich als Brüder zu betrachten. Nach heidnischer Auffassung können nur die Bande des Bluts eine brüderliche Vereinigung herstellen; jetzt schafft der neue Glaube an den einen Gott und Erlöser eine Gemeinschaft, die inniger und fröhlicher gepflegt wird als jene verwandtschaftlichen Bande. Die Christen wissen sich Untertanen eines Reiches, dessen Herr Jesus ist, das macht sie zu einer großen Familie. Wo in den Bataklanden Christen sich begegnen, schütteln sie einander die Hände; alle nennen sich dongan, Genossen, Freunde, mit welchem Worte früher nur die Angehörigen desselben Stammes bezeichnet wurden. Alle wissen, daß sie zu einander gehören. Sie freuen sich dieser Gemeinschaft und stellen den Zustand brüderlicher Liebe gern der heidnischen Zeit des Faustrechts gegenüber, wo jedermanns Hand gegen jedermann war. „Früher waren wir Feinde, aber jetzt

1) Barmer Missionsbl. 1907, S. 67 f. Auch viele sumatranische Gemeinden haben z. T. bedeutende Gaben zur Deckung des Defizits gesammelt

2) S. S. 292 ff. — Vergl. z. B. den Missionseifer der Christen von Botschabelo (Merensky, a. a. O. S. 312 f.). — Buchner: „In manchen Gemeinden (in Südafrika) mehr, in andern weniger, aber fast in allen finden sich solche, die oft und mit Eifer teils in ihrer heidnischen, teils in ihrer christlichen Umgebung aus eignem Trieb Zeugnis von dem erfahrenen Heil ablegen" (Die gerechte Würdigung, S. 198). — Dieselbe Erfahrung machte man bei den Karenen-Christen. Von ihren Predigern heißt es: „Verfolgung macht sie nicht mutlos, Strafen und Gefängnis erschreckt sie nicht. Die Verbreitung des Evangeliums und die Rettung ihrer Landsleute ist ihr Hauptgedanke, ihre Hauptsorge bei Tag und Nacht" (Eppler, Die Karenen, S. 167; 133).

sind wir Brüder," dies Bekenntnis eines früher berüchtigten niassischen Schädeljägers zeichnet richtig die neue Situation.[1]) Gern besuchen sich die Christen aus dem Westen und Osten von Nias und stärken einander den Glauben. Einige niassische Christen machten sich sogar auf, um die christlichen Glaubensgenossen auf Sumatra kennen zu lernen und sich an ihrer Gemeinschaft zu erquicken. Auch batakische Christen haben den Glaubensgenossen in Nias Besuch gemacht. Kruyt konstatiert, daß in ganz Niederländisch-Indien die Christen sich unter einander verbrüdern. Alle, die denselben Gott anrufen, erkennt man als Genossen an; die Bewohner der verschiedensten Inseln besuchen einander und schütteln sich die Hände. In ganz Niederländisch-Indien grüßen sich die Christen.[2])

Man ersieht aus solchen Zügen, wie den erlösten Heidenchristen die Idee von der Einheit des Menschengeschlechts ganz von selbst aufgeht.[3]) Bisher durch Religion und Sitte streng von andern Völkern geschieden, hielten sie sich in ihrem Dünkel für die einzigen wahren Menschen, jeder Stamm hatte seine eigene Schöpfungsgeschichte. Von den Weißen schied sie eine unüberbrückbare Kluft. Als Christen aber halten sie nicht nur ihre Stammes- und weiteren Volksgenossen, sondern zunächst alle Farbigen und dann auch die Europäer für ihre Brüder. Darin glauben sie der Bibel unbedingt; aber mehr noch als die Schöpfungsurkunde hat Jesus sie davon überzeugt, daß sie Kinder des einen Vaters sind. Deshalb brauchen ihre nationalen und gesellschaftlichen Schranken nicht zu fallen. Auch der eingeborene Christ ist seinem Häuptling gehorsam und erzeigt dem Europäer den schuldigen Respekt. Aber die Vorurteile werden überwunden, Dünkel auf der einen und sklavische Unterwürfigkeit auf der andern

1) Sundermann, Nias, S. 173.

2) Kruyt, Het Karakter der heiden-zending, S. 64 f. — Vergl. Grundemann, Riedel, S. 190.

3) Auf Madagaskar erlebte Miss. Ellis, „daß das Christentum bei aller Verschiedenheit des Klimas, der Gesichtsfarbe, der Sprache und des Bildungsgrades die Menschen erkennen läßt, daß sie alle zu einer Familie gehören" (Eppler, Madagaskar, S. 296).

Seite. Der Durchbrecher aller Bande hat auch diese Mauer niedergelegt.

Alle besseren Heidenchristen beweisen freudigen Bekennermut.[1]) Es ist ihnen Bedürfnis, davon zu zeugen, was sie an ihrem Heiland haben, und viele sind bereit, um ihres Zeugnisses willen zu leiden und wenn's sein muß auch zu sterben. Eine gewisse Trage- und Leidensfähigkeit, manchmal auf Kosten der Energie, eignet allerdings den Völkern der Tropen als Naturanlage. Diese wird vom Christentum veredelt. Der Heidenchrist hat auf Grund seiner Erlebnisse eine Überzeugung gewonnen, und diese wird so widerstandsfähig, daß sie auch bedeutende Belastungsproben aushalten kann, ja im Leiden um Jesu willen oft noch weiter erstarkt. Es ist bekannt, was die jungen Christen der madagassischen Kirche um ihres Glaubens willen gelitten haben,[2]) ebenso die Waganda[3]) und die christlichen Chinesen während des Boxeraufstandes.[4]) Auf jedem Missionsfelde haben die zuerst Übertretenden viel zu leiden, müssen ihre Dörfer und Häuser verlassen, verlieren ihre Äcker, werden verleumdet, verfolgt, gehaßt und gemieden.[5]) Überhaupt lernt der Heidenchrist leichter still zu leiden und freudig zu sterben als der Durchschnittschrist der alten Christenheit. Das kindlich unmittelbare Verhältnis, in dem er zu seinem Gott steht, hilft ihm dazu. Unkontrollierbare Reste des fatalistischen Ergebenheitsstumpfsinnes wirken vielleicht noch mit.

---

1) „Der Ernst, mit welchem die ersten Bapedichristen bereit waren, furchtlos ihren Glauben durch die Tat zu bekennen, und ihre Scheu, sich mit heidnischem Wesen zu beflecken, machte auf uns tiefen Eindruck. Solchen Bekennermut unter schweren Leiden zu beweisen, ist ja später dieser ganzen Erstlingsgemeinde Teil gewesen" (Merensky, a. a. O. S. 99. Vergl. dort Kap. 12—15).

2) Eppler, Madagaskar, S. 139—232.

3) J. Richter, Uganda, S. 167 f.; 171 ff.

4) Ergreifende Beispiele bei Miescher, S. 64 ff. — Auch von den Kols wird berichtet, daß sie sich in Verfolgungen bewährten, obgleich viele von ihnen anfänglich aus sozialen Gründen sich zum Christentum hingezogen gefühlt hatten (Jellinghaus, Die Kols, S. 177).

5) Vergl. Wegner, a. a. O. S. 72 ff.; 165 f.

Buchner urteilt über den sittlichen Stand der heidenchristlichen Gemeinden auf Grund seiner genauen Kenntnis der südafrikanischen Mission: „Fragen wir, wie es mit der christlichen Geduld, dem Stillesein im Leiden und dem kindlichen Vertrauen zu Gott in der Trübsal steht, so bietet sich uns ein sehr erfreuliches Bild dar. Ich glaube, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß auf diesem Punkt unsere Heidenchristen unsern europäischen weit überlegen sind. Das Geduldigsein in der Trübsal, das Rühmen der Trübsal, das Heranreifen der köstlichen Früchte solcher Ergebung . . . . habe ich nicht einmal, sondern vielmals zu beobachten Gelegenheit gehabt in einer Weise, wie selten hier in der Christenheit." „Treten wir endlich an die Sterbebetten unsrer Christen, sehen wir — und oft da, wo wir es gar nicht erwartet haben — dieses Heimgehen mit kindlicher Freude und fröhlicher Zuversicht bei denen, die als Heiden in ganz besonderem Sinne Knechte waren durch Furcht des Todes, so scheinen oft die Heidenchristen uns weit voraus zu sein in der Freude und Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein." [1])

Nehmen wir noch dazu die Gebetsfreudigkeit des Heidenchristen nnd sein kindliches Gottvertrauen, so haben wir das Bild der hellen Seiten der Herzenserneuerung einigermaßen vollständig gezeichnet. Alle vorhandenen sittlichen Vorzüge fließen aus dem einzigartigen, urfrischen Verhältnis, das die Christen zu Gott ihrem Erlöser und liebenden Vater gewonnen haben. Dieselbe Kraft, die ihnen den lebendigen Gott und seine Liebe schenkte, bewirkt auch die sittliche Umwandlung. Je mehr nun die religiöse Wiedergeburt alle Seiten des Innenlebens durchdringt, um so mehr heißt es auch in sittlicher Beziehung: siehe, ich mache alles neu. Wichtiger noch als einzelne herausragende Tugenden ist der Umstand, daß sich eine christliche öffentliche Meinung, ein Volksgewissen, bildet. Während man sich früher seiner Schandtaten rühmte, schämt man sich ihrer nun, und der Übeltäter ist genötigt, die Heimlichkeit aufzusuchen. Christliches Recht und Gewohnheit tritt an Stelle der Willkür. „Die Macht der christlichen öffent-

1) Buchner, Die gerechte Würdigung, S. 199.

lichen Meinung in der Minahassa ist unsagbar groß, und diese wirkt unendlich viel mehr als die Ermahnung des Missionars."[1]) Kraft der öffentlichen Meinung wird der einzelne Schwache mitgetragen, und dem sittlich Schwankenden ein fester Maßstab in die Hand gegeben. Als Volksgewissen hilft sie den Durchschnittschristen das persönliche Gewissen zu bilden, und wird so zu einem wichtigen Faktor in der Erziehung des Volkes.

In einem Essay über „die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem Neuen Testament" kommt Kähler zu Resultaten, die mit den Erfahrungen der Missionare der heutigen Missionsgebiete wesentlich übereinstimmen. Er rühmt an den apostolischen Gemeinden ihren Glauben, die Erfahrung des lebendigen Gottes, die Gewißheit des neuen Lebens, „Besitztümer, auf die man nicht rasch wieder verzichtet . . ., wie schwer sich auch die Folgerungen für das Verhalten in den reichen Beziehungen des Gemeinschaftslebens übersehen und durchführen lassen." Er hebt weiter hervor ihre Bruderliebe, die „den gläubig Gewordenen als den Nächsten anerkennt", und die Hoffnungsfreudigkeit.[2]) Die Vorzüge der apostolischen Christen liegen auf religiösem Gebiete, nicht auf ethischem. Der scharfe Gegensatz gegen den bisherigen Wandel nach väterlicher Weise konnte aus dem Gleichgewicht bringen und hat es getan. „Nach dem einen großen Umschwung in der Grundstellung zu Gott und Menschen" galt es nun „in das Gleichgewicht für ein Verhalten in der Welt zu den Dingen und zu ‚denen draußen' zu kommen." „Die bisher eingelebte Sitte umgibt sie fortwährend und übt den mächtigen Einfluß der Gewöhnung aus; da kommt es denn oftmals gar nicht zum Fragen, ob etwas recht sei, weil man ohne Überlegung und Anstoß in die alten Bahnen einbiegt. Hebt aber die Überlegung wirklich an, wie weit ist dann noch der Weg bis zu einer klaren und entschlossenen Verurteilung einer urväterlichen Sitte. Sind diese Sitten doch nicht selten mit dem ganzen Bestande der Gesellschaft

---

1) Kruyt, Het Karakter der heiden-zending, S. 66.

2) Kähler, Die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem N. Test. A. M.-Z. 1894, S. 248; 250.

verwachsen."[1]) Bei der Beurteilung der hervortretenden Mängel der Christen, vielgestaltige Zänkerei, Äußerungen der Sinnenlust und Erwerbstrieb, „muß man bei Paulus — dem strengen Zensor dieser Zustände — in die Schule gehen, damit man lerne, wo es auf die Schätzungen der Gotteswirkungen ankommt, nicht vornehmlich das ins Auge zu fassen, was noch an der Vollkommenheit fehlt, vielmehr den Abstand von dem zuvor Gewesenen, wie es ein in das innere Getriebe hineinschauender Mitlebender erkennt."[2]) Man könnte das Urteil beinahe wörtlich auf die meisten Missionsgemeinden der Gegenwart anwenden. Die Resultate der Kählerschen Untersuchung weisen eine derartige Übereinstimmung mit den missionarischen Erfahrungen der Gegenwart auf, daß wir berechtigt sind, die Realität der gleichartigen religiösen Erlebnisse moderner Heidenchristen sowohl wie der durch das neue religöse Leben bewirkten, mit jenen nicht immer Schritt haltenden, sittlichen Erneuerung durch die apostolischen Erfahrungen uns erhärten zu lassen und umgekehrt. Es handelt sich um allgemein giltige Gesetze betreffend das Abhängigkeitsverhältnis des sittlichen Lebens vom religiösen, um die gleichen Kräfte, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern zuerst die Wurzel ausbilden, welche dem Organismus Lebensstoffe zuführt, dann Triebe hervorbringen und endlich Blüten und Früchte zeitigen.

Diesen besonderen Vorzügen treten je nach der Eigenart des missionierten Volkes besondere sittliche Mängel der Heidenchristen gegenüber, die um so schwerer gehoben werden, als sie tief im Volkscharakter wurzeln. In den meisten Missionsgebieten haben die jungen Christen, gleich den Heidenchristen der apostolischen Gemeinden, noch viel zu tun mit Fleischessünden.[3]) Oft müssen die Missionare klagen, daß bei vielen Christen das Gefühl für diese Sünden nicht recht erwachen wolle. Der Psychiater

1) Ebenda, S. 253; 255.
2) Ebenda, S. 256; 260.
3) Vergl. Mieſcher, a. a. O. S. 56; Buchner, Die gerechte Würdigung, S. 198; Irle, a. a. O. S. 340 f.

würde ihnen erbliche Belastung zuerkennen. Wo die Lüge so machtvoll geherrscht hat, ist sie nicht mit einem Schlage vernichtet. Die meisten Missionskirchen haben noch viel zu kämpfen mit Lügenhaftigkeit und Unehrlichkeit, Hinterlist und Unaufrichtigkeit ihrer Glieder. Desgleichen sind Streitsucht, Unverträglichkeit, Hochmut, Trachten nach Häuptlingswürde oder Regierungsämtchen vielverbreitete, schwer zu besiegende Nationaluntugenden auch bei den Christen. Wer um Gottes willen einem Feinde vergibt, in einem Rechtsstreite nachgibt, Demut beweist, der legt damit ein Zeugnis innerster Erneuerung ab. Energielosigkeit beseitigt das Evangelium nicht so schnell. Auch der mit Gott versöhnte Heidenchrist Indonesiens bleibt von Natur abwartend, ohne Initiative; nur allmählich wird das vielleicht anders. Zu den Mängeln der Heidenchristen des Indischen Archipels gehört eine gewisse Unstetigkeit des Charakters, kraft deren sie in ihren sittlichen Bemühungen leicht erschlaffen, ein Auf und Ab des sittlichen Lebens. Vielfach wird bei den Heidenchristen noch über Mangel an tätiger Nächstenliebe, an tatkräftigem Erbarmen und herzlichem Mitleid geklagt; desgleichen über irdischen Sinn, der auch vom Evangelium gar zu gern neben seinen geistlichen Gütern volle Scheunen und Ställe erhalten möchte. Alle diese Fehler werden wir bei gerechter Beurteilung begreiflich finden. Die Erfahrungen der Heidenmission legen die Mahnung nahe, auch die apostolischen Erstlingsgemeinden in ihrer sittlichen Ausgestaltung nicht zu idealisieren.

Befremden aber muß die Beobachtung, daß auch mehr oder weniger grobe Rückfälle in heidnischen Aberglauben nicht zu den Seltenheiten gehören. Wir begegnen ihnen hauptsächlich bei solchen Christen, welche, ohne innerlich angefaßt zu sein, dem Zuge der Genossen folgten, vom Christentum eine Verbesserung ihrer äußeren Lebenslage erwarteten und dann eine große Enttäuschung erlebten. Aber doch nicht nur bei den Mitläufern, den Sorgenkindern jeder wachsenden Mission. Es handelt sich in den meisten Fällen um die feinen Fäden, die den Heidenchristen noch an die Gedankenwelt des Heidentums binden, deren heidnischer Ursprung ihm meist gar nicht bewußt wird. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß mit der Abkehr von den Götzen das dem

Heidentum zugrunde liegende animistische Weltbild noch nicht aus dem Herzen gerissen ist. Die animistische Seelenlehre läßt sich nicht auf einmal ins Altertumsmuseum sperren; sie möchte gern eine Ehe mit dem christlichen Denken eingehen. Im Prinzip will der junge Christ mit dem animistischen Weltbilde brechen; im einzelnen wird aber sein Denken und Fühlen noch leicht von den στοιχεῖα τοῦ κόσμου beeinflußt. Der Name eines Menschen ist auch dem Christen mehr als Name; man spricht die Namen der Angehörigen nicht gern aus. Christliche Mütter geben ihrem Kinde noch gern ein „Seelengewand", ohne dabei zu überlegen, was sie tun; auch die Christen vermeiden es unwillkürlich, eine Krankheit bei Namen zu nennen. Manche christliche Väter lassen sich die Haare nicht schneiden, während sie einem Familienzuwachs entgegensehen u. dergl.[1]) Man glaubt noch vielfach an die Kraft feindlicher Verzauberungen.[2]) Man wird solche aus dem feindlichen Lager herübergeschmuggelte Kontrebande mit aller Schärfe bekämpfen,[3]) darf aber

---

1) Eine Menge solcher auf dem Animismus basierender Gebräuche, die man bei den älteren nnd neueren Christen des Indischen Archipels beobachtet, bei Schreiber, Die inländischen Christengemeinden des Indischen Archipels. A. M.-Z. 1883, S. 260 f.; 338.

2) Ein eigenartiger Beleg dafür, wie animistische Zauberei sich's im Christentum heimisch macht, findet sich bei den Buschnegern: Ist jemand bestohlen worden und weiß den Dieb nicht, dann bringt er Kerzen in die katholische (!) Kirche und glaubt fest, daß, wie die Kerzen allmählich verbrennen, so der Dieb langsam sein Leben verlieren wird (Missionsbl. der Brüdergem. 1907, S. 179).

3) Ein erfreuliches Zeichen, wie batakſche Christen die Gefahr des Animismus selbst erkennen und bekämpfen, war mir der Aufsatz eines batakschen Lehrers, der vor kurzem in dem dortigen Monatsblatt erschien. Der Verfasser weist hin auf „einen Wurm in der Christenheit", damit meint er die Vorstellung von der Seele, wie sie unter den Christen noch weit verbreitet sei. Viele glauben noch immer, daß die Seelen zum Guten und Schlimmen sich magisch beeinflussen. Ein Kind gedeiht, wenn die Seele der Mutter es bewahrt; ihrer eigenen Seele hat die Frau es zu verdanken, wenn sie schwanger wird; von der Seele kommt Glück und Unglück; man glaubt noch vielfach, daß die Seele sich ihr Geschick gewählt habe; der Fatalismus beherrscht das Denken noch viel zu viel. Es wird auch das Suchen eines glückbringenden Namens und dergl. gerügt. Man sieht, wie unendlich schwer ein Animist umdenken lernt, wie es aber auch an gutem Willen dazu nicht fehlt. Der Kampf der

in ihrer Beurteilung nicht zu hart sein. Auch unter denjenigen, die mit dem Geisterdienst gebrochen haben, sind noch viele, welche unbewußt jene abergläubischen Gebräuche beobachten, ihren Zusammenhang mit der heidnischen Religion nicht durchschauend. Lange Gewöhnung hat tausende von Handlungen und Verboten zu Verhaltungsmaßregeln des täglichen Lebens, gewissermaßen zu Anstandsregeln geprägt, über deren Herkunft und Zweck man sich nicht Rechenschaft zu geben weiß. Wenn die Missionare die Christen über die gefährlichen Zusammenhänge der abergläubischen Gebräuche aufklären,[1]) dann sind die meisten Heidenchristen bereit, davon zu lassen, zeigen sich auch willfährig, den kleinen Feinden nachzuspüren und ihre Brüder darüber zu belehren. Es ist den aufrichtigen Christen selbst Ernst, den alten Sauerteig auszufegen. In dem Bataklande haben wir bei den Lehrer- und Prediger-konferenzen von batakschen Gehilfen Referate ausarbeiten lassen über die Reste heidnischen Aberglaubens, die sich noch in den Christengemeinden finden. Wir haben dabei deren viel mehr entdeckt, als wir und unsere Helfer geahnt, haben aber auch erreicht, daß den besseren Christen dabei die Augen für solche Mängel aufgegangen sind, und nun in allen christlichen Gemeinden der Feind aus seinen Verstecken aufgespürt und mit Energie bekämpft wird. Man darf das wohl zu den echtesten Siegen des Evangeliums rechnen, daß es nicht nur die Götzen umstürzt, die Zauber-

ernsten Christen gegen diese Vorstellungsgewalt ist ein deutlicherer Beweis von der durchdringenden Kraft des Evangeliums als das Überwinden einzelner Sünden.

1) Das ist nicht immer so einfach. Soll man z. B. das Tättowieren als heidnisch verbieten? Nur wenn es heidnisch fundamentiert ist, hat die Mission ein Recht, es zu verbieten. Ebenso ist es mit dem Zähnefeilen, mit gewissen verwandtschaftlichen Geschenken, Heiratsgebräuchen, Totenfeiern und dergl. Die Meinungen gehen bei derlei Fragen oft weit aus einander, der eine erklärt solche Sitten für harmlos und ihre Unterbindung für brutalen Mißbrauch der missionarischen Autorität; der andere sieht in ihnen Bande des Heidentums, die unter allen Umständen durchschnitten werden müssen. Manche solcher Gebräuche haben auch, obgleich animistischen Ursprungs, jede heidnische Bedeutung verloren. Man denke z. B. an umgehängte Schmuckgegenstände, die wahrscheinlich ursprünglich Amulette waren. (Vergl. Wundt a. a. O. S. 56. 207 ff.). Gegen solche ist ein Kampf nicht mehr nötig.

geräte zerbricht, die Greuel des Götzendienstes verschwinden macht, sondern daß es ihm in langem, ausdauerndem Kampfe gelingt, die giftigen Wurzeln des Aberglaubens in ihren kleinsten Ausläufern bloßzulegen und herauszuziehen, und daß die Heidenchristen in diesem Kampfe an der Spitze fechten.

Man muß sich auch vergegenwärtigen, daß die Christen in Gefahr sind, von der christlichen Religion sich ähnlich magische Vorstellungen zu machen, wie sie es von ihrer heidnischen Religion her gewohnt sind. Bei Taufen und Abendmahlsfeiern kommt das gelegentlich zum Ausdruck.[1]) Es liegt die Gefahr nahe, daß Animisten mit dem Genuß von Christi Leib und Blut ihre alten Seelenvorstellungen verbinden, nach denen man sich durch Essen eines anderen Seelenstoff aneignen kann. Die Scheu vor dem Abendmahl, die wir in den meisten heidenchristlichen Gemeinden finden, hat nicht immer nur in frommer Ehrerbietung ihren Grund. Dem Buche des Neuen Testaments schreibt mancher Heidenchrist magische Wunderkräfte zu. Alles dies sind Kinderkrankheiten der Übergangszeit, die, wenn rechtzeitig wahrgenommen und ernstlich bekämpft, überwunden werden können. Kein Heidenmissionar wird solche Mängel wegleugnen oder beschönigen, er wird sich aber klar machen, daß allen Christen Mängel ankleben, auch denen, welche schon viel weiter sein müssen als jene Anfängerchristen, die ja kaum das ABC der Erlösung sich angeeignet haben. Er entdeckt auch zu seinem Trost — nicht zur Entschuldigung seiner Heidenchristen, — daß selbst in den apostolischen Gemeinden feinere

1) Bei den Christen von Niederl.-Indien aus der Zeit der Ostindischen Kompanie kam es vor, daß jemand, der selbst nicht zum Abendmahl gehen konnte, statt dessen seinen Sklaven als Ersatzmann schickte; oder daß die amboneſischen Christen das Abendmahlsbrot nicht aßen, sondern heimlich mitnahmen, um es später als eine Art Zaubermittel zu gebrauchen (Schreiber, Die inländischen Christengemeinden, S. 261). — Auf der Goldküste bemerkte ein schwarzer Pfarrer, daß die Kommunikanten die Abendmahlszettel behielten, um sie Sterbenden gleichsam als Paß in den Himmel in die Hand zu stecken, und ebenso, daß das Taufwasser ja nicht in jemandes Gegenwart ausgeschüttet wurde. — „Je und je," schreibt Miss. Gieß, „muß man den Chinesen beim Abendmahl zurufen: iß, iß, weil sie das Brot wollen im Ärmel verschwinden lassen, um es zu abergläubischen Zwecken zu verwenden" (Mieſcher, a. a. O. S. 58).

und gröbere Sünden ähnlicher Art nicht nur vorkamen, sondern manchmal kaum von der Gemeinde als solche empfunden und gerügt wurden. Er wird sich vor allem erinnern, daß die sittliche Erneuerung auf die religiöse folgen muß und immer hinter ihr zurückbleiben wird. Utschimura ermahnt die Missionare, die nach Japan gehen: „Wenn ihr zu uns kommt, so kommt mit gesundem Menschenverstand und nüchternen Ansichten. Meinet nicht, ein Volk könne sich in einem Tage bekehren. Es geht bei uns ebenso nüchtern und prosaisch zu wie anderswo; auch bei uns zweifeln, heucheln und straucheln die Menschen."[1])

Ganz anders ist der wirkliche Abfall vom Christentum, die Rückkehr zum Geisterdienst, einzuschätzen. Bewußter Abfall ist in den heidenchristlichen Gemeinden selten, am seltensten bei solchen, die persönlich überzeugte Christen waren. Er ist dann meist die Strafe oder naturnotwendige Folge davon, daß die Betreffenden die empfangene Gabe nicht behauptet haben. Doch auch hier hüte man sich vor allzustrenger Verurteilung. Man vergesse nicht, die furchtbare Macht der Verführung in Rechnung zu setzen. Wenn ein Trunkenbold seinem Laster abgeschworen hat, dann macht es seinen früheren Kumpanen teuflische Freude, ihn wieder zu verführen, und obgleich schon fast gerettet und neue Lebenskräfte in sich verspürend, kann er ihrem höllischen Drängen wieder unterliegen. Die Heiden lassen es nicht an Drohungen, Lockungen und Verführungen fehlen, um die Genossen wieder herumzuholen.[2]) Besonders die heidnische Verwandtschaft tut alles,

---

1) Utschimura, a. a. O. S. 122.

2) „Es muß ein furchtbarer Kampf sein, den ein Heide in einem richtigen afrikanischen Heidenland durchzukämpfen hat, wenn er Christ werden will. Das Heidentum hält ihn mit Banden fest auf Schritt und Tritt, die schier unzerreißbar erscheinen. Die Gebräuche der Zauberei soll er mitmachen, auch wenn er selbst daran nicht mehr glaubt, der König befiehlt es, ... Seine eigenen Anverwandten scheuen sich vor ihm als einem Unreinen . . . . Da stehen seine früheren Genossen, führen wilde, unflätige, unzüchtige Reden und verspotten gelegentlich, was ihm heilig ist. Die eigenen Eltern fluchen ihm vielleicht, weil durch ihn auch sie in Verruf und Gefahr kommen, und wenn er das Glück hat, ein christlich Ehegemahl zu haben, so müssen Mann und Weib mit Furcht der Zeit gedenken, in welcher die Heiden ihre Kinder

was in ihren Kräften steht, um den von der Weise der Väter Abgefallenen zum Fall zu bringen. Man denke sich z. B. in die Lage einer christlichen Witwe, welche, weil s. Z. gekauft, der Familie des verstorbenen Mannes gehört. Wie schwer wird es ihr gemacht, ihrem Glauben treu zu bleiben, wenn die ganze Verwandtschaft, aus der sie nicht heraus kann, heidnisch ist und ihr einen heidnischen Mann aufdrängen will. Wer sich aber schwach zeigt und schließlich ein heidnisches Opfer oder Zaubereien wieder mitmacht, an dem bewahrheitet sich das Wort Jesu von den ausgetriebenen und zurückkehrenden Dämonen: es wird mit dem Menschen nun schlimmer als zuvor. War er früher ein gedankenloser Götzendiener, so wird er nach dem Abfall allermeist ein *bewußter Feind* des Christentums. Zum zweiten Mal kehrt ein solcher Abtrünniger viel schwerer zum Heil zurück. Je bewußter sein Rückfall war, um so schwerer die Rückkehr. Auch darin zeigt sich die Kraft der evangelischen Gabe: sie läßt, wie alle großen Kräfte, nicht mit sich spielen. Mit unerbittlicher Sicherheit wird sie denen, die ihre Güter geschmeckt und dann wieder von sich geworfen haben, eine Macht zum Tode. In diesem Sinne hatte die alte Kirche Recht, wenn sie behauptete: der Abfall von dem als lebendig erfahrenen Gott sei die einzige Sünde, die nicht vergeben werden könne. Nur selten sucht ein solcher Mensch die göttliche Vergebung wieder nach. Auch die Heidenchristen fühlen die Schwere solcher Schuld und fürchten sich davor.

Den Heiden zuerst den lebendigen Gott und den Erlöser verkündigen, dann in Geduld warten, bis Gott erlebt wird, dann wieder warten, bis die in der Verkündigung und dem Erlebnis liegenden sittlichen Keime aufgehen, und endlich die aufgehenden zarten Pflänzlein behutsam pflegen — diese Methode ist in der alten und neuen Heidenmission von Gott gesegnet worden. *Erst Gabe, dann Aufgabe*; erst Same, dann Frucht; *erst religiöse Kraft, dann sittliche Auswirkung*; erst Gott der Heiland, dann

---

reklamieren und zu ihren wüsten Koma-Orgien schleppen werden" (Merensky, a. a. O. S. 152).

das göttliche Vorbild. Der Fortschritt des sittlichen Lebens steht im Verhältnis zur Intensität des religiösen Lebens. Aus der Regelmäßigkeit der Folgeerscheinung darf auf ein Gesetz des religiös-sittlichen Lebens geschlossen werden, nämlich dies: Wahres sittliches Leben entsteht nur aus wahrem religiösen Leben. Wo das rechte Verhältnis zu Gott gefunden ist, erwächst aus diesem das rechte sittliche Verhalten. Jesus selbst hat dies Naturgesetz in der geistlichen Welt auf die Formel gebracht: Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts tun.

In die erstarrte, kalte heidnische Welt hat das Evangelium den Glauben und die Liebe hineingetragen; es bietet ihr endlich auch die Gabe der Hoffnung auf ein jenseitiges, seliges Leben an. Der animistische Heide steht in den irdischen Dingen die höchsten Güter. Wenn er religiös ist, so ist er dabei diesseitig interessiert; er erwartet von seiner Religion, daß sie ihm Güter dieses Lebens gibt.[1]) Wenn der Heide vom Christentum hört, das sich als die wahre Religion anpreist, so fragt er: Kannst du mir dafür einstehen, daß wir nicht mehr sterben, wenn wir Christen werden?[2]) Die Papua sagten zu van Hasselt, sie würden erst dann Christen werden, wenn die Missionare so beten könnten, daß die Toten auferständen.[3]) Darum wiederholt es sich immer wieder in der Mission, daß die Heiden fragen: Was gebt ihr uns, wenn wir Christen werden, oder wenn wir unsere Kinder zur Schule schicken?[4]) Die Niasser

1) S. S. 128—131.

2) Ein alter Mann in Tomasa sagte zu Kruyt: „Wenn du uns nicht längeres Leben auf Erden versprechen kannst, dann ist es deutlich, daß Christentum und Heidentum gleich sind.“ — Als einige Christen in Holländisch-Neu-Guinea gestorben waren, sagten die Heiden: „Was ist es doch dumm, Christ zu werden, die Christen sterben ja auch“ (Kruyt, Inlander, S. 110 f.). Dergl. kann man in Sumatra oft hören.

3) van Hasselt, a. a. O. S. 93.

4) Z. B. Ber. der Rhein. Miss. 1904, S. 327. — Vergl. oben S. 143 f.

fragten Missionar Thomas: Was haben wir für Nutzen davon, wenn wir zur Kirche gehen und unsre Arbeit liegen lassen?[1]) Die Volksschule wollte in Nias anfangs nicht populär werden, weil „dadurch die Schweine nicht fetter werden."[2]) An das Jenseits denkt der Heide mit Grauen, es ist ein Land der Schatten. Das irdische Leben allein ist wertvoll. Die ganze Hoffnungslosigkeit des Heidentums zeigt sich beim Sterben und in der Trauer um Abgeschiedene. Wenn man einem batakschen Heiden vom Sterben spricht, dann ruft er voller Angst aus: palias, das sei ferne! So elend und jammervoll das Leben des Ärmsten sein mag, es ist ihm immer noch viel zu teuer, als daß er es gegen die Existenz im Totenreiche eintauschen möchte.

Welch eine andere Welt eröffnet die Botschaft des Evangeliums den hoffnungslosen Heiden! Sie sagt ihnen, daß es nach dem Tode ein ewiges Leben gebe, reicher als das diesseitige; daß Jesus, der Sohn Gottes, als erster von den Toten auferstanden sei, nun im Himmel throne und von da einst kommen werde, um allen, die an ihn geglaubt haben, vollkommenes Leben und Seligkeit zu schenken. Zwischen der animistischen Vorstellung vom Jenseits und der christlichen gibt es keine verbindende Brücke. Es kann daher nicht überraschen, wenn die Heiden dieses Stück der evangelischen Botschaft zunächst nicht glauben und ihm absolute Verständnislosigkeit entgegensetzen.[3]) Der junge Missionar, welcher das

1) Wegner, a. a. O. S. 90.

2) Sundermann, Nias, S. 186.

3) Allerdings hat man in der Mission je und je erlebt, daß die Botschaft vom jenseitigen Leben Staunen und Aufmerksamkeit hervorrief. Auf die Papua in Kaiser-Wilhelmsland machte die Predigt vom ewigen Leben, von Jesu Wiederkunft und vom Endgericht des öfteren Eindruck. Es wird berichtet, daß gerade diese Botschaft, verbunden mit einem Appell an ihr Gewissen, den Weg zu den harten Herzen fand (Ber. der Rhein. Miss. 1900, S. 219). Die Botschaft von der Heimat der Seelen, wo man sich wiedersehe, und vom „Himmelsdorf" übte starke Anziehungskraft aus auf die sonst Unempfänglichen (Ebenda, 1897, S. 102; 204); ebenso die Predigt von der Wiederkunft Jesu, wobei alle Menschen aus ihren Gräbern hervorgehen sollen, und die Botschaft vom Endgericht (Ebenda, 1898, S. 37). Aber trotz des gelegentlichen Eindrucks gelang es nicht, die heidnischen Papua von hier aus dem Evangelium zuzuführen. Sie blieben ablehnend.

Heidentum in seiner Diesseitigkeitsseligkeit noch nicht durchschaut hat, glaubt vielleicht, die Botschaft von der Auferstehung und vom ewigen Leben müsse wie ein Blitzstrahl das trostlose heidnische Dunkel durchdringen. In den allermeisten Fällen trifft das aber nicht zu.[1]) Ein batakscher Katechet sagt darüber in einem Aufsatze: „Die Botschaft vom ewigen Leben geht sehr schwer ins heidnische Herz ein. Sie sagen: Das ist ganz schön, aber man kann nicht wissen, ob es wahr ist. Wenn sie vom Endgericht hören, dann erschrecken sie wohl, aber nur für einen Augenblick, die Furcht legt sich bald wieder. Das sind Leute mit kurzen Gedanken, sie können noch nicht weiter schauen." Die Hörer schütteln ebenso ungläubig die Köpfe wie die Philosophen Athens, als ihnen Paulus von der Auferstehung sagte. Diese Botschaft ist dem Heiden vielleicht das allerfremdartigste am Evangelium, weil sie seine animistische Gedankenwelt vollständig auf den Kopf stellt.[2])

Es ist also eine **Vorbereitung** nötig, wenn auch diese Gabe des Evangeliums wertgeschätzt und angeeignet werden soll. Diese Vorbereitung vollzieht sich im Erleben des lebendigen Gottes; der Heidenchrist hat erfahren, daß bei ihm nichts unmöglich ist, hat Ver=

---

1) „Ich werde nie das Gefühl der Entmutigung vergessen, als ich einst mit Feuer und Inbrunst gesprochen hatte über die Auferweckung des Lazarus. Mit großer Andacht hatte man der Erzählung gelauscht, aber am Schluß der Versammlung sagte eine alte vornehme Frau: ‚So, ist das bei euch so, daß Tote lebendig werden? Bei uns kommt das nicht vor', und sofort ging man über zu einem Gespräch über alltägliche Dinge" (Kruyt, Inlander, S. 88). — Ein batakscher heidnischer Häuptling sagte zu Miss. Reitze: „Was du sagst, ist alles gut und schön. Aber was du von der Auferstehung der Toten gesagt hast, das kann ich nicht glauben" (Ber. der Rhein. Miss. 1902, S. 223).

2) Man sieht auch hieraus, daß im Herzen der Heiden die animistische Weltanschauung tiefer wurzelt als der Götterglaube. Dieser wird ohne Schwierigkeiten durch die Verkündigung des Neuen gestürzt; die Botschaft von der Auferstehung aber wird am allerschwersten geglaubt, weil sie das animistische Weltbild angreift. Die Kunde vom ewigen Leben ist der einzige Punkt der evangelischen Botschaft, dem die Heiden mit Zweifel begegnen. — „Die in ihrem tiefsten Wesen mystische, weil eben anschaulich nur in der Form einer plötzlichen Neuschöpfung zu denkende Idee einer Wiedererweckung des bereits in Staub zerfallenen Leibes liegt einem primitiven Denken völlig fern." (Wundt, a. a. O. S. 64.)

trauen zu ihm gewonnen, hat seine Liebe in Jesu Christo geschmeckt. Jetzt wird die Versicherung, daß auch der Tod diese, nun fundamental erlebte Gemeinschaft nicht zerstören kann, ihm lieblich klingen. Daß Jesus ein Herr ist über den Tod, weiß er aus der biblischen Geschichte; daß er, obgleich gestorben, jetzt lebt und ihm nahe ist, erfährt er im Gebets- und Glaubensleben täglich. Wenn er persönliche Gemeinschaft mit Jesu hat, kann das Wort vom ewigen Leben ihn nicht mehr befremden, es wird vielmehr denen, die nicht in den Anfängen der christlichen Entwicklung stehen bleiben, zu einem Postulat ihres Glaubens. Nur Jesus vermittelt den Heiden die Aneignung der Verheißung des ewigen Lebens. Weil sie in ihm Gott und seine Liebe erfahren haben, mit ihm in inniger Gemeinschaft stehen, seinen Tod und seine Auferstehung glauben, nur darum kehren sich ihre Vorstellungen vom Leben nach dem Tode um.[1]) Nur diejenigen Heidenchristen sind im Blick auf die Zukunft überzeugt vom ewigen Leben, die in Jesus den Heiland erlebt haben. Die Anfängerchristen machen sich aus der Gabe des jenseitigen Lebens noch wenig, ihnen überwiegt die Gabe der Gegenwart, ihre Befreiung und die Allmacht und Güte des großen Gottes.

So ist es zu begreifen, daß vielen der batakschen Christen der Glaubensartikel von der Auferstehung der Toten noch befremdlich bleibt. Wir Missionare haben mit Trauer bemerkt, wie ein Teil der Getauften noch nicht recht glauben kann, daß der Leib des Menschen auf Gottes Geheiß wieder aus dem Grabe hervorgehen und verklärtes Leben empfangen soll.[2]) Wer seine Gemeindeglieder kennt, macht die Beobachtung, daß diese Zweifler eben dieselben Leute sind, welche in Jesus den Heiland noch nicht ergriffen haben. Erst vom Allerheiligsten aus erschließt sich der

---

1) So argumentiert auch Paulus den zweifelnden Korinthern gegenüber: Weil sie an Jesu leibliche Auferstehung glauben, müssen sie ihre Vorstellungen vom Leben der Gläubigen nach dem Tode umbilden.

2) Die Naivität, mit der sie diesen Zweifel eingestehen, berechtigt zu dem Schlusse, daß alle übrigen Glaubensartikel, über welche sie keinen Zweifel äußern, wirklich geglaubt werden. Sie würden sonst ihre Bedenken ruhig eingestehen.

Blick in den Himmel. Niemand kann den Himmel offen sehen, der nicht auch des Menschen Sohn zur Rechten Gottes weiß. So lange der Heidenchrist mit Jesus noch keine oder wenig Gemeinschaft hat, bleibt die animistische Gedankenwelt in ihm eine hemmende Macht, auch wenn er mit dem Götzen- und Geisterdienst gebrochen hat. Nach animistischer Vorstellung kehrt die Seele des Menschen mit seinem Tode in die Allseele zurück; sie ist eine innerweltliche Kraft oder Materie. Was von dem Menschen nach dem Tode fortexistiert, ist der gespensterhafte Schatten seiner Persönlichkeit. So lange der Inländer an diesen Ideen festhält, ist es ihm ein unvollziehbarer Gedanke, daß die „Seele" des Menschen in vollkommenerer Daseinsform wieder einen Leib bekommen soll. Auch der Schatten des Toten im Jenseits kann nicht einen Leib empfangen. Wer ihn darüber eines Besseren belehren will, den lacht der Animist aus.[1]) Wenn aber der Heide Gottes Liebe in Christo erlebt hat — es muß notwendig ein Erlebnis sein —, dann weiß er ohne Belehrung, daß es um die Menschenseele etwas anderes ist, als er bisher geglaubt, daß sie Gegenstand der göttlichen Liebe, also etwas Persönliches, Wertvolles, Unvergängliches ist; daß sie ewig leben wird und von Gott mit einem neuen, besseren Leibe umkleidet werden kann, weil sie in Verbindung mit Gott getreten ist. Die sich abgewandt haben von den Idolen zu Gott, sind ihm nun so innig verbunden, daß sie voll Sehnsucht warten auf die Wiederkunft seines Sohnes vom Himmel, der ihre Gottesgemeinschaft vollenden wird. (1. Thess. 1, 9 f.) Die Hoffnung auf das ewige Leben erschließt sich dem jungen Christen soweit, als er Christum hat. Je inniger das Verhältnis zu Christo, desto lebendiger die Hoffnung. Wo Christus noch nicht der Weg und die Wahrheit geworden ist, da ist er auch noch nicht das Leben. Er ist die Auferstehung und das Leben; wer an ihn glaubt, dem erschließt sich die Welt des ewigen Lebens.

1) Es ist zu bedauern, daß man in der christlichen batakschen Terminologie für „Seele" „tondi" eingeführt hat, mit welchem Worte der Animist den Seelenstoff benennt. Dies Wort erschwert die Aneignung des christlichen Auferstehungsglaubens sehr.

Daß die Hoffnung auf das ewige Leben in der heidenchristlichen Welt eine Macht geworden ist, bezeugen die Erfahrungen aller Missionsgebiete. Ihre Echtheit erprobt sich an Sterbebetten und bei Todesfällen. Wenn die Anverwandten batakscher Christen sterben, dann hört man nicht mehr die wüste Trauermusik und die verzweifelten Klagegesänge, wie sie bei den Heiden als Äußerungen hoffnungslosen Schmerzes üblich sind. Die der Furcht vor dem Gestorbenen entstammenden Trauergebräuche werden nicht mehr beobachtet, wenigstens soweit sie als heidnisch bewußt empfunden werden. Alle, die an ein ewiges Leben glauben, beweinen ihre Toten ruhig und gefaßt.[1]) Die stärkste Probe für ihre Aufrichtigkeit hat die christliche Hoffnung auszuhalten, wenn einem Christen des Indischen Archipels ein Sohn, vielleicht gar der einzige, stirbt. Manche heidnische Mutter hat sich in verzweiflungsvollem Schmerz darüber erhängt. Die meisten Heidenchristen tragen diesen Schlag mit Ergebung, trösten einander und sagen von ihrem verstorbenen Kinde: es ist uns vorangegangen. Sehr oft, allerdings nicht immer, gewinnt es die christliche Mutter über sich, am Sonntag nach der Beerdigung ihres Kindes zum Gottesdienst zu kommen, obgleich, wie die Frauen sagen, ihr Schmerz durch den Anblick der vielen Mütter, die ihre Lieblinge noch bei sich haben, wieder angefacht wird.

Ergreifende Beispiele davon, wie heidenchristliche niassische Eltern, die erst kürzlich getauft waren, sich über den Tod ihrer Lieblinge trösteten, erzählt Lett. Wurde ihnen ihr Leid zu schwer, dann kamen sie auf die Missionsstation, um sich Trost zu holen. Das bekannte Kaulbachsche Bild „zu Gott" nahmen Eltern mit, um ihren Glauben daran aufrichten zu können. Getröstet brachten sie es später zurück: „Jetzt können die Heiden nichts mehr sagen; denn sie sahen es ja auf dem Bilde, daß unsre gestorbenen Kinder

1) Es kommt vor, daß Missionare energisch gegen heidnische Unsitten bei Todesfällen auftreten müssen. Dann ist es aber bei solchen Gemeindegliedern, die von Jesus noch wenig haben. Bei allen besseren Christen vollzieht sich die Umgestaltung der heidnischen Trauersitten in christliche, die vom Geist der Hoffnung durchweht sind, ganz von selbst. — Die würdige Art der Trauer rühmt Merensky von den Basutochristen (S. 304).

von Engeln nach oben getragen werden."[1]) Als dem mehr erwähnten Fetero sein ältester Sohn gestorben war, konnte er sagen: „Ich bin dankbar, daß mein Sohn daheim beim Herrn ist. Als Heide hätte ich es als das größte Unglück angesehen, wenn mein erstgeborener Sohn gestorben wäre; jetzt aber hat sein fröhliches Ende unser aller Glauben gestärkt."[2]) Eine niassische Mutter antwortete Missionar Fehr nach dem Tode ihres Kindes: „Warum soll ich denn trauern? Es ist ja in den Himmel gegangen."[3]) Eine batakſche Mutter konnte sagen: „Mein Sohn ist bei dem Herrn, allen Versuchungen und Sünden entrückt; ich wünsche ihn nicht zurück."[4]) Wer den verzweiflungsvollen Schmerz und die Untröstlichkeit heidnischer Eltern kennt, der kann sich derartige Äußerungen nur durch ein Wunder der göttlichen Kraft erklären.

Die lebendige Hoffnung verklärt die Sterbebetten vieler Heidenchristen. Es offenbart sich da nicht nur in Ausnahmefällen eine Sterbensfreudigkeit, die einem Heiden wie Wahnsinn erscheinen müßte. An vielen Sterbebetten junger und alter Heidenchristen ist uns in Sumatra die Lebendigkeit der Ewigkeitshoffnung erbaulich entgegengetreten. Ein batakscher Seminarist siechte an Schwindsucht dahin und ging einem schmerzensreichen Tode entgegen. Ohne Neid gegen seine gesunden Kameraden, ja mit Freude, ist er dem Rufe seines Herrn gefolgt, der ihn zu holen kam. Eine batakſche Frau sagte in der Sterbestunde, als ein mohammedanischer Besucher ihr Gesundheit und langes Leben wünschte: „Danach verlange ich nicht mehr. Mein Wunsch ist jetzt in den Himmel zu meinem Herrn zu gehen. Der Tod hat keinen Schrecken für mich." Verwundert erwiderte der Mohammedaner: „Diese Sprache kenne ich nicht. Wir sind bange und fürchten uns vor dem Tode."[5]) Eine niassische Christenfrau sagte auf dem Sterbebett: „Warum soll ich mich fürchten? Jesus hat mir meine Sünden vergeben; nun darf ich heimgehen."[6]) Alle Missionsblätter

1) Lett, a. a. O. III. S. 51 ff.
2) Ebenda, IV. S. 87.
3) Wegner, a. a. O. S. 87.
4) Ebenda, S. 368.
5) Ebenda, S. 348.
6) Ebenda, S. 359.

wissen zu oft von seligem Heimgang der Heidenchristen zu berichten, als daß man dergleichen zu den Ausnahmeerscheinungen rechnen dürfte. Die Innigkeit des Verhältnisses zu Jesu dem Erlöser und Herrn, als dessen Eigentum sie sich wissen, verbürgt den Sterbenden ihre Seligkeit bei ihm. Die Gewißheit, mit ihm nun vereinigt zu werden, wandelt die Todesfurcht in verklärte Freude.[1]) Die stumpfsinnige Resignation, mit welcher der Heide hingeht, ist bei vielen Christen verschwunden. Der Tod hat seinen Stachel verloren und ist ihnen zum Eingang ins Leben geworden. In vielen Fällen haben die Sterbenden noch das Bedürfnis, ihre Sünden zu bekennen, um alles aus dem Wege zu räumen, was zwischen ihnen und ihrem Heiland steht.

Nicht alle Christen sterben so freudig und getrost. Diejenigen aber, denen es beschieden ist, sind immer Leute, die in Jesu den Heiland gefunden und zu ihm ein inniges Verhältnis hatten. Je lebendiger die Gemeinschaft mit Christo und das Ergriffensein von seiner Liebe, um so ruhiger und seliger das Sterben. Die Sterbestunde ist die Probe auf die Innigkeit ihrer Stellung zu Jesu. Wer Jesum hat, der hat den Tod überwunden.

Oft wird berichtet, daß Sterbende Engel sehen, welche kommen, um sie zu holen. Ein batakscher Lehrer rief im Todeskampf: „Siehe, zwei Engel holen mich!“ Als ein niassischer Jüngling im Sterben lag, und seine heidnische Tante anfing zu klagen, sagte er: „Warum haltet ihr mich mit eurem Geheul auf, zum Herrn zu gehen? Schon kamen die Engel und wollten mich holen, und es war so schön da oben; darum schweigt still, daß ich heimgehen kann.“[2]) Oft glauben die Heimgehenden Jesum selbst zu sehen, der sie heimholen will. In Mayera (Goldküste) lag der Häuptling Salomo im Sterben. Nachdem er alle An-

1) Während der Christenverfolgungen in Madagaskar äußerten die Mörder der hingerichteten Christen wiederholt: „Es liegt ein Zauber in der Religion der weißen Leute, der die Todesfurcht hinwegnimmt“ (Eppler, Madagaskar, S. 148; 193).

2) Lett, a. a. O. IV. S. 87. — Merensky berichtet aus Botschabelo: „Merkwürdig war, daß viele Kranke vor ihrem Ende Stimmen hörten und Gesichte sahen, meist sahen sie weiße Gestalten, welche sie oft als ‚die unsern bezeichneten, die gekommen seien, sie zu rufen‘“ (S. 303 u. Anm.).

wesenden beweglich ermahnt hatte, rief er: „Mein Herr Jesus kommt mit vielen heimgegangenen Brüdern, mich heimzuholen.“ Auf die Frage, ob er sie erblicke, antwortete er: „Siehst du sie nicht? Hörst du nicht den Gesang? Der Heiland ist da mit Begleitern vor und hinter ihm, sie haben mich in die Mitte genommen und führen mich in die himmlische Stadt.“[1]) Eine 18jährige Chinesenfrau sah sterbend in die Höhe und rief mit lauter Stimme: „Jesus kommt, Jesus ist gekommen!“[2]) Eine christliche Papuafrau rief sterbend: „Jesus ruft mich, ich komme!“[3]) Die Lebendigkeit ihrer Gotteserfahrung und der mit dem Heiland gepflegte, kindlich gläubige Verkehr sind die Voraussetzung solcher Erlebnisse in der Todesstunde, an deren Realität zu zweifeln wir keinen Grund haben. Nicht selten offenbart uns Missionaren gerade die Todesstunde, daß in einem Heidenchristen innigeres Glaubensleben vorhanden war, als wir vermuteten.

Im Empfinden der Lebenden tritt die Hoffnung auf das Jenseits nicht in dem Maße in den Vordergrund, wie es in der alten Christenheit der Fall war. Weltgericht, Weltende und ewiges Leben üben nach meinen Beobachtungen weniger Einfluß aus auf das Glaubensleben der Neubekehrten als die oben erwähnten Motive. Das Richteramt Jesu am Weltende ist vielleicht diejenige seiner Funktionen, auf welche das religiöse Gefühl der heutigen Heidenchristen aus den Animisten am wenigsten reagiert. Ich kann aber nicht sagen, ob überall unter Naturvölkern dieselbe Beobachtung gemacht wird. Der Heidenchrist zweifelt nicht an den eschatologischen Aussagen der evangelischen Botschaft, aber sie gehen ihm nicht mit der gleichen Lebendigkeit ins Bewußtsein über und wirken sich nicht so fruchtbar aus wie die Gaben der Erlösung, der Gottesgemeinschaft und der Gottesliebe, die er bereits empfangen hat und dankbar genießt.[4])

Es ist nur natürlich, daß die Armen, Kranken und Be-

---

1) Miescher, a. a. O. S. 68.

2) Ebenda, S. 69; dort noch mehr Beispiele von seligem Sterben.

3) Coolsma, a. a. O. S. 774; auch 776; 778; 785. Weiter vergl. Wegner, a. a. O. S. 352; 366.

4) Vergl. oben S. 296 f.

ladenen am intensivsten den Gedanken an den Himmel ergreifen, und daß ihnen diese Seite der Verkündigung besonders anziehend wird. In der batakschen christlichen Aussätzigenkolonie ist schon manchem Besucher aufgefallen, wie fröhlich die schwer leidenden Krüppel ausschauen. Was macht sie in ihrem Jammer so fröhlich? Sie sagen es selbst: die Botschaft, daß Gott auch sie, die Ausgestoßenen, in seinen Himmel berufen hat, und daß sie dort einen reinen, gesunden Leib erhalten werden.[1]) Als Heiden wußten sie es nicht anders, als daß Aussätzige auch im Jenseits wieder aussätzige Parias sein würden. Mit welcher Freudigkeit können diese zur christlichen Hoffnung wiedergeborenen Aussätzigen sterben! Keine Macht dieser Welt konnte sie ihrem stumpfen Fatalismus entreißen; Jesus hat es getan durch seine unaussprechliche Gabe. Auch Arme, Leidende, Witwen, Sklaven ergreifen freudig die Hoffnung auf ein Leben, wo Gott alle Tränen abwischen wird von ihren Augen. Die Hoffnung gibt ihnen die Kraft, ihr Kreuz geduldig zu tragen.[2]) Wie hätten die Märtyrer von Madagaskar, China, Uganda, Südafrika die Freudigkeit gehabt, für ihren Herrn den qualvollen Tod mutig zu erdulden, wenn in ihnen nicht die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit ihm eine lebendige Macht gewesen wäre? Welche Kräfte müssen in einem Heidenherzen wirksam werden, bis seine fatalistische Todesresignation umgewandelt ist in die triumphierende Sterbensfreudigkeit eines Blutzeugen! Der im Evangelium sich kundtuenden Kraft Jesu ist es gelungen, aus irdisch gesinnten Heiden Menschen zu machen, deren Bürgertum im Himmel ist, wo sie Jesum Christum als ihren Retter und Vollender ihrer Seligkeit wissen.

---

1) Dieselbe Erfahrung machte man in Ostafrika an einigen Aussätzigen in Neu-Bethel, welche die Botschaft von der Hoffnung auf ein besseres Leben im Jenseits mit großer Freude aufnahmen (Döring, Morgendämmerung, S. 135). — Ähnliches berichtet Nottrott von den Aussätzigen, deren sich die Kolsmission annimmt (Die Goßnersche Mission 1874—1887, S. 165).

2) Es geht vielen Kranken wie jenem kranken Niasser, der besonders gern vom jenseitigen Leben hörte. Oft bat er den Missionar: „Erzähle mir noch etwas von dem ewigen Leben" (Wegner, a. a. O. S. 88).

Reich und vielgestaltig ist die Gabe des Evangeliums an die Heiden: Es bietet ihnen sichere Kunde vom Überweltlichen an; es verbürgt ihnen die Wahrheit als Gottes Geschenk; es versetzt sie in persönliche Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott; es erlöst sie aus dem harten Dienstverhältnis, in welchem die Nichtgötter sie gefangen hielten, und aus quälender Furcht in jeder Gestalt; es gießt über sie aus den warmen Sonnenschein der Liebe Gottes; es salbt ihre erblindeten Augen, daß sie die Ursache ihres Elends, die Sünde, und zugleich die gottgewirkte Versöhnung sehen lernen; es rüstet sie aus mit Lebenskräften für einen geheiligten Wandel in Gott; es macht ihre Herzen fröhlich und stark durch die selige Hoffnung auf ein ewiges, vollkommenes Leben bei Gott. Als Gabe gewinnt „die gute Botschaft" die Heiden, nicht als Forderung, nicht als Belehrung. Ironische Überlegenheit und gebietender Befehlston sind ihr gleich fremd; sie lockt und ladet mit lindem Wort, den Mühseligen Ruhe für ihre Seelen verheißend.

Der großen Gabe Gottes, die sich so mannigfach auseinander legt, bringt das animistische Heidentum Bedürfnis entgegen. Es hungert nach Gewißheit und autoritativ verbürgter Selbstmitteilung von Gott; es tastet nach dem einen Gott, dem Macht eignet; es seufzt nach Befreiung aus dem herben Dienste des Nichtigen; schmerzlich entbehrt es der Liebe, denn es atmet Furcht; es verkommt in dem Schmutz seiner Unsittlichkeit und Roheit; es empfindet Grauen vor dem Grab und Jenseits. Nicht freilich so, als ob alle Heiden diese Bedürfnisse klar empfänden. Es kann nur von latenter Sehnsucht die Rede sein. Wer aber sein Ohr ans Herz des Heidentums legt, spürt den leisen Pulsschlag des Verlangens nach Rettung. Es kann jemand eine zehrende Krankheit mit sich herumtragen, ohne ihren Namen zu kennen, ja ohne zu

wissen, wie krank er ist; nur in Augenblicken der Selbstbesinnung ahnt er, daß ihm etwas fehlt, was er nicht definieren kann. Scheinbar genügsam und befriedigt von ihrer Religion, sind die animistischen Heiden todkrank; sie haben ihre Bestimmung verfehlt. Daß es Gott ist, der ihnen fehlt, wissen sie nicht zu sagen, werden es zunächst auch kaum zugeben. Gewohnheit, materialistischer Sinn und Trägheit haben die zarten Empfindungsorgane der Seele mit schwieligen Hornhäuten überzogen. Die orientierende Magnetnadel ist verrostet, der Spiegel des Gewissens durch Schmutz und Staub blind geworden. Aber die Mängel werden einer nach dem andern allmählich gesehen, wenn das helle Licht des Evangeliums darauf fällt. Je mehr es Tag wird, um so schärfer treten die Umrisse des Verborgenen heraus.

Das Evangelium nennt die schwere Krankheit mit scheinbar erbarmungsloser Wahrhaftigkeit; es reißt den Heiden den Schleier der Selbsttäuschung ab; es sagt ihnen, schonend aber bestimmt: ihr geht in der Irre, liegt im Banne der Lüge, seid fern von Gott, Sklaven des Teufels, ohne Liebe, unrein, hoffnungslos. Die Bestimmtheit der Diagnose tut dem Todkranken weh, aber ohne sie kann die Gabe nicht gewürdigt und der Retter nicht ergriffen werden. Dem bewußt gewordenen Mangel stellt das Evangelium die entsprechende Gabe gegenüber und fragt: Willst du gesund werden? Das Annehmen der Gabe fordert den ganzen Willen des Menschen. Es gibt genug Heiden, die nicht gesund werden wollen. Denen kann das Evangelium nicht helfen. Oft wird erst unter dem Angebot der Gabe das Gefühl für den Mangel erwachen. Die richtige Medizin kann heilen, ehe der Kranke den Namen seiner Krankheit gehört hat, wenn er willig den heilsamen Trank annimmt.

Es ist nicht notwendig, daß Anbietung und Annahme der evangelischen Gaben sich in der dargelegten Reihenfolge abspielt. Je nach den Vorzügen und Fehlern des missionierten Volkes, nach persönlichen Erlebnissen und Bedürfnissen der einzelnen, kann diese oder jene Seite des Edelsteins zuerst aufleuchten und anreizen. Was vorwiegend als Mangel schmerzlich im Bewußtsein sich fühlbar macht, das wird zuerst nach Heilung

und Befriedigung verlangen. Es ist unwesentlich, ob zuerst die Macht Gottes gegenüber der Ohnmacht der Götzen erlebt wird, oder ob die Furcht vor den Geistern den Gebundenen zum Befreier hinzieht, oder ob Gottes Liebe den selbstsüchtigen Heiden auf die Kniee treibt, oder ob die Hoffnung auf ein vollkommenes Leben oder das Verlangen nach sittlicher Reinheit zum entscheidenden Antriebe wird. Von der schwächsten Seite aus wird der Zugang zur Festung erstürmt. Den muß der Missionar aufsuchen.

Der animistische Heide ist ein Herdenmensch; irgend eine Gabe des Evangeliums wird dem eigenen Denken und Willen in ihm zur Geburt verhelfen; von dieser Seite aus wird das Evangelium ihn überwinden. Jedes Menschen Weg zu Gott ist in seiner Art einzig, Schablonen kennt das geistliche Leben nicht. Wohl aber Typen. Den Typus der Bekehrung des Animisten haben wir zu zeichnen versucht. Einzelne kommen vielleicht zu Gott auf einem abkürzenden Fußpfade, der aber steiler und mühevoller ist. Immer bleibt es ein komplizierter psychologischer Vorgang, wenn ein Heide sich abwendet von seinen Göttern und Gott erlebt. Die Bedingungen dieses großen Erlebnisses und die dabei wirksamen Faktoren, die menschlichen und die göttlichen, die innerweltlichen und die überweltlichen, begrifflich aus einander zu legen und nach Möglichkeit in Rechnung zu stellen, war die Aufgabe der obigen Untersuchung.

Durch ein Prisma läßt sich der Lichtstrahl in ein buntes Farbenband aus einander legen. Der Naturforscher beobachtet, wie der eine weiße Sonnenstrahl sich in viele Einzelstrahlen zerteilen läßt, deren jeder besondere Gestalt und Eigenschaften hat. Unsere Untersuchung gleicht der Spektralanalyse: Was wir unter die Lupe genommen haben, sind die vielgestaltigen, bunten Ausstrahlungen der göttlichen Kraft, wie sie in der Finsternis des Heidentums wie in einer Dunkelkammer gleich einem leuchtenden Farbenbande sich klar abheben. Der Kundige kann aber auch die zerstreuten farbigen Strahlen im Prisma vereinigen und zu ihrer Wesenseinheit, dem weißen Lichtstrahl, zurückführen. Der Verlauf der Untersuchung hat es immer deutlicher gezeigt, was der blendend weiße Strahl, die Zusammenfassung aller einzelnen Kräfte und

Gaben des Evangeliums ist, es ist die Person Jesu Christi des Gottmenschen. In ihm schauen wir das belebende Licht der geistlichen Welt, die Sonne des Planetensystems. Alles göttliche Leben in menschlichen Herzen geht von ihm aus, wie alles Leben auf der Erde von der Sonnenkraft stammt. Alle geistlichen Kräfte sind Ausstrahlungen der seinigen.

Das menschliche Auge nimmt nicht alle Farben des Sonnenspektrums auf; es fehlt ihm die Fähigkeit, die ultravioletten und ultraroten Strahlen wahrzunehmen. So bemerken wir nur eine beschränkte Anzahl von Äußerungen der göttlichen Kraft; es bleiben noch viele unserm Geistesauge verborgen. Was wir zu erkennen vermögen, sind nur Bruchteile, aber diese sind lebenweckende Ausstrahlungen des göttlichen Lichts und Tatbeweise seiner kraftvollen Wirklichkeit.

Wenn der Lichtstrahl durch gasförmige Körper hindurchgeht, so zeigen sich charakteristische Verdunkelungen im Farbenbande des Spektrums. Wenn die göttlichen Lichtstrahlen durch Menschenherzen hindurchgehen, gibt es dunkle Flecken im Spektrum; nie tritt die reine Gotteskraft vor das Auge, immer ist ihr Licht getrübt durch irdische Beimischungen. Darum wird jedes Bild menschlicher Bekehrung entstellende Flecken aufweisen, mehr oder weniger starke Verdunkelungen des Lichts, die ihren Ursprung im Menschenherzen haben. Die Untersuchung hat sie herausgehoben.

Jesus Christus ist der göttliche Lichtstrahl, welcher die Welt erleuchtet, wärmt und belebt. Die Untersuchung auf Grund der übereinstimmenden Erfahrung der evangelischen Mission hat ergeben, daß in stetig wachsendem Maße Jesus das Licht der Heiden wird, daß ihre Umänderung sich an ihm und durch ihn vollzieht. Soviel Jesus, soviel neue Kreatur. Bei der anfänglichen Berührung des Heiden mit dem Evangelium scheint seine Person wenig zu wirken; er arbeitet noch hinter dem Vorhang. Vorbereitend empfindet der Heide die Offenbarung Gottes, die sich seinem Herzen als Wahrheit bezeugt. Wenn er weiter die Macht des persönlichen, lebendigen Gottes durch die biblische Geschichte und das eigene Erleben von Gottes Allmacht erfährt, so ist es schon —

mehr oder weniger bewußt — der in die Menschheit eingegangene Jesus, durch den ihm das Licht kommt. Immer deutlicher und greifbarer wird das Bild Gottes, das der Heide durch Jesum gewinnt. Weil Gott und Mensch, kann Jesus ihm die Darstellung Gottes werden. Jesus wird der Mittler zwischen Gott und Mensch, die Brücke zwischen der übersinnlichen Welt und der irdischen; das Unsichtbare wird körperlich in ihm. Sodann wird Jesus dem Heiden oder Heidenchristen der Befreier, der ihn machtvoll erlöst vom Satansdienst, Furcht und Fatum. Allen sichtbar ficht er für alle den Menschheitskampf zwischen Gut und Böse siegreich aus, den Kampf, in welchem der gottentfremdete Mensch stets unterlegen ist. Am größten aber wird Jesus dem Heidenchristen, wenn ihm Gottes Liebe in ihm aufgeht. Ohne den Gottmenschen würde die heidnische Welt das Evangelium der Liebe nie fassen. Der Gekreuzigte überwältigt die liebeentwöhnten Herzen mit einer Kraft, welche in der Finsternis der Heidenwelt besonders hell aufleuchtet. Nur Jesus, der sich selbst hingab, der Unschuldige für die Schuldigen, erweckt im selbstgerechten heidnischen Herzen das demütigende Schuldbewußtsein dem heiligen Gott gegenüber. An dem, der von keiner Sünde wußte, aber für die Sünder zur Sünde wurde, erkennt die gottlose Menschheit ihre Sünde. Indem die Sünde an dem Heiligen heimgesucht wird, enthüllt sie sich den Blinden in ihrer häßlichen Nacktheit und Gottwidrigkeit. Nur der Tod Jesu vermag dies Wunder zu vollbringen. Ebenso ist es allein Jesus, der die sittliche Umgestaltung des Heidenchristen bewirkt: um des gewonnenen Verhältnisses zu seinem Heiland willen tritt der Jünger Jesu in den sittlichen Kampf mit wachsendem Ernst ein. Seine Gemeinschaft mit Jesu ist die Kraft seines sittlichen Verhaltens. Nur wer Jesus gefunden hat und in ihm bleibt, bringt Frucht. Wer Jesus den Heiland hat, kann in seiner Kraft und um seinetwillen vergeben, lieben, geben, die Wahrheit sagen, ehrlich, keusch, demütig, geduldig, freundlich werden. In Jesus dem Auferstandenen endlich wurzelt die Hoffnung auf ein ewiges Leben, d. i. auf eine Daseinsform, wo der Gläubige mit seinem geliebten Heiland ohne Hemmnis vereinigt ist und seine Gemeinschaft ungetrübt genießt.

So viel der Heidenchrist von Jesu hat, so viel hat er vom Gold des echten geistlichen Lebens. Alles andere ist Talmi. Er hat Gemeinschaft mit Gott, so weit er Jesus ergriffen hat. Er wird erwärmt von der Gottesliebe, so weit sie sich ihm in Jesus enthüllt hat. Seine Sündenerkenntnis richtet sich nach dem Maße seiner Erfahrung der Jesusliebe. Er kämpft gegen die Sünde mit einem Eifer, der sich an Jesus entzündet und an seinem Verhältnis zu ihm reguliert. Er ist bestrebt, das Gute zu tun, so viel als ihm aus Jesu Gemeinschaft Antrieb und Kraft zuströmt. Seine Diesseitigkeitsseligkeit wird überwunden von der Hoffnung auf das ewige Leben in dem Maße, als ihn die Innigkeit seines Verhältnisses zu Jesu die Vereinigung mit ihm teils erfahren teils noch ersehnen läßt. Es gibt keinen in der Wahrheit wandelnden Heidenchristen, dessen religiöse und sittliche Kraft nicht in Jesu liegt, der nicht in der Gemeinschaft mit seinem Heiland das höchste Gut gefunden hätte. Wo ein Heidenchrist uns überrascht durch Gebetsfreudigkeit, kindlichen Glauben, innige Liebe zu seinem Heiland und zu seinen Mitmenschen, durch Leidensstärke, Bekennermut, Zeugeneifer, Opferwilligkeit, Ernst des christlichen Wandels, fröhliches Abscheiden aus dieser Welt — da sind es Äußerungen seines Lebens in der Gemeinschaft mit Jesu. Weil ihm Jesus so zentral geworden ist, bringt er ihm nicht nur Dankbarkeit, sondern Anbetung und göttliche Verehrung dar.

Man kann einzelne Kräfte von Jesu haben. Auch das Abendrot ist lieblich, obgleich es nur einige farbige Strahlen des Spektrums zur Wirkung kommen läßt. Auch die den Saum von des Heilands Gewand anrühren, treten mit ihm in Kontakt und spüren seine Kraft. Die Heiden, welche zunächst nur den Dämonenüberwinder in Jesu schätzen, werden wirklich durch ihn frei. Alles, was man von Jesu hat, sei es noch so wenig, und liege es auf der Peripherie, ist real und kraftvoll. Wir alle haben nur einzelne Strahlen des Lichtes der Welt. Die Jünger hatten vorerst wenig von Jesu ergriffen, aber damit hatten sie Lebenskraft von ihm, und die wirkte in ihnen. Auf das graue, dann rotgelbe Morgenlicht folgt der weiße Sonnenstrahl mit all seiner Schöne und Kraft. Einmal im Kraftbereich Jesu,

werden die Heidenchristen von Herrlichkeit zu Herrlichkeit weiter geführt, wenn ihr Wille darauf eingeht.[1]) Wenn es nur Kraft von Jesu ist, und nicht ein wertloses Surrogat, was in ihnen arbeitet, dann werden sie stetig am inwendigen Menschen wachsen. Mag die Gabe in irdenen Gefäßen angeboten und in irdenen Gefäßen empfangen werden, nicht die Gefäße bedingen das Leben des neuen Menschen, sondern deren Inhalt, die Gotteskraft. Ohne diese Kraft möchte dem Überbringer des Evangeliums die Lust zur Missionsarbeit bald vergehen. Aber der Träger göttlicher Lebenskräfte zu sein, ist des Missionars Ehre, Freude und Kraft.

Es ist ein inhaltsreiches Wort, wenn die Evangelisten von Jesu bezeugen: es ging Kraft von ihm aus und heilte alle. Von ihm geht die Kraft aus, welche die Heidenherzen anzieht, schmilzt und umgießt, welche Leben, Liebe und Hoffnung in ihnen erweckt. So hat nie ein Mensch gewirkt wie dieser. Er ist die in die Menschheit eintretende Gotteskraft. Hunderttausende von Heidenchristen, die aus dem Tode ins Leben hinüber gerettet sind, beugen ihre Kniee vor ihm und bezeugen freudig: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesus Christus.

---

1) Utschimura sagt von sich: „Nachdem ich den Sohn Gottes endlich ergriffen hatte, ging es noch oft auf und ab in mir, aber doch mehr auf als ab“ (S. 89).

Verzeichnis
der angezogenen Bücher und Aufsätze.

Dr. N. Adriani, I. Het Mohammedaansche gedeelte van Ned. Indië als Zendingsgebied. 25. alg. Ned. Zend. Conf. te Amsterdam. 1907. S. 21 ff.

II. De Zending in Midden-Celebes (Overdruk uit Onze Eeuw. Sept. 1908). Haarlem 1908.

Barmer Missionsblatt.

M. Baumgarten, L. A. Seneca und das Christentum. Rostock. 1895.

Th. Bechler, Einzelbekehrung und Volkskirche nach den Erfahrungen der Brüdermission. (Die Einwurzelung des Christentums in der Heidenwelt. Gütersloh. 1906).

Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.

Berichten van de Utrechtsche Zendingsvereeniging.

Bilder aus der französischen Sambesi-Mission. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 20 ff.

H. Bohner, I. Im Lande des Fetisches. Basel. 1905.

II. Wie ich den Heiden predige. Basel. 1888.

E. Brutzer, Der Geisterglaube bei den Kamba. Leipzig. 1905.

Ch. Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinden. Allg. Miss.-Zeitschr. 1894, S. 193 ff.

F. Büttner, Träume und Gesichte in der Mission. Evang. Miss. Mag. 1900. S. 420 ff.

Büttner, Miss. Aus der Studierstube eines Bibelübersetzers. Allg. Miss.-Zeitschr. 1881, S. 185 ff.

Chinesische Ahnenverehrung. Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, Beibl. S. 57 ff.

Chronicle of the London Missionary Society. 1907, S. 163 f. u. 1908, Nr. 2.

J. Coolsma, De Zendingseeuw voor Nederlandsch Oost-Indië. Utrecht. 1901.

L. Dahle, Wie soll die Verkündigung des Evangeliums durch Missionare beschaffen sein, damit sie Boden bei den Heidenchristen finde? (Verhandlungen der 11. Kontin. Miss.-Konf. zu Bremen) 1905.

Deinzer, Die Neuendettelsauer Heidenmission in Neu-Guinea. Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 34 ff.

W. Dilger, Die Grundzüge der Missionspredigt in Indien. Allg. Miss.-Zeitschr. 1890, S. 505 ff.
P. Döring, I. Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika. Berlin 1899.
II. Lehrlingsjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika. Berlin. 1900.
Ch. F. Eppler, I. Tränensaat und Freudenernte auf Madagaskar. Gütersloh. 1874.
II. Die Karenen und ihre Bekehrung zum Christentum. Allg. Miss.-Zeitschr. 1879, S. 49 ff.
Die Evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten. Berlin. 1896.
Fellmann, Das methodistische Missionswerk im Bismarckarchipel. Allg. Miss. Zeitschr. 1905, S. 30 ff.
Fetero, oder der goldene Faden der vorbereitenden und berufenden Gnade Gottes. Barmen 1901.
O. Flex, Die S. P. G. in Barma. Allg. Miss. Zeitschr. 1893, S. 13 ff.
E. Fries, I. Rundbrief Nr. 26, 1906; Nr. 29, 1907; Nr. 30, 1907; Nr. 31, 1907.
II. Das Koppenfnellen auf Nias. Allg. Miss. Zeitschr. 1908, S. 73 ff.
Gloyer, Die Heidenpredigt und ihre Hilfsmittel. Berlin. 1907.
R. Grundemann, J. F. Riedel. Gütersloh. 1873.
H. Hackmann, I. Der Buddhismus in China, Korea und Japan (Religionsgeschichtl. Volksbücher). 1906.
II. Der südliche Buddhismus und der Lamaismus. (Religionsgeschichtl. Volksbücher). 1905.
Hahn, Die Mission an den Aussätzigen in Indien. Allg. Miss. Zeitschr. 1888. Beibl. S. 65 ff.
Haller, Augustin, De catechizandis rudibus. Allg. Miss. Zeitschr. 1897. S. 120 ff.
A. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Leipzig. 1902.
J. L. van Hasselt, Gedenkboek van een vijfentwintigjaarig zendeiingsleven op Nieuw-Guinea. Utrecht. 1888.
A. Hauck, Altkirchliche und mittelalterliche Missionsmethode. Allg. Miss.-Zeitschr. 1901, S. 305 ff.
J. Hesse, I. Heidenpredigt in Indien. Basel. 1883.
II. Ist ein Vorläufer nötig? Evangel. Miss. Mag. 1894, S. 129 ff.
M. Hoch, Die Taufbewerber in der indischen Mission (Basler Missionsstudien). 1901.
J. Irle, Die Herero. Gütersloh. 1906.
Th. Jellinghaus, I. Die Kols in Ostindien und ihre Christianisierung. Allg. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 24 ff.
II. Ein Blick in die Santalmission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1877, S. 78 ff.

M. Kähler, I. Die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem Neuen Testament. Allg. Miss.-Zeitschr. 1894, S. 241 ff.

II. Dogmatische Zeitfragen. II. Angewandte Dogmen. Leipzig. 1908.

Kikebusch, Die evangelische Mission auf Tahiti. Allg. Miss.-Zeitschr. 1881, S. 18 ff.

Kölbing, R. Moffat, der Vater der Betschuanenmission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1902, Beibl. S. 25 ff.

Kriele, Die beginnende Freudenernte der Rhein. Mission auf Neu-Guinea. Allg. Miss.-Zeitschr. 1908. S. 26 ff.

Krüger, Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika. Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, S. 111 ff.

A. C. Kruyt, I. Het Animisme in den Indischen Archipel. s'Gravenhage. 1906.

II. De Inlander en de Zending. Amsterdam. 1907.

III. De Inlandsche staat en de Zending. Indisch Genootschap van 23. Okt. 1906. S. 79—109.

IV. De Indonesische Rechter in het Hiernamaals. Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. van Wetenschappen. 4 reeks, deel VIII. 1907.

V. De Rystmoeder in den Indischen Archipel. Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. van Wetenschappen. 4 reeks, deel V. 1903.

VI. Het Karakter der heiden-zending in onze Oost. 20. alg. Nederl. Zend. Conf. te Amsterdam. 1906.

G. Kunze, Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden. I—IV. Barmen. 1897.

Kurze, Mikronesien und die Mission daselbst. Allg. Miss.-Zeitschr. 1887, S. 64 ff.

A. Lett, Im Dienst des Evangeliums auf der Westküste von Nias. I—IV. Barmen 1901.

G. Maan, De beteekenis van den Islam voor zyne belyders in Nederl. Indië. Mededeelingen van wege het Nederl. Zendelinggenootschap. 50. deel, 2. stuk.

Manley, Der Hindugötze. Allg. Miss.-Zeitschr. 1906, S. 159 ff.

Mayr, Rangun und die Mission daselbst. Allg. Miss.-Zeitschr. 1883, S. 169 ff.

A. Merensky, Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südost-Afrika. Bielefeld. 1888.

E. Miescher, Die Bekehrung bei Christen und Heiden (Basler Missionsstudien). 1906.

Mirbt, Die innere Berechtigung und Kraft des Christentums zur Weltmission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1906, S. 445 ff.

Missionsblatt der Brüdergemeine.

Missionsrundschau, Allg. Miss.-Zeitschr. 1907, S. 339 ff.

G. Müller, Geschichte der Ewe-Mission. Bremen. 1904.

J. Müller, Das persönliche Christentum der Paulinischen Gemeinden Leipzig. 1898.

Nitschkowsky, Der chinesische Ahnenkultus. Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, S. 289 ff.
L. Nottrott, I. Die Goßnersche Mission unter den Kols. Halle. 1874.
II. Die Goßnersche Mission unter den Kols. Die Arbeit in den Jahren 1874—1887. Halle. 1888.
Oehler, Unsre heidenchristlichen Gemeinden. Evangel. Miss. Mag. 1899. S. 1 ff.
Ostwald, Die Religionen Japans. Allg. Miss.-Zeitschr. 1906, S. 323 ff.
P. Ranke, Die Mission am oberen Niger. Allg. Miss.-Zeitschr. 1883, S. 104 ff.
J. Richter, I. Uganda. Gütersloh. 1893.
II. Indische Missionsgeschichte. Gütersloh. 1906.
P. Richter, I. Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo. Allg. Miss.-Zeitschr. 1903, S. 105 ff.
II. Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunkeln Erdteil. Allg. Miss.-Zeitschr. 1902, S. 437 ff.
III. Die Gordongedächtnismission im Sudan. Allg. Miss.-Zeitschr. 1906. S. 537 ff.
Rösler, Die Furcht im Leben der Schambala. Nachrichten aus der Ostafrikanischen Mission. 1906, Nr. 7, 8, 9.
Roy, Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit. Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 358 ff.
Schneider, I. Die Buschneger Surinames. Allg. Miss.-Zeitschr. 1893. Beibl. S. 3 ff.
II. Die ersten Streiter der Brüdermission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1901. Beibl. S. 49 ff.
A. Schreiber, I. Die Battas auf Sumatra. Allg. Miss.-Zeitschr. 1876. S. 257 ff.
II. Die inländischen Christengemeinden des Indischen Archipels. Allg. Miss.-Zeitschr. 1883, S. 251 ff.
G. Simon, Tole, Vorwärts. Gütersloh. 1904.
N. Söderblom, Die Religionen der Erde (Religionsgeschichtl. Volksbücher). Halle. 1905.
J. Spieth, Die Ewe-Stämme. Berlin. 1906.
G. Stosch, I. Das Heidentum als religiöses Problem in missionswissenschaftlichen Umrissen. Gütersloh. 1903.
II. Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten? Allg. Miss.-Zeitschr. 1902, S. 3 ff.
III. Im fernen Indien. Berlin. 1896.
Strümpfel, Dr. Mackays Arbeit auf Formosa. Allg. Miss.-Zeitschr. 1897, S. 3 ff.
H. Sundermann, Die Insel Nias und die Mission daselbst. Barmen. 1905.
H. Taylor, I. Ein chinesischer Gelehrter. Gütersloh. 1902.
II. Pastor Hsi. Gütersloh. 1904.
Tiele, Kompendium der Religionsgeschichte. 3. Aufl. von N. Söderblom. Breslau. 1903.

Trittelvitz, Die Bielefelder Ostafrika-Mission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1908. S. 126 ff.

Kanso Utschimura, Wie ich ein Christ wurde. 1904.

J. Vahl, Die skandinavische Santalmission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1896, S. 220 ff.

G. Wagner, Die heidnischen Kulturreligionen und der Fetischismus. Heidelberg. 1899.

v. Walter, Die Absolutheit des Christentums und die Mission. Neue Kirchliche Zeitschr. 1906, S. 832 ff.

G. Warneck, Missionslehre.

J. Warneck, I. Der batakſche Ahnen- und Geisterkult. Allg. Miss.-Zeitschr. 1904, 1 ff.

II. Studien über die Literatur der Toba-Batak. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen. Berlin. 1899, S. 101 ff.

III. Wie ein Wohnsitz der bösen Geister zu einem Wohnsitz des Geistes Gottes wurde. Geschichten und Bilder aus der Mission. Halle 1907.

IV. Die Christianisierung der batakschen Sprache. Missionswissenschaftliche Studien. Berlin. 1904.

V. Religions-Urkunden der Völker. Herausgegeben von Lic. Dr. J. Boehmer. Die Religion der Batak. Leipzig. 1908.

R. Wegner, Einzelzüge aus der Arbeit der Rheinischen Mission. Gütersloh 1900.

Witteborg, Ein frühvollendetes Missionarsleben. Gütersloh. 1905.

W. Wundt, Völkerpsychologie. II. Mythus u. Religion. 2. Teil. Leipzig. 1906.

P. Wurm, I. Handbuch der Religionsgeschichte. Calw. 1908.

II. Die Religion der Küstenstämme in Kamerun (Basler Missionsstudien). 1904.

Zahn, I. Die evangelische Heidenpredigt. Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, S. 26 ff.

II. Zeichen und Wunder in der Mission. Allg. Miss.-Zeitschr. 1893, S. 241 ff.

Namen- und Sachregister.

Ernst Röttger's Buchdruckerei (Inh. Edm. Pillardy), Kassel.

Warneck
Die Lebenskräfte des
Evangeliums
325283

OCT 1947 DEC 12 1954

DEC

OCT 27 19

OCT 29

3- 10654